P. o. germ.
1928
n/3

P. o. germ. 1928 u/3 Maltitz

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

24746.

Leibnitz

und

die beiden Kurfürstinnen.

Historischer Roman

von

Hermann von Maltitz.

Dritter Band.

Lindauersche Bibliothek.

Berlin, 1863.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Der neue Kurfürst.

Wer die Carnavalzeit am hannoverschen Hofe kannte, würde sich im Verlaufe des Januar 1698 über die Stille im Residenzschlosse gewundert haben, wo nicht die mindesten Vorbereitungen für die gewohnten Tage des lustigen Maskenspieles getroffen wurden, wenn nicht ein schweres, unheimliches Gerücht seit Neujahr die Kreise des engeren Hofadels durchbrochen und sich in der Stadt verbreitet hätte. Der Hof war, ganz gegen seine Gewohnheit, im Beginn des Novembers nicht von Herrenhausen aufgebrochen, sondern hatte draußen überwintert; Bälle und Concerte waren hin und wieder, wie verlautete, ohne Anwesenheit des Kurfürsten veranstaltet worden; was man dem Lande aus gewissen persönlichen und politischen Rücksichten seit einem Jahre zu verheimlichen beflissen gewesen war, blieb kein Geheimniß mehr. Der Kurfürst Ernst August

ging in einem traurigen Körperzustande und in langwieriger Krankheit seiner Auflösung entgegen.

Die übermäßige Leibesdicke und eingetretene Fettsucht, die gewöhnlichen Folgen eines stark genossenen Lebens, waren mit einer allgemeinen Hinfälligkeit gestiegen. Die Augenschwäche war bereits in gänzliche Verfinsterung des einen Auges und allmählige Erblindung beider fortgeschritten, als er noch am leitenden Arme der Gräfin Platen, oder seines Adjutanten von Ilten sich in's Schauspiel, Concert und Audienzzimmer führen ließ und von Dingen sprach, die nur ein Sehender beurtheilen konnte, um die öffentliche Meinung über seine Blindheit zu täuschen.

Es war für seine Favoritin kein leichter Dienst, den ohnehin eitlen und mißlaunig gewordenen Herrn über Alles zu unterrichten, durch fühlbare Zeichen ihm anzudeuten, wie er die Personen oder die Gegenstände, die er anredete oder worüber er sprechen wollte, zu nehmen hatte. Seit dem vergangenen Spätsommer aber, nicht lange nach Peter's Abreise und der polnischen Königswahl, war er nicht mehr in den Salons erschienen; man erfuhr, daß er krank sei; zur Zerstreuung des Adels wurden einige Bälle und Concerte im städtischen Residenzschlosse veranstaltet, dennoch aber wurde das Publikum nicht dadurch getäuscht, denn der Kurprinz Georg war im Stillen zum Mitregenten ernannt. Die Leibmedici waren sehr rührig, der Hof

blieb den Winter über in Herrenhausen, Jedermann wußte, daß der blinde, schwerfällig hülflos auf sein Lager gefesselte Kurfürst unfähig war, seine Sommer-Residenz zu verlassen. — Mit schwerem Herzen weilte Sophia, als die Krankheit bedenklicher geworden war, am Bett und Sessel des Gemahls, bei dem die Gräfin den ersten Platz der Pflegerin eingenommen hatte und auch allein vom Kranken dazu aufgefordert wurde, da sie ihn am Besten verstand.

Es war für die Kurfürstin eine doppelte, schwere Prüfung ihres Gemüthes und ihrer Charakterstärke, neben der Buhlerin noch einmal ihre Lebensstellung zu fühlen und den Gedanken an die Zukunft mit der Erinnerung vieler Jahre zu verknüpfen. Und der Gedanke an Das, was kommen würde, rief ihren Muth auf, auch ferner die Lebenskunst ihrer Philosophie anzustrengen, um auch im höheren Alter ihre Stellung als verwittwete Kurfürstin nicht einzubüßen. Ihr Blick in die Zukunft war nicht hell. Der älteste Sohn, Kurprinz Georg, war kalt, störrisch und lieblos gegen sie und die Gräfin hatte dafür gesorgt, daß er unter ihrem Einflusse erhalten und durch ihre Tochter und Schwiegertochter darin befestigt wurde.

So war der Januar 1698 gekommen. — Der Nordwind strich durch die unfreundlichen, dürren Gartenhecken und Linden, der Schnee bedeckte die Wege; Sophia theilte ihre Zeit zwischen dem Samariterdienste

am Krankenbette, einsamen Reflexionen oder Herzensergießungen gegen Leibnitz im trauten Boudoir und in Spaziergängen durch den winterlichen Garten, um ihre heiße, schwere Stirn in der frischen Luft zu kühlen.

Der Januar war bis zum 23sten vorgerückt. Der Kurfürst hatte den Wunsch geäußert, seine Kinder noch einmal um sich zu versammeln; Georg fand sich täglich mit seiner mürrischen Gleichgültigkeit bei dem Vater ein, hörte dessen Wünsche und Rathschläge über Regierung, Staats- und Hauswirthschaft, innere und äußere Politik mit kalter, schweigsamer Ruhe an und schien sich vom Zwange frei zu fühlen, wenn er das Krankenzimmer wieder verlassen konnte. Die Kurfürstin Charlotte war gestern aus Berlin eingetroffen und hatte dem Vater mit weinenden Augen in das halbtodte Antlitz geblickt, seine Hände geküßt, die Gräfin mit feindlichem Blicke zurückgewiesen und sich dann in der Mutter Arme geworfen, um hier die rechte Stelle des Mitgefühls zu finden. Als am heutigen Morgen der Kranke seine Kinder um sich versammelte, mit unsicherer Hand nach ihnen tappte und fragte: „Wo bist Du? Mein Georg, meine Charlotte, mein Ernst August? Wo ist Christian? Ach! Wo mein Max?“ — da kehrte sich Sophia ab und verbarg ihren mütterlichen Schmerz vor den herrschsüchtigen Blicken der Gräfin, indem sie an ein Fenster

trat und der Söhne gedachte, die heute fehlten. Sie beweinte innerlich ihren zweiten Sohn August, ihren im Kriege nebst dem vierten Sohne Karl gefallenen Liebling, sie gedachte mit Schmerz ihres dritten Sohnes Max, des im Herzen und Glauben abtrünnigen, der es verschmäht hatte, die Versöhnung des sterbenden Vaters einzuholen und als kaiserlicher General in Wien geblieben war; sie sendete aber auch ihre Gedanken dem fünften Sohne Christian nach, der ebenfalls im Heere des Kaisers diente, es mit Max hielt und nicht an das Sterbebett des Vaters geeilt war, um den letzten Segen zu holen. Daß sie mit dem Vater auch über das Grab hinausgrollten und den allein begünstigten Georg unversöhnlich haßten, that ihrem Mutterherzen so weh, daß sie aufseufzte und die Nähe des Kurprinzen und der Gräfin vergaß.

Eine Hand legte sich sanft auf ihre Schulter; der jüngste Sohn Ernst August, ein der Mutter ergebener Jüngling, hatte sich ihr genahet, und blickte sie an, als suche er zu trösten und doch Trost zu erwarten. Sie legte die Arme um ihn, in ihrer Seele sprach lautlos die Liebe: „Armes Kind, wie arm bist Du; was wird Dir dein Bruder geben, wenn auch ich nicht mehr bin!“

Doch ein lauschender Blick der Gräfin, dem ihr nach dem Krankenlager schweifendes Auge begegnete, rief ihren stolzen Muth wieder auf; stark er-

scheinend trat sie in den Kreis der Anwesenden wieder zurück.

Der Nachmittag war gekommen. Im Schloßgarten, hinter dem Orangeriehause, durch eine hohe Hecke vom Schlosse getrennt, warfen sich zwei Knaben mit Schneebällen; der eine war etwas größer und älter, als der andere, etwa im vierzehnten Jahre, der kleinere etwa im elften. Ihrer Kleidung nach gehörten sie dem vornehmen Stande an. Was der Aeltere steif, stolz und ernst erschien, war der Jüngere übermüthig und keck. Das Spiel nahm einen fast ernstlichen Charakter an, sie warfen sich mit gesteigerter Leidenschaft, in der Absicht sich wehe zu thun. Ein Schneeball traf den Jüngeren so vor die Stirn, daß er einen Augenblick nicht sah und hörte; er griff vor das Gesicht, auf dem der Ball zerstäubte, dann aber sogleich mit beiden Händen in den Schnee, stürzte auf den steif und vornehm niederlächelnden Größeren zu, schlug ihm mit brutaler Roheit den Schnee in das Gesicht und stieß den augenblicklich vom Schlage und der Kälte Ueberraschten rücklings zu Boden. Es kam zu heftigen Worten in französischer Sprache, zu einem Handgemenge; der Jüngere bewies sich dabei ebenso hochmüthig und rücksichtslos, wie der Aeltere verächtlich und, vom Ehrgeize gestachelt, leidenschaftlich. In diesem Augenblicke rief eine Stimme in französisch: „Was sehe ich? Schon wieder im Kampfe? Können Sie denn niemals im Frieden leben? Prinz

Georg, wie können Sie wieder so brutal sein und in dieser Stunde, wo Seine kurfürstliche Gnaden im Sterben liegen?" Der herangeeilte Cavalier war der Hofmeister des brandenburgischen Erbprinzen Friedrich Wilhelm, Monsieur Rebeur, der nach Danckelmann's Sturze an Cramer's Stelle gestellt und seit vorigem November am hannoverschen Hofe eingetroffen war, wo der Sohn Charlotten's erzogen wurde.

„Er soll's noch schlimmer von mir kriegen," rief Prinz Georg, von Neuem in den Schnee greifend, als der Hofmeister ihn vom brandenburgischen Erbprinzen zurückgedrängt und diesen eben vom Schnee zu reinigen bemüht war. „Schämen Sie sich, Prinz, Sie vergessen ganz ihre Abkunft."

„Ha! Ha! komm heraus, Du steifer Soldatenzopf! In wenigen Jahren sollst Du meinen Degen kennen lernen!" Prinz Georg warf bei diesen Worten die aufgegriffene Hand voll Schnee fort und sprang auf ein nächstes, eingeschneietes Blumenbeet zu, um hier einen Stab aus der Erde zu ziehen, da Friedrich Wilhelm zornig mit dem Rufe: „Knabe! ich hasse Dich unversöhnlich; vor meinen Füßen sollst Du liegen!" auf ihn eindrang. Der Hofmeister trat dazwischen. „Frieden gebiete ich im Namen der durchlauchtigsten Eltern; Sie benehmen sich beide nicht wie Prinzen erlauchter Häuser. Sie sollen dereinst ein Volk regieren und können nicht einmal sich selbst richtig

würdigen. Was ist wieder zwischen Ihnen vorgefallen?"

„Er hat mich absichtlich verletzen wollen; schadenfroh ist er, wie hochmüthig."

„Ha! Ha! der steife Brandenburger, sollte lieber nach der Wachtparade gaffen, als nach meiner Schwester Sophia Dorothea!"

„Ich fordere Achtung gegenseitig — die sind Sie Ihren Namen schuldig."

„Ich verachte ihn!"

„Ich hasse ihn!"

„Und ich befehle Ihnen Versöhnung. — Ihre Herren Väter finden eine Ehre darin, nicht nur nahverwandte Schwäger zu sein, sondern auch Freunde."

„Bin ich einmal groß und Kurfürst, so soll mein erster Weg mit 20,000 Mann nach Berlin sein, um seine Wachtparade zu besuchen."

„Reden Sie solche Thorheiten nicht, die sind unpassend und würden Ihnen eine ernste Rüge des Herrn Vaters zuziehen."

„Saget es ihm nur!"

„Ich werde es Ihrem Oberhofmeister sagen, Sie benehmen sich brutal."

„Ha! Ha! Sagt es lieber meiner Großmutter, der alten Kurfürstin, die soll ja sehr weise sein! Seht, Monsieur, ich frage soviel danach!" Er hielt die Hand mit den ausgespreitzen Fingern an die Nase.

„Kommen Sie," sprach der Hofmeister, indem er dem Großsohne des Kurfürsten von Hannover einen verwurfsvollen Blick zuwarf, den Prinzen Friedrich Wilhelm beim Arme nahm und mit ihm gegen das Schloß ging. Georg sah ihnen hohnlachend nach und warf sogar einen Schneeball hinter ihnen her. „Was soll daraus werden, Prinz, wenn diese persönliche Feindschaft fortwährt? Kleiden Sie sich um, Ihre erlauchte Frau Mutter hat mich gesandt, Sie in das Zimmer des Kurfürsten zu führen."

„Er hat die Feindschaft begonnen. Es hat ihn geärgert, daß seine Schwester mir den Vorzug vor ihm giebt. Er will stolzer als ich sein, das dulde ich nicht; er ist immer grob und flegelhaft und gönnt mir die Liebe der Großmutter nicht, die ihn meist tadelt. Ich werde ihm noch einmal vergelten, daß er meinen Stolz gekränkt hat. Was will Hannover gegen Brandenburg?"

„Sprechen Sie nicht so Prinz, das ist gegen die Schicklichkeit; Sie sind hier am Hofe, um die rechte Erziehung zu erhalten. Ihr Herr Vater achtet Hannover hoch und Ihre Frau Mutter ist die Tochter dieses erlauchten Hauses. Eilen Sie in Ihr Zimmer, lassen Sie schleunigst sich umkleiden, dann werde ich Sie vor das Zimmer des schwerkranken Großvaters führen, wo Graf Dohna Ihrer wartet."

Der Prinz sprang in das Schloß, Monsieur Rebeur

wendete sich gegen die Stube, wo der Gouverneur des Prinzen Georg wohnte, um diesen auf das Benehmen seines Zöglings aufmerksam zu machen, der allerdings weit mehr Lebhaftigkeit, aber auch mehr Leidenschaft als sein Vater besaß, aber den Stolz desselben und das lieblose Wesen gegen die Kurfürstin Sophia mit ihm theilte, und dem alle Gespielen eine, wenn auch durch Knabenübermuth entschuldigte Brutalität vorwarfen.

Als der brandenburgische Erbprinz vor der Thür des Krankenzimmers erschien, herrschte in demselben eine tiefe Stille. Graf Dohna trat mit ernster Miene heraus, nahm den Prinzen bei der Hand und sprach: „Nahen Sie mit den Gefühlen, die das Ereigniß fordert; sehen Sie, dort weint Ihre tiefbetrübte Frau Mutter; begreifen Sie die Bedeutung dieses Augenblickes, geloben Sie im Herzen die Regententugenden Ernst August's sich zu eigen zu machen; der Kurfürst ist eben entschlafen."

Die Kunde, daß der Kurfürst in Herrenhausen am heutigen 23. Januar, 69 Jahre alt, nach langer Erkrankung gestorben sei, verbreitete sich schnell in der Stadt und in den Provinzen. — Die sonst so frohe Carnevalszeit war eine stille, ernste Trauerzeit geworden. Mit aufrichtigen Gefühlen des Beileids sah die Einwohnerschaft dem solennen Leichenbegängnisse zu, hörte die Gebete für ihn in den Kirchen, aber auch

mit einem gewissen Bangen die Kunde von der Huldigung des Landes, die dem neuen Kurfürsten Georg dargebracht wurde, der nunmehr als Mann von 38 Jahren den Thron Hannovers bestieg. Obgleich man wußte, daß er sein Land lieb hatte, war er doch mehr gefürchtet, als beliebt; die Residenz, welche dem Hofleben näher stand, empfand keine Sympathie für ihn, denn man kannte sein trockenes, störrisches, mißtrauisches Wesen, seine Unlust zur Arbeit, sein unfreundliches Benehmen gegen die eigene Mutter, die vom Volke wahrhaft geehrt und deren jede lautbar gewordene Kränkung von den Unterthanen als selbst erfahrene mit empfunden wurde; man hatte genug von der Maitressenwirthschaft des Erbprinzen erhorcht und auch zu parteiisch die Erinnerung an die geschiedene Gemahlin aufgefrischt, um nicht zu fürchten, daß mit dem neuen Regenten auch die Hofintrigue der herrschenden Partei, die Herrschaft adliger Familien sich über das Land erstrecken würde. Gleichgültig wie immer, ließ auch Georg den Tod des Vaters an sich vorübergehen, seine Lebensweise blieb dieselbe, die Staatsgeschäfte überließ er seinen Ministern und Räthen. Sein Sohn Georg verrieth in einem erneuerten Streite mit dem brandenburgischen Prinzen durch die hochmüthigen Worte: „Nun bin ich Kurprinz, gleich Dir, und Du stehst um nichts höher, daß ich Dich darum zu achten brauchte, wie man von mir

mit Unrecht verlangt,“ — daß der Tod seines Groß-
vaters nur einen sehr flüchtigen Eindruck auf seinen
hochfahrenden, nach Selbstständigkeit trachtenden Sinn
gemacht hatte.

Für Leibnitz war mit diesem Thronwechsel der
formelle Anhaltspunkt zum Hofe, so locker derselbe
auch bisher durch die Kurfürstin zusammengehalten
war, verloren gegangen; er suchte ihn auch durch
keine persönlichen Schritte zu erhalten. Denn so fern
er stets dem Erbprinzen gestanden hatte, so fern stand
ihm dieser jetzt als Kurfürst; er fragte weder nach
seinem gelehrten Staatsdiener, noch bekümmerte er sich
um dessen Person und Treiben und war überhaupt
mit dessen Wirksamkeit völlig unbekannt. Der Witt-
wenstand Sophia's mit einer, von ihrem Sohne, dem
neuen Regenten, durch Platen'schen Einfluß höchst
kargen und argwöhnisch berechneten Appanage, hatte
auch ihren Rücktritt von der ersten Damenstelle am
Hoflager zur Folge; sie widmete sich jetzt ganz dem
Privatumgange mit Leibnitz, dem Austausche mit ihrer
Tochter Charlotte und der Verwirklichung der Ideen,
welche sie im religiösen und im wissenschaftlichen Ge-
biete seither beschäftigt hatten. Da der neue Kurfürst
die Wissenschaften nicht achtete, so wurden dieselben
auch vom Hofe und Adel völlig ignorirt, und wenn
nicht die kurfürstliche Kämmerei den Gehalt und die
damit verbundenen Holz-, Fourage- und Miethver-

gütungen in Ausgaberechnung hätte bringen müssen, so würde man nicht erfahren haben, daß Leibnitz noch in Hannover wäre. Sein einziger Weg war zwischen der Schmiedestraße und der Bibliothek im äußersten Schloßflügel, zwischen Stadt und Herrenhausen, wo Sophia ihren zunächst der Stadt liegenden Pavillon, den noch heut ein eiserner Kurhut mit Ernst August's Namenszuge bezeichnet, als ihren stillen, philosophischen Wittwensitz beibehalten hatte. Das Residenzschloß in der Stadt war ihr seit dem mysteriösen Verschwinden Königsmark's unheimlich geworden, auch schien der Kurfürst Georg eine Scheu vor diesem Leineschloß zu haben, denn er machte nach beendigter Trauerzeit und im beginnenden Frühlinge keine Anstalt, das Schloß in der Stadt zu bewohnen, sondern ging auf Reisen und befahl dem Marquis Quirini im kommenden Herbste die Sommerresidenz in Herrenhausen auszubauen, das Glashaus in ein steinernes Orangeriegebäude umzuwandeln und den Garten in holländisch-französischem Geschmacke zu erweitern.

Obgleich die Gräfin Platen ihre erste Stelle am Hofe scheinbar freiwillig ihrer Tochter und Schwiegertochter abgetreten hatte, behielt sie doch die leitenden Zügel in der Hand und ihr eigener Hofstaat in ihrem, neben dem Schlosse gelegenen Hause blieb derselbe prunkende und verschwenderische, wo sich der Kurfürst und der befreundete Adel einfand, während die Hof-

feste mehr und mehr an dem seitherigen, frei und lustig sich bewegenden Leben verloren und in ein steifes Ceremoniell überschlugen, das der trägen, einsilbigen, kalten und mürrischen Natur des neuen Regenten mehr entsprach. Verbündete Adelsfamilien beherrschten ihn, Hof und Land.

Unterdessen sah Sophia von ihrem stillen Fenster aus die thätige Hand des Baudirectors Quirini, der, ohne wie es früher wohl unter dem alten Kurfürsten geschah, Leibnitz zu fragen oder zu Rathe zu ziehen, einen Garten nach holländisch-französischem Muster, neue Laubhecken, Grotten, Labyrinthe, ein neues Sommertheater mit vergoldeten Bildsäulen und Pavillons anlegte, das, der Wohnung Sophia's entgegengesetzte Eckgebäude für den neuen Herrn erweiterte und dem Glashause eine massive Gartenfronte mit dem kurfürstlichen Wappen in Stein, sowie Wand- und Deckengemälde in Scenen aus der Iliade, gab. Auch wurde der lange gehegte Plan der Gräfin Platen, den sie zuerst in der Maske der Semiramis im großen Carneval vor einigen Jahren verlauten ließ, nämlich für Tochter und Schwiegertochter Schlösser zwischen Stadt und Herrenhausen erbaut zu sehen, auf Georg's Befehl in Angriff genommen und schon im Spätherbste des ersten Regierungsjahres erhob sich rechter Hand vom Wege auf dem Sandberge der Unterbau des Lustschlosses Monbrillant, ein Ge-

schenk des Kurfürsten an die Gräfin Platen, geborne Uffeln, und linker Hand, am Rande der Limmer Wiese, das Schlößchen Fantaisie, das Geschenk an die Kielmannsegge, geborne Platen.

So feindlich die Söhne und Thronerben des hannöverschen und brandenburgischen Hauses sich bereits als Knaben ansahen, so freundlich stellten sich die Väter zu einander, und Kurfürst Georg hielt sich gern und lange in Berlin und Potsdam auf, da ihm die steife, stolze Pracht des Schwagers zusagte, und er dessen Lieblingsgewohnheiten nachahmte. Als er deßhalb im Herbste des ersten Regierungsjahres nach längerem Besuche aus Berlin zurückkehrte, befahl er seinem Baudirector, im Herrenhäuser Neubau auch ein Tabackszimmer nach brandenburgischem Muster anzulegen, da er ein ähnliches Rauchcollegium einrichten wollte, und es übten sich schon die auf fürstliche Gunst bedachten Cavaliere ein, das amerikanische Kraut zu rauchen und die Uebelkeit seiner narkotischen Wirkung zu überwinden. In engeren Kreisen verlautete aber noch ein anderes Gerücht, das aus Berlin mit herüber getragen war; man flüsterte sich zu, daß zwischen den beiden Kurfürsten eine intime Uebereinkunft getroffen worden sei, nämlich das Vermählungsproject des Kurprinzen Friedrich Wilhelm mit der Tochter des hannöverschen Kurfürsten und der geschiedenen Sophia Dorothea, deren Namen die

zehnjährige Prinzessin trug. Es war nicht unbemerkt geblieben, daß der brandenburgische Kurprinz eine ebenso großen Zuneigung zu ihr, wie Abneigung gegen deren Bruder hatte, und eben die Bevorzugung, welche er jener kundgab, hatte des jungen Georg's gehässige Eifersucht geweckt und seinen Charakter zu Brutalitäten getrieben.

Kurfürst Georg hatte die Regierung gerade in der Zeit angetreten, wo der Plan einer evangelischen Union zwischen Reformirten und Lutheranern, zwischen Hannover und Berlin eifrig betrieben und der brandenburger Kurfürst für diese Idee gewonnen war. Gespannt horchte Leibnitz auf die Nachrichten aus Berlin, während der neue Landesherr dort weilte; er erfuhr von Jablonski, daß Friedrich und Charlotte den Schwager und Bruder darauf angeredet, und dieser geantwortet habe, daß er nichts davon wisse, auch nicht viel Glauben daran knüpfe, da das wahrscheinlich eine Theorie von Leibnitz sei, der dem Herzoge Anton Ulrich von Braunschweig ergebener sei, als ihm. Zu dieser unliebsamen Aeußerung war Georg durch die Thatsache bestimmt worden, daß Leibnitz schon gleich nach Ernst August's Absterben und bei der verächtlichen Gleichgültigkeit, die er vom neuen Regenten erfuhr, sich nach Wolfenbüttel begeben hatte, und seine künftige Stellung durch ein engeres Anschließen an Anton Ulrich sichern wollte, falls die alte Kurfürstin

bei ihrer nunmehr gänzlichen Einflußlosigkeit ihn nicht mehr halten könne, da er der Pensionen und Gehalte der Fürsten für seine gelehrte Muße bedurfte und für seine Schriften nie Schriftstellerlohn empfing.

Als Ernst August starb, war die Fakultät zu Helmstedt eben mit der Denkschrift über das von Jablonski entworfene, von Spanheim nach Hannover gebrachte Programm einer evangelischen Union beschäftigt; Leibnitz, der sich in der Trauerzeit des Februars in Wolfenbüttel und Helmstedt aufhielt, hatte den Professor Fabricius auf des Herzogs Wunsch veranlaßt, in die Denkschrift die Aeußerung aufzunehmen, daß, da Gott das Wesen der Ordnung und Einheit seiner Kirche sei, auch nach göttlichem Rechte ein geistliches Oberhaupt der Kirche unter gerechten menschlichen Schranken in Rom sein müsse, und als Professor Calixtus sich gegen diese katholische Anerkennung sträubte, sich auf des Herzogs Befehl berufen, der seine Gründe dafür habe. —

Diese neue, dienstwillige Stellung Leibnitzens zu Anton Ulrich's schlauen Plänen, wie zu der päpstlichen Autorität erregte der Kurfürstin Sophia einige Unruhe, und sie konnte kaum die Zeit erwarten, daß der ihr unbegreiflich gewordene Freund nach Hannover zurückkehrte. Es kam aber noch ein neuer Umstand hinzu, der Leibnitz länger am Wolfenbüttler Hofe zurückhielt, und Sophie beunruhigte. Der französische

Gesandte am Hofe des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel Mr. du Héron, schien nicht nur einen großen Einfluß auf Anton Ulrich zu haben, sondern auch die Bestrebungen für eine evangelische Union unter der politischen Absicht, den brandenburger Kurfürsten an die Spitze des protestantischen Deutschlands zu stellen, mit kluger Einsicht zu beobachten. Vielleicht hatte Sophia auch dieses Mal wieder ihren Scharfblick bewährt, als sie an Leibnitz schrieb, daß sie der Theilnahme des herzoglichen Vetters an der evangelischen Union nicht recht traue, daß es ihr scheine, als habe er römische Hintergedanken, und daß der französische Gesandte möglicherweise die evangelische Consolidation zu hintertreiben bezwecke, zumal Anton Ulrich, wie sie erfahren, mit dem Kaiser und Papste correspondire, und man auch in Versailles über die protestantischen Pläne spreche, was ohne Zweifel durch Berichte du Héron's angeregt worden sei.

Daß Kaiser und katholische Welt diesem Programme einer evangelischen Einigung die Spitze abzubrechen und durch eine Kreuzung mit ihren eigenen Plänen zu schwächen gedachten, bestätigten zwei Umstände. Der Kaiser sandte plötzlich einen, an des inzwischen verstorbenen Spinola Stelle berufenen Bevollmächtigten nach Wolfenbüttel, um die alte, seit mehren Jahren in's Stocken gerathene Vereinigung der katholischen und protestantischen Kirche wieder in

Aufnahme zu bringen; Leibnitz darauf ließ sich durch den französischen Gesandten du Héron bestimmen, auf's Neue an den Bischof Bossuet zu schreiben, die abgebrochenen Unterhandlungen wieder anzuknüpfen und neue Zugeständnisse zu machen. Der Abt Molanus, den die Kurfürstin in Leibnitzens Abwesenheit zu ihrer Unterhaltung herangezogen, und der schon vor Jahren erklärt hatte, daß die Wiederherstellung einer einzigen, christlichen Kirche seine Lebensaufgabe sei, hatte sich über Wiederanknüpfung der alten Unionsverhandlungen ebenso gefreut, wie für die einseitig evangelische Einigung unthätig gezeigt, da er zu wenig Politiker und nur strenger, lutherischer Theologe war. Sophia's Verlangen, mit Leibnitz selbst zu reden und sein Verweilen in Wolfenbüttel abzukürzen, stieg aber zur höchsten Ungeduld und Bedenklichkeit, als der Sommer vorübergegangen und Kurfürst Georg plötzlich in Hannover eingetroffen war, in böser Laune nach Leibnitz verlangt und, als er dessen Anwesenheit in Wolfenbüttel erfahren, sofort dessen Rückkehr befohlen hatte.

Auf Anton Ulrich's Anreizung hatten die im kaiserlichen Heere dienenden Prinzen Max und Christian öffentlich gegen die Thronfolge ihres Bruders Georg Protest eingelegt, sich in einer Beschwerdeschrift an den Kaiser Leopold über das willkürliche Primogenitur-Hausgesetz und die Untheilbarkeit des Landes beklagt,

und im Vereine mit Anton Ulrich Schritte zu einem Bündnisse mit Dännemark gethan, um nöthigenfalls mit Hülfe der zu Regensburg gegen Hannover verbündeten Fürsten, die Kurwürde rückgängig zu machen und das Land zu theilen.

Obgleich der Geheimrath von Platen, der Gemahl der Beherrscherin des Hofes, nach wie vor an der Spitze der Regierung stand, hatte doch noch ein anderer Staatsmann, der Baron von Schlitz-Görtz, als Kammerpräsident Einfluß gewonnen und durch seine staatsmännischen Eigenschaften, verbunden mit einem großmüthigen Charakter, gewissermaßen die Stelle des verstorbenen Baron Grote eingenommen. Er sowohl, wie der Kanzler Ludolf Hugo und der als Kammerherr bei der verwittweten Kurfürstin eingetretene Baron von Braun, ein Mann von Verstand und Gelehrsamkeit und großer Vorliebe für England, fühlten die hohe Bedeutung Sophia's zu tief und eine so offene Verehrung für sie, daß sie deren Nähe suchten und sie mit den politischen Ereignissen stets im Rapport erhielten. Durch sie erfuhr Sophia denn auch die neue Intrigue der ganz von Anton Ulrich beeinflußten Söhne und fürchtete für Leibnitzen's Stellung in Hannover, da dessen langer Aufenthalt in Wolfenbüttel zu deutlich verrathe, daß er dem Herzoge ergebener, als dem neuen Kurfürsten sei.

Leibnitz erhielt gleichzeitig mit dem Befehle des Landesherrn ein dringendes Schreiben der Kurfürstin, ihrer eigenen Ruhe wegen, schnell nach Hannover zurückzukommen.

Zu keiner ungünstigeren Stunde konnte der Philosoph in das Egidienthor einfahren, als im September, denn eben hatte Kurfürst Georg durch seine spionirenden Diplomaten die Nachricht empfangen, daß Anton Ulrich, durch Vermittlung du Héron's mit dem französischen Könige Ludwig XIV. ein Bündniß auf drei Jahre abgeschlossen habe, das zu deutlich gegen Georg gerichtet war, um nicht dessen höchsten Verdruß des beleidigten Stolzes zu erregen, zumal der Gesandte aus Dresden die Meldung hinzugefügt hatte, daß der König-Kurfürst von Polen und Sachsen, August, diesem Bündnisse beizutreten geneigt sei.

Leibnitz, in seinen gelehrten und unionistischen Ideen zu unbefangen, um den Verdacht zu fürchten, der über ihm lauerte, stieg ruhig und gewissermaßen gegen die Gunst oder Ungunst seines Landesherrn, der ihn weder verstand noch achtete, gleichgültig vor seiner Wohnung auf der Schmiedestraße ab, um sich schnell umzukleiden und nach der Kurfürstin in Herrenhausen zu fahren. Es war aber bereits schon von der Egidienthorwache die befohlene Meldung in das Schloß gebracht, daß der Geheime Justizrath in die Stadt passirt sei, und ehe dieser mit seinem getreuen

Ekkard und dem Schreiber Wilhelm Dinninger, den man allgemein für einen natürlichen Sohn des Philosophen hielt, das Nöthigste über die häuslichen Verhältnisse nach mehrmonatlicher Abwesenheit besprechen konnte, erschien bereits ein Trabant vom Schlosse, der ihn zum Kurfürsten befahl. Georg war im Palais in der Stadt abgestiegen, da Quirini noch eifrig mit dem Bau der Sommerresidenz in Herrenhausen beschäftigt war.

Wohl wissend, was ihm bevorstand, und furchtlos in dem geringen Abhängigkeitsgefühle, das sein überlegener Geist vor einem Fürsten empfand, mit dem ihn keine Sympathie verbündete, trat Leibnitz in die Antichambre, um sich durch den anwesenden Kammerherrn von Fabricius, den Sohn des in persönlicher Intimität zu Georg stehenden Geheimrathes, einführen zu lassen. Sofort wurde er befohlen. Der Kurfürst erhob sich mit rascher Bewegung vom Sessel, trat heftig auf den Eingetretenen, dessen ruhige Haltung ihn noch mehr zur Einschüchterung zu reizen schien, zu und redete ihn barsch an: „Muß ich Ihn erst aus anderer Leute Diensten rufen lassen, wenn ich Ihm was zu sagen habe? Wie kann Er ohne meine unterthänigst nachgesuchte, gnädige Erlaubniß sich Monate lang in Braunschweig aufhalten?"

„Kurfürstliche Gnaden, Dero hochseliger Herr Vater haben mir bewilligt, aus Rücksicht der Ausnutzung der

Wolfenbüttler Archive und Bibliothek zur Vollendung der Geschichte des hochfürstlichen Hauses, zugleich im Dienste des Herrn Herzogs — — "

„Meines Feindes, der Bündnisse gegen mich schließt und Seinen guten, verrätherischen Rath, den ich obenein mit großem Gehalte bezahlen muß, dazu ausfragt — He? — "

„Was ich an archivarischen Studien in Wolfenbüttel für die Geschichte des gemeinschaftlichen Hauses erwerbe, lohnt der Herzog mit einer Jahrespension."

„Mit hochverrätherischem Gelde! — Ha! Ihr gelehrten Weltbürger glaubt, daß Ihr der Unterthanenpflicht enthoben seid und aller Welt Diener sein könnt. Was hat Er in Wolfenbüttel gemacht?"

„Wollen Kurfürstliche Gnaden mir etwa ein Verbrechen an meiner Pflicht der Staatsdienertreue vorwerfen, so bitte ich, den Gelehrten in mir zu vergessen und eine rechtliche Untersuchung zu befehlen. Wollen Eure Durchlaucht mich ungehört verdammen, so bitte ich um meinen Abschied."

„Obenein Trotz? Damit Er in das feindliche Lager ganz übergehen und Seinen Verstand und Blick in unsere Zustände zu unserem Nachtheile anwenden kann? He? — Trotzt man etwa auf Ruhm und Recommandation bei Kaiser und König? Gesteht! Was hat man in Wolfenbüttel gemacht? Er hat mit dem Kaiser und dem französischen Reichsfeinde zugleich

correspondirt; es ist ein Abgesandter aus Wien in Wolfenbüttel; Er hat mit dem Gesandten du Héron viel verkehrt."

„Da Kurfürstliche Gnaden so gut unterrichtet sind, werden Sie auch erfahren haben, daß die Unions-Angelegenheit, wofür sich der Herr Kurfürst von Brandenburg interessiren, mich mit der Helmstedter Fakultät in engeren Verkehr setzte."

„Heute evangelische, morgen katholische Union — Er weiß selbst nicht, was Er glaubt. Man hat mir in Berlin gesagt, daß er ein Freigeist sei, der nichts glaubt."

„Das können nur Pietisten von mir behauptet haben."

„Der Freiherr von Canstein nannte ihn so, als ich mich wunderte, daß Er sich um religiöse Dinge so eifrig bemühe; man trauet Ihm in Berlin so wenig wie hier. Der an des verstorbenen Barkhausen Stelle von der Kreuzkirche an meine Schloßkapelle neulich berufene Pastor Billerbeck nennt Ihn einen großen Heiden, der nie eine Kirche in Hannover besucht habe. Wenn Seine religiösen Umtriebe einen politischen Werth für Seinen Landesherrn hätten, dem er als Staatsdiener verpflichtet ist, so wäre noch ein Sinn darin. Aber Er will Brandenburg an die Spitze eines evangelischen Königreiches bringen, und liebäugelt mit dem Papste."

„Was das Erstere betrifft, so bin ich erfreut, daß mein Herr Kurfürst so gut unterrichtet sind, um selbst Interesse daran nehmen zu können. Das Letztere ist nur eine etwas harte Deutung meiner Projekte, einen ewigen Frieden zwischen Augsburg und Rom zu unterhandeln, der uns im Glauben weniger schadet, als der Friede zu Ryßwick."

„Es erregt auf beiden Seiten nur Mißtrauen, wenn ein Freigeist solche Rollen übernimmt. Das ist Sache des Theologen, des frommen Mannes, nicht des Heiden."

„Ein schmeichelhafter Mund hat mich in Frankreich den deutschen Aristoteles genannt; wollte ich auch nichts von dessen Eigenschaften mir zuschreiben, so müßte ich mir das Heidenthum schon gefallen lassen."

Der Kurfürst hatte Leibnitzen den Rücken zugekehrt und mit dem hinter ihm stehenden Kammerherrn von Fabricius einen Blick gewechselt. Jetzt wendete er sich zu Leibnitz zurück, schien durch dessen leichten, lächelnden Ton im Gefühle seiner Würde verletzt und sprach stolz und kalt: „Glaube Er, was Er will, das soll mir gleichgültig sein, aber thue Er seine Pflichten gegen mich. Ich habe zu meiner Verwunderung vernommen, daß Er noch nicht den Huldigungseid geleistet hat. Ich werde das Justizcollegium beauftragen, Ihn morgen in pleno den Eid ablegen zu lassen. Nun gestehe Er, was für Antheil hat Er an

der Verschwörung des Anton Ulrich gegen meine Regierung, was weiß Er von den Hintergedanken des französischen und dänischen Bündnisses? Ohne Zweifel wird der Herzog Seinen Verstand und Seine Feder dabei in Anspruch genommen haben."

„Ich schwöre bei dem Eide, den ich morgen ablegen soll, daß ich mit den politischen Plänen völlig unbekannt bin; ich danke es dem Herrn Herzoge, daß er Achtung und Klugheit genug gegen mich gehabt hat, mit mir nichts Anderes als kirchliche Sachen zu verhandeln."

„Und Er blieb, als Er von dem Proteste erfuhr, im Lager des Feindes? Denke Er an Moltke!"

Leibnitz erschrak — der Kurfürst schien sich an dem Schreck des Gelehrten zu weiden, denn er lächelte kalt.

„Bei Gott!" sprach Leibnitz, „den Verdacht trage ich nicht, er muß untersucht werden. Gott ist mein Zeuge, daß ich jeder politischen Intrigue fremd bin."

„Auf Seinen Gott gebe ich nichts; ich will Seinen langjährigen, treuen Diensten meiner Vorgänger in der Regierung vorläufig trauen. Ich verbiete Ihm hiermit, ohne meine besondere Erlaubniß nach Wolfenbüttel zu reisen und dem Herzoge Anton Ulrich nach Belieben aufzuwarten. Mißbraucht Er meine Gnade und geht Er ohne pflichtmäßig bei mir nachgesuchten Urlaub nach dem Braunschweigischen, so verbiete ich Ihm den Verkehr mit dem Herzoge für

immer. Das beherzigt. Er bleibt hübsch in Hannover, arbeitet im Collegium, was Seines Amtes ist; die Mußestnnden mag Er für Seine gelehrten Schreibereien und zum Zeitvertreib meiner Frau Mutter Liebden verwenden. — Nun gehe Er; achte Er danach — ich versehe mich Seiner Unterthanen- und Dienerpflicht, daß Er mir Alles, was Ihm aus Wolfenbüttel noch in politischen Dingen zufließen oder in Briefen verrathen werden möge, ungesäumt meinem Geheimrathe von Görtz insinuiret."

Georg wendete sich ab; Leibnitz zögerte noch. Es kämpfte in ihm das Gefühl des beleidigten Gelehrtenstolzes mit der Klugheit. Er hatte das Wort auf der Zunge, daß er seinen Abschied fordere, aber der Gedanke, daß er dadurch sich als ein Parteigänger Anton Ulrich's verdächtig mache und den Zorn des ohnehin mißtrauischen Kurfürsten zu einer schlimmen That gegen sich steigern könne, zugleich das Bild der theuren Kurfürstin, die ihn mit dankbarer Anhänglichkeit erfüllte, ließen das Wort unausgesprochen, aber verzögerten seinen Fortgang. Der Kurfürst, welcher einige Flüsterworte des Kammerherrn angehört hatte, wendete sich jetzt noch einmal her und sprach: „Er findet genug Arbeit auch als Bibliothekar. Die herrschaftliche Büchersammlung soll aus den Gemächern dieses Schlosses fort genommen und mit dem Bücher- und Handschriftennachlaß des Hofraths von Wester-

holz in Sein Haus gebracht werden; da mag Er nun diesen Winter fleißig ordnen und arbeiten, denn ich will am Wall hinter der Mühle ein neues Archivhaus nächstes Jahr bauen lassen." Es schien beinahe, als spräche der Kurfürst diese mehr pflegmatisch betonten Worte zur Beruhigung und Versöhnung gegen Leibnitz, an dessen Berühmtheit und befreundete Stellung zu anderen Fürsten er vielleicht erinnert worden war.

Leibnitz empfahl sich. Seine erregte Seele sehnte sich nach Mittheilung gegen die Kurfürstin Sophia. Er eilte nach Hause, warf das steife Hofkleid ab und legte den langen, schwarzen Rock des Gelehrten an. Dann fuhr er hinaus nach Herrenhausen. — Hier erblickte er die Veränderungen, welche während seiner Abwesenheit im Garten, an dem westlichen Schloß-pavillon und dem Glashause vorgenommen waren und woran noch gearbeitet wurde. Die Kurfürstin hatte den heranrollenden Wagen nicht bemerkt, da sie sich eben mit dem Abte Molanus in ihrem Gemache befand. Sie erwartete Leibnitz am heutigen Nachmittage, da dieser seine Ankunft aus Wolfenbüttel angezeigt hatte. Als der Lakai den so lange Entbehrten meldete, erhob sich Sophia mit freudigem Eifer und überhörte die Höflichkeitsworte des Abtes, der schnell sein Gespräch abbrach und sich zur Entfernung anschickte. Vergaß Sophia in diesem Augenblicke die Gegenwart des würdigen Mannes, der ihr Leibnitz hatte ersetzen

müssen, oder fühlte sie das Bedürfniß, allein und ohne Zeugen mit dem Freunde zu sprechen, sie ergriff in einer sichtbaren Zerstreutheit die silberne Handglocke und ließ des Abtes Ansprache zur Verabschiedung unbeachtet und unbeantwortet. Der Lakai kehrte zurück, als er eben das Gemach verlassen hatte.

„Man soll meinen Wagen sofort bespannen und vorfahren," befahl sie hastig und, die Anwesenheit des Abtes jetzt erst in's Auge fassend, reichte sie ihm flüchtig die Hand und sprach: „Ein nächstes Mal mehr, lieber Molanus, ich danke Euch!" und schritt in unruhiger Erwartung auf und nieder.

Auf der Treppe begegnete er Leibnitzen, der eben vom Lakai benachrichtigt und von einer Hofdame begleitet war. Beide Freunde umarmten sich nach langer Trennung und sie hatten eben nur Zeit, sich auf den Spätabend eine Zusammenkunft zu verabreden, als die Glocke in dem Gemache der Kurfürstin von Neuem ihren hellen Silberklang erschallen ließ.

Leibnitz trat in das Boudoir ein, das die zurückbleibende Hofdame ihm geöffnet hatte; Sophia eilte ihm mit bewillkommnend ausgestreckten Händen entgegen und sah freudig, forschend, erwartungsvoll in sein wehmüthiges Gesicht. Vorwurf und Verzeihung lag in ihren Worten: „Leibnitz, so lange konntet Ihr mich verlassen? Es ist mir ja jetzt nichts mehr geblieben, als meine Tochter und Eure Freundschaft!"

Der Anblick der schönen, alten Dame, die Bewegung ihres Gemüthes, die Herzlichkeit ihrer Stimme und die erinnerungsreiche Umgebung im vertrauten Boudoir stimmten Leibnitzens Seele weich und erfüllten sie mit einem überwältigenden Anhänglichkeitsgefühle. Alle Gedanken an eine Entfernung, die durch die Audienz beim Kurfürsten in ihm rege geworden waren, verschwanden beschämt vor diesem Gefühle, das beim Widersehen Sophia's sein Gemüth beherrschte. Er war, als die Kurfürstin mit Ungeduld eine Menge Fragen an ihn gethan und die Mittheilungen einen ruhigeren Gang gefunden hatten, aufrichtig genug, seine Forderung des Abschiedes aus dem Dienste des neuen Kurfürsten einzugestehen und der erschrockenen und flehend ihn anschauenden Freundin diese aus innerster Kränkung entsprungene Forderung abzubitten. Dankbar drückte sie seine Hand und mit Selbstbeherrschung ihrer eigenen Entrüstung über die ihm widerfahrene Behandlung, sprach sie: „Ich kann mir wohl denken, wie Euch die Achtung Anton Ulrich's und der Verkehr mit den Gelehrten in Helmstedt den Unterschied zwischen dort und hier recht fühlbar gemacht haben muß. Ach! könnte ich doch dem Opfer der Freundschaft, das ich Euch abzwinge, nur einigen Ersatz bieten. Mit schwerem, eifersüchtigen Herzen würde ich Euch nach Wolfenbüttel ziehen sehen, aber mit der Aufopferung, deren Mutterliebe fähig ist, werde ich selbst bemüht

sein, Euch für die Hingebung an mich, in Berlin einen Ersatz zu schaffen; weiß ich doch, daß meine Charlotte dann einen Freund hat, der sie an die Liebe und das Schicksal der Mutter erinnert. Was ich an Euch entbehre, habe ich diesen Sommer recht lebhaft empfunden; doch genug davon, berichtet mir, was mich durch Ungewißheit mit Angst erfüllte. Keinen Verdacht hege ich, wie der Kurfürst, mein Sohn, daß Ihr um die neue Intrigue Anton Ulrich's und meiner beiden abtrünnigen Söhne gewußt habt, aber klärt mich auf, es thut meiner Freundschaft Noth, alle Eure Gedanken und Handlungen zu verstehen."

Der Lakai meldete das Vorfahren des befohlenen Wagens. Leibnitz, welcher erwarten mochte, daß die Ausfahrt abbestellt werde, sah die Kurfürstin fragend an und machte eine Bewegung, die auf die Absicht der Entfernung deutete, als sie befahl, ihren Hut und Mantel zu bringen. „Für Euch habe ich die Ausfahrt bestellt," sprach sie, „mein Blut ist zu unruhig, um im Zimmer auszudauern, der Garten ist von Arbeitern und Bauleuten gefüllt, wir wollen eine Spazierfahrt machen und ungestört mit einander reden."

Als die Kammerfrau erschien und ihr Hut und Mantel angelegt hatte, reichte sie Leibnitzen den Arm, um sich von ihm nach dem Wagen führen zu lassen. Einige Minuten darauf rollte die Equipage über den sandigen Weg, dem Dorfe Hainholz zu.

Nur flüchtig erwähnte und beklagte Sophia die politische Agitation des Wolfenbüttlers gegen die Kurwürde und Vergrößerung Hannovers, zu deren Werkzeug er ihre beiden, mit dem erstgeborenen Bruder zerfallenen Söhne gebrauche, als Leibnitz betheuert hatte, daß Alles ohne sein Wissen geschehen sei, während Anton Ulrich mit ihm nur über Unionssachen gesprochen habe. „Der Verdacht, daß Ihr mit dem Kaiser und Ludwig XIV. in Correspondenz getreten seid," sprach sie, „ist am Hofe hier von politischen Standpunkten aus gefaßt, da man sich um Religionssachen nicht kümmert; Molanus hat mich darüber aufgeklärt und ich weiß, wie er für die Einigung mit Rom schwärmt."

„Die evangelische Union, die wir anstreben, hat die Katholiken mit Mißtrauen erfüllt, da sie die politische Absicht durchblickten. Der Bevollmächtigte, den der Kaiser ganz unerwartet nach Wolfenbüttel schickte, hatte mich, eigentlich ganz wider Willen, in diese Richtung wieder hineingetrieben und ich gestehe ein, daß der Herzog Anton Ulrich mich beeinflußte, die alte, in's Stocken gerathene, von Spinola angeregte Unterhandlung wieder aufzunehmen. Als ich mich an Molanus wandte, half er mich forttreiben."

„Der Herzog hat es nie ehrlich mit der evangelischen Union gemeint; ich warnte Euch, als ich den Passus über den Papst las, den er in die Helmstedter

Denkschrift einzuschieben befahl. Schon aus Haß und Intrigue gegen Hannover hält er es mit Rom und ich begreife nicht, wie Ihr ihm darin willfahren konntet."

„Kurfürstliche Gnaden, es ist mir selbst ein Bedürfniß, aufrichtig meine Schwäche und Verwirrung zu bedauern. Ich bin einmal in das Meer hineingestoßen und sehe die Wogen über meinem Kopfe zusammenschlagen. Ich greife ohne Wahl, wie ein ermatteter Schwimmer, nach jedem Brette und Schiffstrümmer. Ich weiß selbst nicht mehr, was ich glauben und beginnen soll. Auf einer Seite Unfrieden der Evangelischen, auf anderer kluge Zugeständnisse der Katholiken. Ich habe die französische Denkschrift an den Kaiser unter des Molanus Namen abgeschickt, auch mit dem Cardinal Davia in Rom über die Priesterweihe correspondirt, die den protestantischen Pfarrern fehlt, ich habe durch Du Heron an Bossuet geschrieben, daß König Ludwig sich der Sache annehme, daß er in derselben Lage sei, wie wir, da ihm die Quietisten und römischen Mystiker eine gleiche Plage machten, wie uns die Pietisten; ich dachte, daß etwa das gemeinsame Interesse gegen die Mystik der katholischen und protestantischen Frömmelei uns auf einen gleichen Weg leiten könne, der endlich zur Union führen dürfe. Ich habe dem Herzog Anton Ulrich einen Brief

concipiren müssen an König Ludwig, worin gesagt ist, daß man den Theologen die Unionssache nicht überlassen dürfe, daß es zweckmäßig sei, statt des Bossuet einen Staatsmann, etwa einen Vorkämpfer der gallicanischen Kirche, an die Spitze der Unterhandlung zu stellen und daß Frankreich, um sich gegen die Umtriebe der Ultramontanen zu schützen, sich vermittelnd zwischen Deutschland und Italien stellen müsse. Du Heron hat diesen Brief des Herzogs an den französischen Minister Torcy gesandt, dieser, wie mir gestern der Herzog bei der Abschieds-Audienz sagte, den Bossuet hineinblicken lassen und derselbe soll gemeint haben, es sei nur der Krieg schuld an der Unterbrechung der Unterhandlungen und er wolle meine früheren Vorschläge wieder aufnehmen. Darüber war der Herzog sehr erfreut, wünschte eine directe Correspondenz zwischen mir und dem Könige Ludwig und entließ mich gestern mit den Worten: „Kehrt schnell wieder zurück, Leibnitz; Ihr müßt jetzt Eure Zeit meinem Dienste widmen."

Sophia sah ihn bestürzt an.

„Ich befinde mich in einer großen Verlegenheit. Was soll ich thun?" Bedarf ich doch zuvor der Erlaubniß des Kurfürsten, wenn ich direkt in Verhandlungen mit dem Reichsfeinde, dem König Ludwig, treten will. Unterwegs habe ich verschiedene Entwürfe gemacht, wie ich dem Kurfürsten die Sache plausible

machen sollte, hatte schon die List im Sinne, ihm vorstellig zu machen, daß er mir die freie Hand in dieser Sache schon um deßwillen gewähren möge, um, wenn sie reüissire, dem Herzog den Vorsprung abzugewinnen. Doch seit meiner Audienz beim Kurfürsten ist es platterdings unmöglich, ihm mit solchen Anforderungen zu kommen. Hat er mir doch verboten, ohne seine Erlaubniß wieder nach Wolfenbüttel zu reisen, und wie darf ich ihm diese jetzt abfordern? Unter solchen Umständen können Sie mir die Stimmung verzeihen, in welcher ich um Entlassung bat. Ich bin überzeugt, daß nur Eifersucht gegen den Herzog meinen Abschied verweigert hat."

„Diese Eifersucht theile ich; vielleicht das Einzige, welches ich mit meinem Sohne gemein habe. Aber habt Ihr denn unsere Pläne auf Berlin so ganz zurückdrängen können? Laßt Euch durch mich, durch die Erinnerung an meine Tochter, auf's Neue dafür begeistern. Habt Ihr denn so große Hoffnungen auf die Katholiken?"

„Geringe; ich halte es für ein eitles Unternehmen, Doctrinen versöhnen zu wollen; die Doctoren beider Lehren werden sich ewig verdammen. Nur für die bürgerliche Duldung gedachte ich zu wirken. Die Lehrsätze sind mir gleichgültig; die Theologen beider Parteien sollten nur politisch zum Frieden gezwungen werden. Vielleicht ist es nach hundert Jahren

möglich. Wenn nur erst fünf oder sechs hervorragende Männer es ernstlich wollten, so wäre es möglich."

„So arbeitet für das Nähere und Gewissere, greift die evangelische Union mit festen Händen an, lasset den Herzog davon entfernt, mag er allein mit dem Papste sich bemühen. Meine Tochter ist betrübt, daß Ihr während der Zeit Eures Aufenthaltes in Wolfenbüttel ihre Lieblingspläne versäumt habt; Jablonski hat mit Widerstreben den Passus in der Schrift des Professors Fabricius gelesen, und an Molanus geschrieben, daß er auf Euch wirken und die evangelische Union auf die duldsame Uebereinkunft stützen möge, alle Irrthümer, die zwischen Reformirten und Lutheranern vorgeworfen würden, und den Punkt des Glaubens nicht berührten, sowie die abweichenden Ceremonieen zu toleriren, aber eine gemeinsame, feste Kirche gegen die Katholische zu gründen, die sich mit dem einen Namen, die evangelische, bezeichne."

„Kurfürstliche Gnaden, auch hierfür hege ich keine großen Hoffnungen. Mit den Pietisten ist nicht auszukommen, sie sind verstockt und blind und haben auf Gründe nur Beleidigungen. Ich bin ganz davon abgekommen, überzeugen zu wollen, ich gebe nichts mehr auf Doctrinen und dogmatische Gründe, nur Frieden, Frieden, nur diesen wollte ich stiften, und mein

einziges Bibelwort ist das des heiligen Johannes: Kindlein, liebet einander!"

„So tretet denn den Pietisten mit der Wissenschaft entgegen. Die Akademie muß geschaffen werden."

„Es wird Kämpfe mit den Frommen kosten. Freiherr von Canstein, der mich, wie ich aus der Audienz heute erfuhr, beim Kurfürsten übel empfohlen und einen Freigeist geheißen hat, giebt der Pietisterei Anhalt bei Hofe und ist eng mit Francke in Halle verbunden."

„Und Canitz, der Dichter und einstige Freund meiner Charlotte, der im Anfange dieses Jahres zum Reichsbaron erhoben wurde, ist jetzt ganz mit Spener, Canstein und dem ehemaligen Lehrer seiner Söhne, dem Lange, der jetzt Director des Friedrich-Werderschen Gymnasiums ist und für den alten 80jährigen Mystiker Helmont an der Dorotheenkirche predigt, ein Herz und eine Seele. Francke soll in Halle heftige Reden gegen die „Nichtwiedergeborenen" halten und beim Abendmahle wirkliches Brot reichen, auch die Beschwörungsformel weglassen." Die alten Hallischen Stadtpfarrer donnern heftiger als jemals gegen die pietistische Facultät, die Regierung in Magdeburg aber hat gegen die eifernden Prediger eine Strafandrohung erlassen und die Facultät über die Reinheit ihres Glaubens belobt. Diesen Sommer hat Francke sein Waisenhaus zu bauen begonnen und die Geldmitte

fließen von allen Seiten herzu. In welche Welt sind wir gerathen mit aller Wissenschaft und Aufklärung! Vielleicht kommt noch der Tag, wo ein Halbblödsinniger ausruft: Haltet die Wissenschaft ein! Sie muß umkehren, sie schadet dem Glauben! Frömmelnde Beter werden die Stelle der Philosophen einnehmen, ein Leibnitz wird als Ketzer und Freigeist verdammt und sein Monument in eine heimliche Ecke gedrängt werden. Ich bin alt, ich werde bald das wahre Licht schauen und hoffe, daß ich vom Himmel herab die Thorheit der Menschen bedauern kann. Aber sollen wir sie geschehen und gewähren lassen? Haben die stärkeren Geister nicht die Pflicht, für ihre vernünftige Wahrheit einzustehen und zu kämpfen? Machen wir Menschen nicht Gegenwart und Zukunft? Leibnitz, soll Euch ein schwaches Weib aufrufen? Erhebet den Frömmlern gegenüber das Banner der freien Wissenschaft, erkämpft Euch den Boden, wo Ihr das Bild der Minerva aufpflanzt, schafft eine Akademie des denkenden, forschenden Geistes!"

„Es ist leider das trübe Bild wahr; dem Geiste stehen große Kämpfe mit dem Gefühlsglauben und der heuchlerischen Gottesfurcht bevor. Ueberall regt sich der Pietismus, der sich als Urchristenthum ausgiebt, in fanatischen Aposteln und frommen Träumereien. Der Professor Arnold, der sich in die christliche Urzeit gläubig hineinphantasirt hat, und voriges Jahr

seinen Lehrstuhl der Geschichte in Gießen verließ, weil die Beschäftigung mit der Wissenschaft seinem Seelenheil hinderlich sei, hat von Quedlinburg aus, wo er privatisirt, eine Kirchen- und Ketzergeschichte herauszugeben begonnen, worin er die verketzerten Mystiker blindlings vertheidigt, für die unsichtbare Kirche streitet und die alte lutherische Rechtsgläubigkeit heftig angreift. Thomasius, der Anwalt der Pietisten, rieth Allen, selbst wenn sie das Geld erbetteln müßten, das Buch zu kaufen, und Petersen, dessen Frau das „ewige Evangelium der Widerbringung aller Kreaturen" so eben herauszugeben begann, ist vor Enthusiasmus über Arnold's Schrift fast toll geworden und verkündigt bereits den ursprünglichen Unschuldszustand der Menschen ohne Schlange und Sünde. Spener ist doch noch der Vernünftigste, wenn nicht der Klügste in der ganzen Pietistenwirthschaft, er hat wenigstens einen praktischen Sinn und sieht ein, daß die Ueberschwänglichkeit seiner Freunde der Sache schadet. Die Schwärmer, die sich eines Offenbarungslichtes rühmen, wachsen wie Pilze aus dem Boden. Ein gewisser Hochmann reist umher, hält heilige Erbauungsstunden, dringt in die Kirchen ein und greift die Prediger an; in Berleburg hat der überspannte Graf Casimir eine förmliche Phantasten-Herberge eingerichtet, und sie fliegen dort aus und ein, wie Schwalben am Neste."

„Was ist es denn mit dem Dippel, welcher alle

Secten und Religionen in einer Kirche vereinigen will und eine wunderliche Sprache führt. Ist er ein Wortführer der Union?"

„Ein ebenso großer Narr oder Spötter, als Schwärmer in seiner eigenen Sache. Meint er es so, wie er schreibt, so ist er ein Thor, meint er es nicht so, dann ist er ein Schalk. In Gießen als Student spielte er den lutherischen Rechtgläubigen, war ein liederlicher Kumpan und Fechter, betete des Nachts seine Tagessünden ab, disputirte als Magister über das Nichts, wollte in Straßburg einen Kampf gegen die Pietisten beginnen und die öffentliche These: daß alle erschaffenen Geister materiell wären, vertheidigen, bekam Händel und Duelle, entfloh, studirte indessen des heiligen Augustinus und Spener's Schriften, schlug den pietistischen Ton an, um eine Pfarre, wenn auch mit einer Wittwe, zu verdienen, und schrieb, da seine Speculation mit etwas Scandal aufflog, von Darmstadt aus seine wunderlichen Schriften, die über die Thorheiten der Welt mehr lachen als weinen. Sein „gestäuptes Papstthum" das die Rechtfertigungslehre verspottet, sein „Anfang und Ende der Ortho- und Heterodoxie," seine „Christenstadt auf Erden" und sein neuester „Wegweiser zum verlorenen Licht und Recht" decken allerdings viele arge Blößen der Kirche auf, aber seine eigenen Entdeckungen der Seligkeitsmittel können

mich nicht ernsthaft stimmen. Ueberhaupt fühle ich jetzt eine große Abneigung, mit Theologen und Schwärmern zu streiten, meine ganze Natur treibt auf den Weg der wissenschaftlichen Erkenntniß."

„Darum müsset Ihr eine deutsche Akademie stiften, Leibnitz. Nehmet zunächst die Hülfe zweier Frauen an; da Hannover nicht der Ort ist, dem Geiste eine Pflanzschule zu bauen, so laßt es Berlin sein. Meine Tochter schrieb mir, daß die Chancen dafür günstiger als je wären, daß man freilich der Wissenschaft wegen nichts thun werde, der Gedanke eines neuen, verbesserten Kalenders aber und einer Sternwarte, den Ihr dort als Vorwand rege gemacht habt, den Kurfürsten nachhaltig beschäftige und auch seinen Ehrgeiz anstachele, da er, auf eine Denkschrift des alten Erhard Weigel zum Betriebe Eures Gedankens, zu Fuchs und Jablonski gesagt hat: „Der Leibnitz soll mir, wie es Ludwig der Vierzehnte hat, auch ein Observatorium anlegen; dann wird man in Berlin neue Sternbilder entdecken, die alle meinen Namen tragen sollen." Greift zu, Leibnitz, schweißet das Eisen, es ist heiß, lasset Anton Ulrich's Pläne liegen, eine Reise nach Berlin wird Georg Euch nicht abschlagen."

Der Wagen lenkte bei bereits eingetretener Dämmerung wieder in den Herrenhäuser Garten ein. Sophia hatte ihren Zweck erreicht, den Freund mit neuem Eifer für die Berliner Pläne zu erfüllen und die Ein-

drücke des persönlichen Einflusses Anton Ulrich's auf ihn zu verwischen.

Das Jahr ging zu Ende; das ganze nächste Jahr war Leibnitz nicht wieder nach Wolfenbüttel gekommen, denn er fürchtete seines Kurfürsten Zorn, wenn er um die Erlaubniß, dem herzoglichen Vetter aufwarten zu dürfen, anhalten würde, da des Kurfürsten Erbitterung gegen den feindlichen Verwandten zum Höchsten stieg, als sich das Bündniß der jüngeren Brüder mit Dänemark und Frankreich gegen die Regierung Georg's bestätigte, Anton Ulrich demselben, im März 1699, seine Unterschrift gab und später auch August von Sachsen öffentlich beitrat.

Leibnitz hatte große Vorsicht nöthig, um auf dem glatten Boden, auf dem er stand, nicht den Verdacht einer Theilnahme an des Wolfenbüttlers Politik aufzufrischen, denn die Mahnung an den Oberjägermeister von Moltke hatte etwas Unheimliches, da dem Kurfürsten Georg ein weniger gemäßigtes Verfahren, als dem Gerechtigkeit liebenden Ernst August zuzumuthen war, und Leibnitz mancherlei Beweise erfuhr, daß er der Gräfin Platen verhaßt und verdächtig geworden war. Offen schrieb er, auf Anton Ulrich's Drängen, die begonnene Angelegenheit mit Du Héron und Bossuet zu vollenden, daß sein Kurfürst ihm scharfe Verweise gegeben habe und er sich den Verhältnissen fügen müsse.

Man schien überhaupt in Hannover die Absicht zu haben, Leibnitzen fühlen zu lassen, daß er für seinen Jahresgehalt auch die Pflicht habe, seinem Herrn zu dienen. Man hatte ihm die kurfürstliche Bibliothek aus dem Schlosse, nebst dem literarischen Nachlasse des Hofraths Westerholz in sein, von der Hofkämmerei ganz in Miethe genommenes Haus auf der Schmiedestraße bringen lassen, und ihm anbefohlen, einen Katalog anzufertigen. Dadurch wurden alle, dem Studium, dem gelehrten Briefwechsel und dem Verkehr mit der Kurfürstin Mutter abgezwungenen Stunden völlig ausgefüllt und der treue Ekkard half ihm gewissenhaft dabei.

Das Jahr 1699 fing indessen in politischer Hinsicht für den hannoverschen Hof freundlich an und ließ auf die Umtriebe Anton Ulrich's und der abtrünnigen Prinzen weniger achten. Georg hatte, auf den Rath seines Geheimenrathes Schlitz-Görtz und auf Anregung des Cellischen Ministers Bernstorf, der des Kurfürsten unbedingtes Vertrauen besaß und sich im Stillen auch als hannoverschen Staatsmann betrachtete, eine Gegenmine anlegen lassen und direkt auf den Kaiser zu wirken gesucht. Der Erfolg war günstig, das Bündniß mit dem Kaiser wurde inniger als jemals. Der Kapellmeister Steffani, der in Wien große katholische Connexionen hatte, war hier in's Geheim durch den Clerus thätig gewesen, eine Familienver-

bindung zu bevorworten; der kurfürstliche Gesandte in Wien, Erasmus Güldenberg hatte auf diplomatischem Wege gewirkt. Die Welt war erstaunt und Anton Ulrich mit seinen Verbündeten ergrimmt, als zwei Nachrichten fast gleichzeitig die politischen Ereignisse durchkreuzten, nämlich die Anerkennung des neunten Kurhutes, der bisher nur ein Titel gewesen war und dessen Berechtigung im Reichswahlfürsten-Collegium Ernst August nicht mehr erlebt hatte, und die geschehene Verlobung des ältesten kaiserlichen Sohnes Joseph mit der Prinzessin Amalie, der Tochter des Herzogs Johann Friedrich, des katholisch gewordenen Vorgängers Ernst August's, der Leibnitz einst in seine Dienste genommen und nach Hannover gezogen hatte. Die verwittwete Herzogin Benedicta, eine Schwester der Herzogin von Orleans und der vermählten, zu Modena wohnenden Herzogin Condè, lebte abwechselnd mit ihrer Tochter Amalie in Hannover sehr eingezogen und in strenger, katholischer Gläubigkeit; der lutherische Hof hatte sich wenig um sie bekümmert und Benedicta verkehrte mehr mit ihrem katholischen Beichtvater und den frommen entfernten Glaubensgenossen. Jetzt, wo es auf das Project einer Heirath mit einem kaiserlichen Sohne abgesehen war, fiel das politische Auge des Bernstorf auf die Prinzessin und der Plan glückte. Die Ehre des Kurhutes wurde schon im Januar dieses Jahres durch die

Sendung des Geheimenrathes Bodo von Oberg an das kaiserliche Hoflager öffentlich proklamirt, wo derselbe nebst dem Gesandten Güldenberg feierlichst mit den Auszeichnungen eines Botschafters ersten Ranges vom Kaiser empfangen wurde, der die Allianzverheißungen des kurhannoverschen Hofes freudig acceptirte, da er neuen politischen Kämpfen entgegensah und bereits zu Gunsten seines zweiten Sohnes, Erzherzogs Karl, gegen die Anmaßungen protestirte, die sowohl Frankreich für Philipp von Anjou und der Kurfürst Maximilian Emanuel für sich selbst auf die dereinst erledigte Krone Spaniens, beim Ableben des kinderlosen Königs Karl II., geltend gemacht hatten. Vorauszusehende neue Kriege machten den ohnehin kaum durch den Carlowitzer Frieden von den Türken befreieten Kaiser Leopold zu Allianzen geneigt, die ihm Geld und Truppen verhießen und so geschah es denn, daß schon im Sommer dieses Jahres der Marquis Quirini den Auftrag erhielt, die Prinzessin Amalie von Hannover dem ihr bestimmten Gemahl Joseph nach Modena zuzuführen.

Jetzt hatte Kurfürst Georg erreicht, was er wollte, die volle Würde seines Kurhutes, die Ehre einer kaiserlichen Blutsverwandtschaft und die Demüthigung seiner von Anton Ulrich geleiteten Feinde.

Auch Leibnitz endete das Jahr 1699 angenehmer, als das vorige; auch ihm widerfuhr die Ehre, zum

Mitgliede der französischen Akademie der Wissenschaften ernannt zu werden.

Er hatte indessen das laufende Jahr nicht nur mit Anfertigung des Kathaloges der kurfürstlichen Bibliothek verbracht. Sein positiver Geist hatte Aergerniß an den zersetzenden Zweifeln des französischen Gelehrten Bayle genommen, und einen literarischen Streit gegen denselben begonnen, der seine Geistesrührigkeit mitten im Staube der Bibliothek in Thätigkeit erhielt und seine Boudoirstunden in Herrenhausen, wo Sophia fast immer wohnte, mit neuen Stoffen würzte. Mit seinem Ekkard hatte er auch in nächtigen Stunden fleißig in den historischen Archiven für die Welfengeschichte gearbeitet, dabei aber auch mit beiden Kurfürstinnen das Ziel in Berlin nicht aus den Augen gelassen. Das Observatorium war beschlossen, die neu zu entdeckenden Sternbilder mit des Kurfürsten Namen waren eine gute Lockspeise gewesen; der Weg zur Akademie war nur noch kurz, denn der neue Kalender, welchen Leibnitz im Laufe des Jahres bearbeitet hatte, fand Beifall und er genoß die Freude, daß derselbe am 23. September vom Corpus evangelicum, angenommen und seine Einführung mit Neujahr von allen Kanzeln verkündigt wurde.

„Jetzt ist der Augenblick gekommen," schrieb die Kurfürstin Charlotte, „die Akademie muß schleunigst

auf das frisch gewonnene Terrain gegründet werden. Leibnitz muß nach Berlin kommen, Jablonski ist rührig in Ueberredung und macht Entwürfe über Entwürfe. Vielleicht gelingt es, dem Kurfürsten das Wort der Stiftung abzugewinnen, wenn meine älteste Tochter, die dem Erbprinzen von Hessen bestimmt ist, ihr Hochzeitsfest begeht."

II.

Von Gottes Gnaden.

Was lange im Stillen die politischen und denkenden Köpfe beschäftigt hatte, sollte das Jahr 1700 an das Licht der Wirklichkeit bringen. Zwischen Charlottenburg und Herrenhausen fand ein ebenso eifriger und geheimnißvoller Briefwechsel und Gedankenrapport statt, wie zwischen Berlin und Wien.

Der März war gekommen und damit auch eine große Freude in das stille Leben der Kurfürstin Sophia und in die geistige Welt Leibnitzens. Charlotte war in Hannover eingetroffen und hatte sich selbst zum Boten der Nachricht gemacht, daß der Kurfürst, ihr Gemahl, dem letzten Entwurfe des Hofpredigers Jablonski, den Leibnitz nicht kennen gelernt hatte, seine Beistimmung gegeben und befohlen habe, daß eine Akademie der Wissenschaften nach dem Muster der französischen, und ein Observatorium gegründet

werden solle, und er selbst geruhen wolle, das Protectorat zu übernehmen. Sophia jubelte, in Leibnitz kreis'ten die Gedanken mächtig.

Am zweiten Tage nach Charlotten's Ankunft sehen wir eine Hofequipage von dem Clewerthore der Stadt nach Herrenhausen zufahren. Beide Kurfürstinnen sitzen darin; in einem zweiten Wagen folgten die Hofdamen, das Fräulein von Pöllnitz und die Frau von Winzingerode, sowie die Raugräfin Louise, eine Schwester der Herzogin von Orleans, die seit einiger Zeit die Stelle einer Hofmeisterin der verwittweten Kurfürstin bekleidete, und deren persönliches Vertrauen zu verdienen wußte.

Sophia hatte, der Anwesenheit ihrer Tochter wegen, ihre seit dem Tode ihres Gemahls vor zwei Jahren beobachtete Zurückgezogenheit verlassen und im Residenzschlosse, wo des hohen Besuches halber, großes Diner stattfand und eine Reihe Festlichkeiten befohlen waren, der heutigen Tafel beigewohnt, obgleich sie einen inneren Widerwillen empfand, sich der steifen, kalten Würde ihres Sohnes und dem übermüthigen Etiquettenzwange der Favoritinnen auszusetzen.

„Es ist doch vieles hier anders, seitdem der gute Vater todt ist," meinte Charlotte; „hatte er auch seine Schwächen, so war er doch nie ungerecht und bewies eine große Rücksicht anf die Beobachtung des Bonton, den Georg nicht kennt. Des hochseligen Vaters Gut-

herzigkeit versöhnte gern, wo Georg's schweigsamer, verdrießlicher Stolz keine Vermittlung zuläßt. Steif und kalt, wie in Berlin, ist der Hof hier geworden. Georg grollt mit mir; er hat es mir vorgeworfen, daß ich die flüchtige Knesebeck zu meiner Hofdame engagirt habe; mit scharfer Zunge fragte er mich: Madame, wo haben Sie denn Ihre neue Hofdame? Wollte Sie etwa nicht mit nach Hannover?"

„Aufrichtig gestanden, liebes Kind, ich würde die Knesebeck nicht engagirt haben."

„Warum soll ich meinem wahren Gefühle Zwang anthun? Die hingebende Treue, die sie der unglücklichen Schwägerin bewies, rührte mich; ich kann die Scene nie aus meiner Phantasie verlieren, wo Sophia Dorothea die empörendste Mißhandlung erlitt. Die Knesebeck hat mir entsetzliche Dinge erzählt. Niemand kennt sein eigenes Schicksal und weiß voraus zu bestimmen, ob er nicht einmal einer aufopfernden Seele bedürftig ist. Um der Schwägerin mein Mitleid zu zeigen, nahm ich die Knesebeck auf, die von Wien nach Berlin kam und meiner Hülfe empfohlen wurde. Wie lebt die Schwägerin in Ahlden?"

„Ich weiß es nicht, Kind, laß uns nicht davon reden."

„Und doch ist mein Interesse an ihren Namen geheftet, den die geschiedene Kurprinzessin trägt. Es scheint in der Absicht beider Väter zu liegen, Friedrich

Wilhelm mit Sophia Dorothea dereinst zu vermählen."

„Sie haben den Gedanken wohl selbst angereg durch die kindliche Zuneigung zu einander. Es thut mir nur leid, daß Dein Sohn ein unversöhnlicher Feind meines Großsohns, des Erbprinzen geworden zu sein scheint. Aus dem Zanke der Knaben ist eine ernstliche Gehässigkeit geworden, die in Zukunft den brandenburgischen Hof vom hannoverschen zu entfernen droht. Um diesem entgegen zu wirken, ist mir das Vermählungsproject Deines Sohnes mit Georg's Schwester sehr willkommen; sind die beiden Prinzen erst Schwäger geworden, so können sie nicht offen mit einander brechen."

„Beide Charaktere stehen sich schroff gegenüber. Eitel sind sie Beide, darum empfindlich. Friedrich Wilhelm nennt Georg nicht anders als: den Tanzmeister, den Comödianten, dieser rächt sich durch die Bezeichnung: den Wachtparadehelden. Es schmerzt mich, daß mein Sohn mehr vom Vater, als von mir geerbt hat; für Kunst und Wissenschaft ist er kalt, Soldatenspiel und steife Würde sind sein Geschmack. Da mein Bruder, der Kurfürst, jetzt einen Ton bei Hofe eingeführt hat, der Alles in Eis verwandelt und, an des hochseligen Vaters heitern Lebenssinn, überall Mißtrauen, Hochmuth und Kargheit gestellt hat, und kein überflüssiges Wort über seine Lippen kommt, so

bin ich damit einverstanden, daß Friedrich Wilhelm nunmehr nach Berlin zurückkehrt und auf Reisen geht, um den Pietisten nicht in die Hände zu fallen.

„Ich finde an dem Prinzen Georg auch Manches zu tadeln, seinen Geiz, der gern glänzende, aber verdorbene Sachen verschenkt, seine Willkür, die ein Erbtheil des väterlichen Eigensinnes ist, sein großer Mangel an Kenntnissen; Alles, was er lernen soll, erscheint ihm fatal, nur für Genealogie hat er Interesse."

Unterdessen rollte der Wagen den sandigen Weg zwischen den Pappeln weiter, die seither die Chaussee zwischen Stadt und Herrenhausen einfaßten. Er war an den Puttenser Sandberg gekommen, als Charlotte, die den nachdenklichen Blick durch das Kutschfenster schweifen ließ, plötzlich ausrief: „Was für ein Schloß ist das?"

„Die Schwiegertochter der Gräfin Platen hat es Monbrillant getauft," antwortete Sophia etwas verdrießlich.

„Ich habe es gestern in der verschlossenen Kutsche nicht bemerkt; so rasch ist es entstanden, und so nahe an den Weg bauet Georg seine Denkmale der Schwäche?"

„Du wirst bald linker Hand ein noch solideres Denkmal erblicken, das diesen Sommer die Gräfin Kielmannsegge bewohnen wird, und Fantaisie heißt."

„Ach! das hätte der hochselige Vater nicht gethan.

Schenkte er doch der Platen ein weit von hier liegendes Landgut und höchstens vor dem Egidienthore den Kapuzinerhof! Wir armen Frauen! Wie widern mich diese beiden Lustschlösser an!"

„Du hast das schlimmste Loos nicht gezogen, mein Kind. Dein Charlottenburg bleibt Dir immer ein unentweihter Zufluchtsort, den kein feindlicher Fuß betreten darf."

„Ja, ein Asyl, wo ich mich über die Kränkungen trösten muß, die ich am Hofe zu erdulden habe. Es fehlt mir an dem Ehrgeize, eine politische Partei zu erwerben, auch an dem Talente dazu. Bald nach Danckelmann's Sturze schien das Verhältniß zwischen mir und dem Gemahl günstiger zu werden, er erwies mir eine neue Aufmerksamkeit, ich wiegte mich in dem Gedanken, daß die Kolbe ihre Aufgabe erfüllt und die Barfus'sche Partei sie nun fallen lassen und mit der Erhebung in den Grafenstand abfinden werde. Ach, wie schwer habe ich mich getäuscht! Ihr Hochmuth ist seitdem mit ihrer Gemeinheit der Intrigue gestiegen; sie umspinnt die maßlose Ehrsucht meines Gemahls mit glänzenden Geweben, Kronen und Purpur; ihr Mann, der Graf Wartenberg, ist an Danckelmann's Stelle getreten und regiert allein, da die alten Generale es nicht verstehen. Die Gräfin macht die Honneurs am Hofe; zwischen jede Annäherung des Kurfürsten an mich wirft sie ihre unermüdliche Intrigue,

ihr höhnischer Blick scheucht mich vom Hofe zurück, und mit ihr einen Kampf einzugehen, ist meinem Selbstgefühl unmöglich; ich entfliehe nach Charlottenburg, wo ich vor ihrer Nähe sicher bin und mich an Musik, Theater, Büchern und Briefen an Sie und Leibnitz zerstreue.

„Es wird besser werden; vertiefe Dich nicht in diese Schattenbilder des Lebens; die Pflanze die in Finsterniß gerathen ist, treibt ihre Ranken nach dem Lichte und erquickt darin ihre dunklen, gefesselten Lebenskeime. So sollen auch wir Menschen das Licht suchen, gleich dem Gefangenen, dem ein Tagesstrahl die ganze, glänzende, freie Welt ersetzt. Für Deine Unterhaltung habe ich den vergangenen Winter auch Sorge getragen; unser Abbate Mauro hat den Text für einige Schäferspiele dichten müssen, die Dein Kapellmeister Ariosti componiren wird."

Charlotte drückte der Mutter mit dankbarer Wärme die Hand, sah sie mit wehmüthiger Erkenntlichkeit an und sprach: „Wie gütig sind Sie! Ja, ich fühle, daß Kunst und Wissenschaft und Ihre Liebe die Genien meines Lebens sein werden. Mich reizt nicht die glänzende Lockung des Ehrgeizes, die den Kurfürsten von Kronen träumen läßt, mich ekeln die Intriguen des Hofes an, ich bin ergeben in mein Schicksal, da mir Kunst und Wissenschaft bleiben, und eine Akademie beschlossen ist."

„Und der Kurfürst denkt ernstlich an eine Königskrone?"

„Ernstlich; es gehen große und geheime Dinge vor. Fuchs unterrichtet mich von Allem; daß August von Sachsen, daß Wilhelm von Oranien Kronen tragen, hat den Kurfürsten angestachelt, nicht zurückzubleiben. Man sagt, daß der Kaiser in neue Kriege verwickelt zu werden bedroht sei, daß er sich Vasallen und Alliirte zu verschaffen suche. Was die evangelische Union nicht vermag, soll die Politik der kaiserlichen Interessen erreichen helfen. Was wird es anders sein, als dieselbe Noth, die den Kaiser getrieben hat, dem Bruder Georg endlich die Rechte der Kur zu geben und den neuen Verschwörungen des Max und des Wolfenbüttler Vetters keinen Vorschub länger zu leisten, die Noth des bedrohten Eigennutzes. Wartenberg ist schlau genug, seine Pläne wie Kuckukseier in die Lücken zu schieben, welche fremde Blößen ihm öffnen; erringt er, und wäre es auch durch die unwürdigsten Bedingungen, das Ziel des Ehrgeizes, der den Kurfürsten beseelt, so wird er der Allmächtige sein, stärker als Danckelmann jemals war."

„Wird denn Danckelmann's Prozeß nie zu Ende kommen?"

„Er sitzt zwei Jahre in strenger Festungshaft, man nimmt ihm ein Gut nach dem andern, alle Anklagen sind erzwungen, man sucht mühsam nach Beweisen,

daß er den Staatsschatz benachtheiligt habe. Er hat nichts weiter verschuldet, als den Haß der alten Generale, und Fuchs selbst, der gezwungen war, die Anklageschrift zu verfassen, ist in großer Verlegenheit, woher er mehr, als Absurdes nehmen soll. Wollte Danckelmann den Kurfürsten um Gnade bitten, so würde sie ihm gewiß zu Theil werden, aber er fordert Untersuchung und Urtheil nach Recht, und der Kurfürst wird überredet, daß es Trotz sei. Friedrich's Stolz leidet aber keinen fremden Willen, der ihm trotzt."

Der Wagen war in Herrenhausen angelangt, hielt vor dem Schlosse und die Lakaien sprangen herbei. Der Leibdiener meldete, daß der Geheime Justizrath Leibnitz bereits vor einer Viertelstunde eingetroffen sei, und im Garten promenire. Dieser aber hatte bereits auf seinem Gange die beiden fürstlichen Equipagen aus der Pappelallee heranrollen gesehen und trat gleich hinter den ausgestiegenen Hofdamen in das Haus. Beide Kurfürstinnen waren noch auf der Treppe, als er sie erreichte und mit vertraulicher Herzlichkeit von ihnen eingeladen wurde, in das bekannte Zimmer einzutreten, worin die Kurfürstin ihren Abend zuzubringen pflegte, wenn sie den mehr als stillen Boudoirbesuch Leibnitzens empfing.

Bald erschienen Mutter und Tochter ohne ihre Hofdamen im Parlour, um zunächst mit dem Freunde

ihre Privatinteressen zu besprechen. Leibnitz war freudig erregt in Miene und Wort. Die Nachricht, welche Charlotte persönlich hatte überbringen wollen, der kurfürstliche Beschluß einer Akademiestiftung in Berlin, beschäftigte seine Gedanken. Siegreich und hoffnungsvoll blickte Charlotte ihn an.

„Hohe Frau,“ sprach er, „heute Mittag empfing ich von Jablonski die briefliche Anzeige nebst dem Programm, welches der Herr Kurfürst genehmigt haben. Nicht ganz entspricht es meinen Ideen, die ich an die Bedeutung und Wirksamkeit einer Akademie knüpfe; ich habe sofort eine Denkschrift über die Stiftung in deutscher Sprache entworfen, die ich Ihren kurfürstlichen Gnaden vorlesen und schleunigst zur Kenntnißnahme des Herrn Kurfürsten nach Berlin senden möchte. Eine solche „Societät der Wissenschaften“, wie die Akademie im Programm benannt ist, darf nicht auf bloße Curiosität, Wißbegierde oder unfruchtbare Experimente gerichtet sein, sondern man muß gleich im Beginne den Zweck und das Werk des Nützlichen vor Augen haben und auf solche Specimina bedacht sein, von denen der hohe Urheber Ehre und das gemeine Wesen noch ein Mehres zu erwarten Grund hat.“

„Ich rede Euch das Wort,“ fiel Sophia ein, „reine Theorieen würden nur von den Pietisten ausgebeutet werden.“

„Ach, haltet diese davon fern!“ rief Charlotte abwehrend.

„Die Pietisten sind die unpraktischsten Leute von der Welt, darum muß man sie durch die Praxis verscheuchen; die Theorie muß mit der Praxis vereinigt werden, es müssen nicht allein Künste und Wissenschaften, sondern auch Land und Leute durch Feldbau, Manufactur und Handel gebessert werden. Darum muß sich die Societät in Rapport setzen mit allen Zweigen des Staatshaushaltes, dabei aber auch der Verbreitung des Christenthums, wie in China, ihr Augenmerk widmen, indem sie durch das Christenthum leicht in die Finsterniß dringt, nicht durch Offenbarungen, sondern indem man den irdischen Himmel durch die Wissenschaft aufhellt, als den wahren Stern des Morgenlandes. Und es ist der bequemste und natürlichste Weg, wenn man Licht und Weisheit mit Waaren und Manufacturen in den Handel bringt; das würde die fremden Völker aufschließen, sie anlocken, des Herrn Kurfürsten von Brandenburg Protection zu suchen und den deutschen Bernstein mit der europäischen Civilisation nach China bringen.“

Beide Kurfürstinnen fanden diesen Plan vortrefflich, und Charlotte versprach, denselben zu befürworten.

Nachdem Leibnitz seine Denkschrift vorgelesen und weiteren Beifall gefunden hatte, kamen sie auf ein persönlicheres Interesse zu sprechen, welches Charlotte

durch den freudigen Ausruf einleitete: „So werde ich denn endlich den Leibnitz in Berlin haben! O, theure Frau Mutter, wir wollen theilen, Sie haben es ja immer gewünscht!“

„Ich werde gern entbehren,“ erwiderte Sophia, „in meinem Sinne soll Leibnitz dort wirken, es soll durch ihn unser Verhältniß zu einander ein vertrauliches Zusammenwirken werden. Unverdächtig wird er als mein Gesandter dort ein Terrain für Deine Stellung erobern können und, was Dir nicht möglich war, mit dem wissenschaftlichen Klima auch ein Dir günstiges politisches zu schaffen; das wird er als kluger Mann zu erreichen versuchen. Das sei meine Politik, nun ich hier in Hannover keinen Einfluß mehr habe. Und weichen die politischen Interessen beider Höfe trotz der gleichen protestantischen und kaiserlichen Pflichten von einander, so müssen wir eine geistige Macht in beiden schaffen, die unser Andenken nicht verwischen läßt.“

Erst als die drei Verbündeten sich ausgesprochen und die bereits eingetretene Dunkelheit übersehen hatten, gab Sophia das Zeichen zur Zimmererleuchtung und dem Eintreten der Hofdamen. Man setzte sich später zum Souper und bei einbrechender Nacht fuhr Leibnitz mit der jüngeren Kurfürstin und dem Fräulein von Pöllnitz nach der Stadt zurück. Im Residenzschlosse war es still; der Kurfürst wohnte einer „Wirthschaft“

bei der Gräfin Platen bei, deren Einladung Charlotte abgelehnt hatte.

Die Kurfürstin von Brandenburg trennte sich schwer von der Mutter; sie verweilte den April hindurch bei ihr, correspondirte eifrig unter Leibnitzens Einflusse mit Berlin wegen der Societät, und reis'te erst in den ersten Tagen des Mai ab, als sie wegen der auf den 28. dieses Monates angesetzten Vermählung ihrer ältesten Tochter mit dem jungen Erbprinzen von Hessen nicht länger widerstehen durfte. Ehe sie aber abreis'te, hatte sie erreicht, was sie bezweckte; es war von Seiten des Gemahls eine Einladung an Leibnitz, nach Berlin zu kommen, die Festlichkeiten mitzumachen und die Gründung der Societät zu verwirklichen, eingegangen; seine Denkschrift hatte Anklang gefunden, weitgreifende Hoffnungen Sophiens begleiteten seine Abreise und machten ihre Trennung leichter.

Eine Woche nach Charlottens Rückkehr nach Charlottenburg reis'te er dahin ab. So still und ruhig er die hochgeschätzte Frau auf ihrem, an Herrenhausen erinnernden Schlosse Charlottenburg in Gesellschaft des Fräulein von Pöllnitz, des Kapellmeisters Attilio Ariosti und ihrer Bibliothek fand, so geräuschvoll traf er das Hofleben in Berlin. Jablonski empfing ihn mit siegreicher Freude und erfüllt vom Gedanken der Akademie; der Kurfürst gab ihm eine gnädige Audienz

und hieß ihn zu den Hoffesten als Gast willkommen, ohne der Akademie mehr, als flüchtig zu gedenken; Graf Wartenberg spielte den gewandten Hofmann gegen ihn, Besser schmiegte sich gleißend an ihn, die Gräfin Katharina schenkte ihm keine Aufmerksamkeit, Canstein, Spener, Canitz und die Pietisten erwiesen ihm eine formelle Höflichkeit.

„Sie haben einen glücklichen Eindruck auf den Kurfürsten gemacht,“ sagte der Oberceremonienmeister von Besser; „der Befehl Ihrer Einladung als Festgast ist vom allergnädigsten Herrn ohne fremde Anregung ausgegangen. Sie sollen, da wir einmal die französische Akademie nachahmen, die Philosophie in der Decoration der Festtage vertreten, wie es in Versailles geschieht. Denken Sie einstweilen nicht an die Akademie, die Köpfe hier sind ganz mit Gedanken an die bevorstehenden Aufzüge, Maskeraden, Bälle, Schauspiele und Operetten gefüllt, um noch ein Plätzchen für akademische Projecte frei zu haben; machen Sie sich auf vier Wochen gefaßt, die wir im prunkenden Rausche schwärmen. Sänger und Tänzer sind aus Dresden, Paris und Italien verschrieben; den berühmten Philosophen aus Hannover haben wir nun auch zu unserer Repräsentation — was wollen wir mehr!“

Leibnitz lächelte mehr gleichgültig als unwillig über dieses leichtfertige Compliment; er fand aber für die

erzwungene Theilnahme am steifen Prunke des Hofes seine Entschädigung in den Stunden, die Charlotte, welche zur Zeit in Berlin die Kurfürstin repräsentiren mußte, dem Geräusche der Festlichkeiten abstahl, um sich seiner Unterhaltung zu widmen und ihn über seine Beurtheilung der Personen und Zustände zu befragen; er suchte sich, so oft der Anstand es irgend gestattete, den täglich sich drängenden, an Glanz und Verschwendung sich überbietenden Hoffesten zu entziehen, um mit Jablonski über sein ernsteres Thema zu sprechen und die Stiftungsurkunde zu revidiren, welche dem Kurfürsten zur Unterschrift vorgelegt werden sollte. „Ich bin ganz verwirrt und treibe in einem mir gänzlich fremden Elemente," sagte er zu dem Hofprediger, „und ich fürchte, man wird über den Lustbarkeiten ganz die Societät vergessen."

Sechs Wochen lang dauerten diese Vermählungsfeste zu Ehren des jungen Paares, und Kurfürst Friedrich würde noch nicht an eine Pause der Erholung gedacht haben, wenn nicht er und seine Gäste sich wirklich erschöpft gefühlt hätten. „Ach!" seufzte die Kurfürstin, als sie, ermüdet von dem steifen Prunke, mit Leibnitz auf einen Tag nach Charlottenburg entflohen war, „mein Gemahl ergreift jede Gelegenheit, um seinen Geschmack an prachtvollen Ceremonien zu sättigen und er kann darin kaum satt werden. Ich bin überzeugt, daß er sich über den Tod einer ihm

theueren Person um so eher trösten würde, wenn sie ihm durch ihre Weltstellung nur Gelegenheit geben könnte, ein prachtvolles Leichenbestattungs-Ceremoniell aufführen zu lassen."

Die Stunden der Erschlaffung, welche den Kurfürsten zu einigen anderen Gedanken, als denen des Prunkes kommen ließen, benutzte Jablonski dazu, an die Stiftung der Societät zu denken. Schon hatte man den ganzen Mai, Juni und die ersten Tage des Juli durchrauscht, als Leibnitz zu seiner größten Freude erfuhr, daß der Kurfürst auf Veranlassung seiner Gemahlin, die feierliche Einweihung der gelehrten, akademischen Institution auf den 10. Juli befohlen habe. Während der Hof und die Aristokratie ruhte, begann Charlotten's, ihrer Freunde und der Gelehrten eigentliche Thätigkeit und Festfreude; galt es doch, den von beiden Kurfürstinnen so lange vorbereiteten Plan, eine Pflanzstätte des deutschen Geistes und der nationalen Intelligenz zu gründen, mit dem Lebensodem der Verwirklichung zu beseelen und durch Leibnitzens Namen der neuen Schöpfung den Stempel der Geistesfreiheit, Aufklärung und Wissenschaft zu geben, gegenüber den wissenschaftfeindlichen, verdunkelnden Gefühlsschwärmereien der frommen Secte. Nur der, durch alle Künste der Ueberredung angestachelte Ehrgeiz des Kurfürsten vermochte über die Bedenken desselben und die Einflüsterungen der Himmelsfreunde den Sieg

davon zu tragen. Friedrich sah sich selbst als den zweiten Ludwig an und Graf Wartenberg war eitel und schlau genug, sich die Rolle des Colbert gefallen zu lassen. Jubelnde Briefe schrieben Charlotte und Leibnitz an die in Gedanken anwesende Sophia.

Am Tage vor der Stiftungsfeier, für die der Oberceremonienmeister von Besser auf höchsten Befehl ein solennes, an steifen, prunkenden Kostümen und Ceremonien nicht Mangel habendes Programm erdacht hatte, fand eine Audienz Leibnitzens und Jablonski's beim Kurfürsten statt, um die Unterschrift der Stiftungsurkunde, die noch einer letzten Revision des Regenten und seiner Räthe unterworfen worden war, in Empfang zu nehmen.

„In Eurem Texte," sprach der Kurfürst, „ermangelte noch, wie wir nach reiflicher Ueberlegung mit unseren Räthen gefunden haben, ein Hauptstück, das wir in diesen Stiftungsbrief haben einrücken lassen. Wir sind gewillt, daß unseres Geschlechts, unseres Landes und unserer Kirche Historie aus der neuen Societät ein besonderer Nutzen erwachse und darum die weltliche und kirchliche Geschichte Brandenburgs in keiner Weise verabsäumt werde. Uebrigens sind wir mit Eurem Texte einverstanden, daß bei dieser Societät, unter anderen nützlichen Studien, für Alles soll gesorgt werden, was zur Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, auch zur

Ehre und Zier der deutschen Nation gereicht, also eine deutschgesinnte Societät der Wissenschaften, mit besonderer Rücksicht auf unseres Landes Historie gestiftet sei. Auch wollen wir, daß dieselbe es sich lasse angelegen sein, die nützlichen Studien, Wissenschaften und Künste durch Betrachtung der Werke und Wunder Gottes in der Natur, durch Anmerkung, Beschreibung und Ausübung der Erfindungen, Kunstwerke, Geschäfte und Lehren, förderſanst zu excoliren, zu bessern, wohl zu fassen und recht zu gebrauchen, damit der Schatz der bisher vorhandenen, aber zerstreuten menschlichen Erkenntnisse mehr und mehr in Ordnung und in die Enge gebracht, sowie vermehrt und wohl angewendet werde. Und wir wollen männiglich in unseren Landen, sonderlich Alle, die in unserer Bedienung stehen oder sonst von uns dependiren, zumalen Allen, die sich den Studien ergeben, nachdrücklich anweisen, nach jeder Gelegenheit den gemeinnützigen Zwecken der Societät möglichst die Hand zu bieten."

Leibnitz, der den Wiederhall seiner Denkschrift in ihren wesentlichen Punkten in diesem Stiftungsbriefe wieder erkannte, hatte Alles erreicht, was er wünschte; befriedigt sah er den Kurfürsten die Unterschrift vollziehen.

Der nächste Tag kam. Unter prunkenden Ceremonien, in Gegenwart der höchsten Herrschaften, der Geheimenräthe, des Hofstaates, der Gesandtschaften,

der oberen Staatsdiener und gelehrten und geistlichen Notabilitäten, fand die Vorlesung des Stiftungsbriefes und die Inauguration der Societät statt. Leibnitz wurde zum lebenslänglichen Präsidenten ernannt und somit zu Charlottens freudigster Befriedigung auch in brandenburgische Dienste und auf einen festen Platz in Berlin gezogen, der die Pläne Sophia's förderte und zwischen Mutter und Tochter eine engere Verbindung vermittelte, von welcher sich Sophia auch einen politischen Einfluß versprach. Auch wurden sogleich auf Vorschlag Leibnitzens neue Mitglieder der Akademie ernannt, unter denen Jablonski, der eifrige Mitschöpfer, der erste war, und denen Ancillon, der Professor Fabricius in Helmstedt und der bereits zum künftigen Reiseinformator des Erbprinzen designirte ältere Bruder Jablonski's, der zugleich die Bestallung zum immerwährenden Secretair der Societät erhielt, angereihet wurden. Für das mit der Stiftung verbundene Observatorium unterfertigte der Kurfürst die Berufungs- und Anstellungsurkunde für den in Leipzig, früher in Danzig und Königsberg, mit Kalendermachen und Astronomie sich beschäftigenden Kirch, eines Schneiders Sohn aus Guben, den Leibnitz besonders achtete, der ihm schon früher von Weigel in Jena empfohlen war, und dessen Frau Margaretha, eine Leipzigerin, selbst eine tüchtige Astronomin war und ihren Mann in allen Beobachtungen unterstützte.

Damit glaubte der Kurfürst genug gethan zu haben; zu einer weiteren Arbeit in der Sache selbst ließ er selbst den neuen Mitgliedern nicht Zeit, sondern, um der Stiftung nach seinem Geschmacke einen äußeren Glanz zu geben, Festlichkeiten veranstalten, die dieses Mal auch den Gelehrten die Ehre gestatteten, mit dem Hofe zu feiern und zu genießen. Die Auszeichnung, welche Leibnitz in Berlin erlebte, hatte den Kurfürsten Georg in etwas von der Bedeutung seines Geheimen Justizrathes unterrichtet und mit einem gewissen Stolze erfüllt, als er ihm die Erlaubniß gestattete, in Berlin zeitweise leben zu dürfen. Doch hatte diese oberflächliche Anerkennung seines Gelehrten nur die gegen den Brandenburger Schwager empfundene ehrgeizige Lust zum Grunde, daß jener für seine Akademie den Mann borgen müsse, den er, der Kurfürst Georg, als einen Bediensteten besitze. Für Leibnitz erwuchs daraus keine weitere Besserung seiner Stellung zu seinem nächsten Landesherrn, als daß dieser ihn gewähren ließ, sich nicht weiter um dessen Arbeiten und Reisen bekümmerte, und den Befehl, um Erlaubniß zu jeder Entfernung von Hannover zu fragen, ignorirte, zumal Anton Ulrich's Intriguen ihn nicht weiter beunruhigten.

Charlotte hatte den Tag der Stiftung der Akademie als ihren Siegestag gefeiert. Vergessen schien sie alle Kränkungen der Gräfin Wartenberg zu haben,

ihr ursprüngliches, heiteres, muthwilliges Temperament hatte sich von Neuem Luft gemacht, die Neigungen ihrer Lust, Musik und Theater, drängten ihr frohes Herz zur That. Sie wollte in der freien Atmosphäre, die der Geist der Wissenschaft und Leibnitzens Gegenwart über die dumpfe Luft der Pietisten und Hofintrigue ausströmte, auch ihrem natürlichen Frohsinn, der sich in den verflossenen Jahren nur im engeren Kreise Charlottenburgs zu äußern wagte, das Recht des Daseins und ihrem Naturell die Freiheit der Freude nicht versagen. Am Tage nach der Stiftung hatte sie ein großes Fest in Charlottenburg ganz nach ihrem Geschmacke veranstaltet, wie sie es in der Jugend zu Hannover gewohnt gewesen war und im Anfange ihres Frauenlebens zum größten Aergerniß der steifen Hofpedanten und frommen Leute fortgesetzt hatte. Mit der Anerkennung der Wissenschaft wollte sie auch die Lebensheiterkeit wieder zur Berechtigung bringen.

Leibnitz berichtete am nächsten Tage an die Kurfürstin Sophia nach Hannover: „„Wir leben hier immer noch im Rausche und an gelehrte Arbeiten wird nicht gedacht. Hoffentlich wird es anders werden, wenn die Sitzungen beginnen und man das Observatorium zu bauen Hand anlegt. Es scheint übrigens, als ob mit dem neuen Kalender, den wir in Berlin jetzt führen, auch eine neue Zeit angefangen hat und mehr Sonnenschein ist, als ich in dem diesjährigen

Kalender zu verzeichnen wagte. Spener und die Pietisten verhalten sich abwartend, haben dem Kurfürsten den Passus über die brandenburgische Kirchenhistorie in dem Stiftungsbriefe abgenöthigt und werden vorläufig nicht wagen, über die arge Weltsünde zu eifern, die gestern, am Tage nach der Stiftung, die vortreffliche Frau Kurfürstin auf Charlottenburg veranstaltet hat, und welcher der Herr Kurfürst, auch der Graf Wartenberg, aber ohne seine Gemahlin, und der Hof beizuwohnen beliebten. Die Gräfin ist wohl aus Ambition nicht gekommen, da sie Charlottenburg nie betreten durfte und sie die erhaltene Einladung, wozu ich rieth und drängte, mit Unpäßlichkeit erwiderte. Ich habe hier meine Augen und Ohren überall gehabt, auch aus Klugheit mit dem Grafen Wartenberg höflich verkehrt, da er hier Land und Leute regiert und dem Herrn Kurfürsten klug die Zügel in die Hand schiebt. Es ließe sich hier wohl ein politisches Abkommen mit den Gegnern der Frau Kurfürstin treffen, wenn man es richtig anfinge und geneigt wäre, in etwas ein freundliches Gesicht zu machen, wo es auch schwer wird. Ich glaube, daß dasjenige, welches sich für mich nicht schicken, Ihrer kurfürstlichen Gnaden, der Frau Mutter, wohl anstehen würde, wenn Sie nach Berlin zu kommen beliebten und ein Arrangement vermitteln möchten. Nun ich hier das Terrain kennen gelernt habe, halte ich dafür, daß das Temperament

der hochfürstlichen Frau Tochter nicht für eine politische Intrigue oder Parteistellung inclinirt ist, und man mehr darauf Bedacht zu nehmen hätte, das Stillleben der hohen Frau angenehmer zu machen. Graf Wartenberg scheint mir selbst geneigt dazu, denn als ich auf dem gestrigen Feste eine Veranlassung fand, mit etwas diabolischer Zunge die Abwesenheit seiner Gemahlin zu bedauern, der ich vorgestellt zu werden mir geschmeichelt hätte, kam in seiner Rede so Manches zum halbklaren Vorschein, das mir wie Winke erschien, die eine Verständigung bezweckten. Die Gräfin fühlt sich, das ist das Resultat meiner Spionage, entrüstet über die Neckereien und Spötteleien, die sie von der Frau Kurfürstin erfährt, und die ihr immer frisch zugetragen werden. Das Naturell der Frau Kurfürstin ist so beschaffen, daß es seinen Unmuth am Liebsten in Satyren und neckischen Allusionen ausgleicht. Würden sich Hochdieselben dergleichen enthalten und dem Beispiele der Frau Mutter folgend, die Stellung der Gräfin stillschweigend anerkennen, so würde ein Arrangement sich von selbst finden und der Graf nicht abgeneigt sein, der Frau Kurfürstin in manchen anderen Dingen, wie unter Anderem in einer meines Erachtens wünschenswerthen Zulage für den etwas knappen Haushalts-Etat in Charlottenburg, beim Herrn Kurfürsten zu bevorworten. So wie die Parteien jetzt stehen, schaden sie sich sogar einander bis in

die Stellungen ihrer Anhänger. Um nur Eins zu berichten, ist der Baudirector Schlüter, der Charlottenburg gebauet und jetzt die Statue des großen Kurfürsten in Angriff genommen hat, eben weil er viel auf Charlottenburg verkehrt und die Decorationen zu den Operetten angiebt, die von der Frau Kurfürstin befohlen und nicht selten mit Allusionen auf die Verhältnisse gewürzt sind, bei der Gräfin in Ungnade gefallen, und diese hat einen andern Architekten, Cosander von Goethe nach Berlin kommen lassen und dem Kurfürsten so sehr empfohlen, daß Schlüter schon die aufdämmernde Ungunst bemerkt. Ich möchte hier ganz vertraulich zu meiner lieben Frau Kurfürstin reden. Seitdem Deren Frau Tochter die Dose von dem Czaren Peter erhalten hat, finden dieselben ein Vergnügen daran, mehr als früher eine Prise zu nehmen und es ist die kleine Koketterie mit der Dose zu einem Bedürfnisse ihres Inhaltes geworden. Der Herr Kurfürst aber ist ein abgesagter Feind davon und als die hohe Frau in ihrer gestrigen Freude sich verleiten ließ, in Gegenwart des Gemahls die Dose zu gebrauchen, warfen dieselben einen so bösen Blick auf die Gemahlin, daß er mich lebhaft an den Czaren erinnerte, als dieser in der ersten Ueberraschung das Tischmesser ergriff, doch bald Alles schön bei der Frau Kurfürstin fand, was ich bei dem Herrn Gemahl nicht bemerkte. Meine unmaßgebliche Meinung wäre, daß

es gewiß klug sei, Alles zu vermeiden, was dem Kurfürsten mißfällt, wie es die Gräfin thut, welche alle Künste der Pracht und Eitelkeit anwendet. Ich darf solche Meinung nicht laut werden lassen, vielleicht mögen Ihre kurfürstliche Gnaden, falls Sie in Berlin wären, Ihre eigene vertrauliche Meinung darüber gewinnen. Mich bedünkt es, daß gerade jetzt ein Arrangement und eine Verständigung wünschenswerth sei, denn es gehen im Stillen hier große politische Dinge vor, die ihrer Reife nahe zu sein scheinen. Die Erbfolge in Spanien wird mit einem Eifer betrieben, als wäre Karl II. schon todt; während der Kaiser mit dem Kurfürsten von Bayern und dem französischen Könige um das Erbland streiten, haben die Seemächte England, Holland und Frankreich einen Theilungsplan entworfen, worüber Karl II. ganz entrüstet ist und zum Trotz den Kurprinzen von Bayern zum alleinigen Erben eingesetzt hat. Dieser junge Prinz ist aber eben gestorben und nun fordert der Kaiser Leopold sein Erbrecht, da er erfahren hat, wie König Ludwig mit Hülfe des Papstes Clemens II. den spanischen König zu bestimmen sucht, den Philipp von Anjou zum alleinigen Erben zu bestellen. Da sich nun, der eingetroffenen Nachrichten nach, der Kurfürst Maximilian von Bayern mit seinem Bruder, dem Kurfürsten von Köln, an Frankreich angeschlossen hat, so ist dem Kaiser die Hülfe Brandenburg's um jeden Preis

nothwendig, und diese Noth für sich nutzbar zu machen, ist man in Berlin eifrig beflissen und fordert für den Beistand des Kaisers die Königskrone. Nun denke ich, wäre es eine Gelegenheit, daß die Frau Kurfürstin sich eine politische Rolle dabei aneigne, die ihren Einfluß vermehre. Man geht damit um, die Seemächte England und Holland für die Krone günstig zu stimmen, da die diplomatischen Agenten der Gegner schon die Bestrebungen Brandenburg's in Wien durchblickt und nach Hause berichtet haben. Frankreich, der Papst und die katholischen Kurfürsten protestiren dagegen und da verlautet, daß man in Berlin viel auf die Gewinnung Englands giebt, so ist mir der Gedanke gekommen, daß meine verehrte Frau Kurfürstin, als eine Stuart, eine Engländerin in Geist, Leben und Sprache, diese Mission übernehmen, sich am Berliner Hofe einen politischen Einfluß verschaffen und auf Dero Tochter übertragen möchte. Das würde der künftigen Königin eine ganz andere Stellung geben und ihr ein Recht zuwenden, die selbstverdiente Krone tragen zu können, woraus mancherlei Vortheil gezogen werden dürfte, in Ansehung der Stellung zum Hofe. Schon aus diesem Grunde empfehle ich Ihrer kurfürstlichen Gnaden eine Reise nach Berlin und ich erlaubte mir schon auf eigene Verantwortung, den Grafen Wartenberg durch den Minister Fuchs auf die Frau Kurfürstin von Hannover, die in Eng-

land hochgeehrte Sophia Stuart, aufmerksam zu machen; die brandenburgische Krone, die ich schon der jungen Societät der Wissenschaften wegen wünsche, da sie ihr mehr Ansehen geben kann, wird, wenn ich nicht irre, zwar noch Kämpfe kosten, doch ist in der Noth und für ein gut Gebot vom Kaiser sehr viel zu haben, und wenn ich darin eine neue Gewähr für den Protestantismus und die Wissenschaft erblicke, könnte ich meine Dienste für die neue Krone in Wien anbieten. Ich bitte Ihre kürfürstliche Gnaden, meine Ansichten zu prüfen und das Beste davon zu versuchen. Um Ihnen nun auch ein freundliches Bild von Charlottenburg zu senden, von woher so viele Klagen nach Hannover gekommen sind, und um Ihnen von der wiedergekehrten guten Laune der Frau Kurfürstin eine Probe zu geben, werde ich das gestrige Fest beschreiben, das die hohe Frau mit Hülfe des Fräulein von Pöllnitz und ihres Kapellmeisters Ariosti erdacht und in Scene gesetzt hat. Man stellte einen Dorf-Jahrmarkt vor, wo viele Buden mit ihren lustigen Artikeln aufgerichtet waren, und man für Nichts Würstchen, Schinken und allerhand Eßbares einkaufen und sogleich verzehren konnte. Herr von Osten machte einen Charlatan-Doctor, der Arlequins und Marktschreier bei sich hatte, aber durch nichts mehr Spaß erregte, als durch seinen Becherspieler, der kein Anderer, als Monseigneur, der Erbprinz Friedrich Wilhelm war, der diesen Hokus-

pokus ganz vortrefflich gelernt hatte. Die Frau Kurfürstin stellte die Gattin des Charlatans dar. Im Anfange des Schauspiels erschien in feierlichem Aufzuge der Doctor auf einer Art von Elephanten und seine Frau ließ sich in einem Stuhle von ihren Türken tragen. Der Becherspieler, die Narren, Springer und Zahnausreißer folgten hinten nach, und nachdem der Aufzug des Doctors vorübergezogen war, traten Zigeunerinnen auf, die ein Ballet tanzten und sämmtlich Hofdamen waren. Auch ein Astrologus erschien in der Scene, mit einem Fernrohr in der Hand, und ich merkte sogleich, daß ich es sein sollte, obgleich der Herr Graf von Wittgenstein mich auf eine sehr freundliche Art davon freizusprechen versuchte. Der Astrologus richtete sich an den Herrn Kurfürsten und machte ihm sehr vortheilhafte Prophezeiungen über seine Größe und Ruhmwürdigkeit wegen Stiftung der Societät und Sternwarte und las aus den Sternen, daß die nördliche Krone am Himmel über Brandenburg culminiren würde, was der Herr Kurfürst mit sehr großem Wohlgefallen zu hören schienen. Die Frau Fürstin von Hohenzollern, welche die Zigeunerinnen als Königin anführte, richtete sich auf das Angenehmste an die Frau Kurfürstin, als die lieblichste Dame der Welt, in sehr hübschen, deutschen Versen, welche Herr von Besser gedichtet hatte. Zuletzt stieg der Herr Kurfürst noch selbst aus seiner Loge

herab in den Saal, als ein holländischer Matrose angethan und kaufte bald hier, bald dort kleine Artikel in den Jahrmarksbuden."

Wir ersehen aus diesem Briefe, daß Leibnitz seine stille Mission, die ihm unter der unverdächtigen Rolle eines Präsidenten der neuen Akademie von der Kurfürstin übertragen worden war, in Berlin die Personen und Verhältnisse zu studiren, und für die Kurfürstin Charlotte ein politisches Terrain zu gewinnen, wohl verstanden hatte.

Da nach der Stiftung des gelehrten Institutes der Kurfürst und der Hof sich nicht weiter um dasselbe bekümmerten und genug mit der spanischen Erbfolge und dem aus des Kaisers Verlegenheiten zu ziehenden Nutzen zu thun hatten, so blieben für die nächste Zeit die Arbeiten der Societät nur auf Besprechungen der neuen Mitglieder beschränkt, die Leibnitzen genug Muße übrig ließen, sich der Kurfürstin und der Correspondenz mit Sophien zu widmen. Daß seine Briefe eine billigende Erwiderung seiner Ansichten gefunden hatten und sein stilles Wirken auf die Personen nicht ohne Erfolg geblieben war, bewies der Umstand, daß bereits im Augustmonate die Kurfürstin Sophia in Charlottenburg, angeblich zum Besuche ihrer Tochter, im eigentlichen Grunde aber in der Absicht eintraf, Leibnitzens Gedanken zu verwirklichen. Um allen Schein zu vermeiden, daß er sie zu dieser Reise veranlaßt und mit

ihr im Einverständnisse handle, mußte er nach der ersten vertraulichen Besprechung abreisen, und er nahm seinen Weg nach Wolfenbüttel, zu dem Herzoge Anton Ulrich, welchen er seit der ungnädigen Audienz bei seinem Kurfürsten nicht wieder zu besuchen gewagt hatte. Jetzt, wo Georg anderes Sinnes, das heißt gleichgültig, duldsamer gegen seinen Historiographen gestimmt worden und ohnehin mit den Königsprojecten seines Schwagers politisch beschäftigt war, durfte Leibnitz seiner, zwischen drei Regenten getheilten Gelehrtenstellung auch das Recht der freieren Bewegung hinzufügen. Während die Kurfürstin Sophia in Berlin seine Beobachtungen und Ideen auszuführen beschäftigt war, nutzte er die Zeit, den persönlichen Wünschen Anton Ulrich's zu genügen, dessen Jahresgehalt er bezog und der immer ungeduldiger gedrängt hatte, seine eigenen Angelegenheiten wieder in die Hand zu nehmen.

Anton Ulrich hatte ein doppeltes Interesse, Leibnitz zu sprechen; einmal wollte er ihn aushorchen, da die diplomatischen Bemühungen Brandenburg's beim Kaiser wegen einer Königskrone ihn zum Widerspruch veranlaßt hatten, wozu ihn schon seine Alliance mit Ludwig, dem Papste und dem Könige von Polen trieb, zweitens aber war die projectirte protestantisch-katholische Union eine Lebensfrage bei ihm geworden, zumal seit einiger Zeit ein großes Bestreben bei ihm bemerklich geworden

war, sich mit dem Papste zu verständigen und mit der alten Kirche zu versöhnen. Man sprach sogar in vertraulichen Kreisen davon, daß er nur nach Uebergängen und Vermittlungen suche, um, gleich dem sächsischen Kurfürsten, aus politischen Gründen ganz in die römische Kirche überzutreten, da er beim Kaiser eine Vermählung seiner Enkelin mit dem Erzherzoge Karl von Oesterreich betreibe, um, was der Sachse und Brandenburger an einer Krone und der Hannoveraner an dem Kurhute gewonnen, durch die Verwandtschaft eines künftigen Kaisers ausgleichen zu können.

Schon von Hannover und Berlin aus hatte Leibnitz für ihn arbeiten müssen, obgleich er bei dem anfänglichen, trägen Gange der Societät noch Zeit genug gefunden hatte, gelehrte Arbeiten zu vollenden, wie seinen: Codex Juris Gentium und die „Mantissa" den Anhang dazu. Wir wissen aus seiner Unterredung mit der Kurfürstin Sophia im vergangenen Herbste, wie Anton Ulrich und der französische Gesandte zu Wolfenbüttel, du Héron, ihn veranlaßt hatten, die alten Unionsverhandlungen mit Bossuet wieder aufzunehmen; er hatte denn auch von Hannover aus, von Molanus gedrängt, im letzten December an den französischen Bischof geschrieben, namentlich demselben einleitende Fragen über die Offenbarung vorgelegt und zu wünschen begehrt, ob Papst oder Concilien den Umfang der Offenbarung bestimmen. Bossuet

hatte schon im Januar höflich und ausführlich geantwortet, und es war nun im Laufe dieses Jahres eine Correspondenz zwischen ihm, Anton Ulrich und dem Bischofe entstanden, die sich über Offenbarung, Tradition und Concilienbeschlüsse umständlich stritt, und wobei Bossuet immer deutlicher sein Bemühen verrieth, dem Anton Ulrich den Uebertritt leichter zu machen. Noch im Juni hatte Bossuet Leibnitz aufgefordert, noch einmal vor Gott ernstlich zu prüfen, ob es ein Mittel gebe, zu verhindern, daß die Kirche ewig veränderlich sei, falls sie irren könne, und für die Beantwortung dieser Frage hatte der Herzog Leibnitzens Anwesenheit in Wolfenbüttel nachdrücklich verlangt.

Leibnitz, welcher nichts oberflächlich behandeln konnte, wurde in dieses Thema so tief hineingezogen, daß es anfing, sein Gemüth zu beunruhigen, da es zu keiner Verständigung mit seinen Grundansichten kam und er die Neigung des Herzogs für die katholische Kirche nur zu deutlich gewahrte.

Ein Brief der Kurfürstin Sophia rief ihn Anfangs September schleunigst nach Berlin zurück. Die kluge Frau hatte unterdessen gewirkt und ein günstiges Terrain gewonnen. Ihr Einfluß auf die Tochter, ihr wohlberechnetes Benehmen gegen den Grafen Wartenberg, die stille Anerkennung, welche sie der Stellung seiner Frau am Hofe erwies, hatten eine Verständigung zwischen der Gemahlin und der Favoritin, so wie eine

gegenseitige Rücksicht des kurfürstlichen Paares zur Folge gehabt; Wartenberg zeigte sich willig, seine Gattin nahm eine freundlichere Rolle an, und mit der Stiftung des Friedens hatte Sophia auch eine größere Freiheit der Tochter und eine Zulage für deren eigenen Haushalt und Hofstaat durchgesetzt.

Aber auch in politischer Hinsicht war Sophia erfolgreich gewesen. Die Sympathie Hannover's für die Königskrone Brandenburg's wurde durch sie ein Anknüpfungspunkt für den persönlichen Einfluß, den sie erstrebte und ihrer Tochter zu Gute kommen lassen wollte; Kurfürst Friedrich und seine Rathgeber, die immer noch mit dem zögernden England verhandelten, glaubten das politische Talent, die Persönlichkeit und die Verbindungen, welche Sophie Stuart in England besaß, nutzbar machen zu müssen und weiheten sie in ihre Diplomatie ein.

Als Leibnitz in Charlottenburg eintraf, empfing ihn die Kurfürstin Sophia mit siegreicher Miene. „Seid Ihr mit Anton Ulrich fertig?" redete sie ihn an. „Der Mann will sich durch Euch katholisch machen lassen; hütet Euch vor seinem Religionseifer. Ich rufe Euch in das rechte Lager, wohin Ihr als Protestant gehört; es handelt sich hier, dem Evangelium ein weltliches Königreich, der Wissenschaft einen schützenden Thron zu erwerben. Was habt Ihr mit Bossuet für die Union erreicht?"

„Vierundzwanzig Thatsachen gegen hundert — ebenso viel Male habe ich angefragt — wodurch sich ein echtes Organ der Kirche legitimire? und sie antworten mir nur mit Allgemeinheiten. Ich hatte mir einmal vorgenommen, eine „Theodicee" zu schreiben, und darin Gottesgüte, Weisheit, Gerechtigkeit und Allmacht zu vertheidigen; aber es wird besser sein, solche Gedanken einmal mündlich in einer Conferenz zur Förderung einer Union vorzubringen. Es nützt nichts, seine Gedanken durch Bücher in die Welt zu schicken und Zanksüchtigen Aergerniß zu geben."

„Gut, so hört. Der Kurfürst Friedrich hat mich und meine Tochter mit einer politischen Mission betrauet; unter dem Vorwande, die Bäder in Aachen zu gebrauchen, reisen wir Mitte September dahin ab. Im Haag wird der König von England mit uns zusammenkommen, und wir werden ihn für die brandenburgische Krone gewinnen. Ihr begleitet uns dahin."

Leibnitz war erfreut, diese Reise in solcher Gesellschaft und Absicht antreten zu können und richtete sich ein, obgleich er sich einen erneuerten Gichtanfall zugezogen hatte, woran er seit einiger Zeit in Folge seiner Nachtstudien litt. Seine Aussicht auf die Reise wurde aber unerwartet durch eine andere Sache durchkreuzt. Schon hatten beide Kurfürstinnen den Tag ihrer fingirten Badereise bestimmt und ihre letzten Einrichtungen getroffen, während Leibnitz, der noch an das Zimmer ge-

bannt, mit Schmerz sich darin gefunden hatte, daß er den beiden Kurfürstinnen später nachfolgen müsse, als ein Brief des Grafen Wartenberg zu ihm gebracht wurde, welcher lautete: „Sie leiden an der Gicht und bedürfen des Bades zu Teplitz. Reisen Sie, nach hoffentlich baldiger Reisefähigkeit, dahin ab; Seine kurfürstliche Gnaden haben Sie mit einer geheimen Mission betraut, die Sie von mir einholen können. Auch haben Sie mir bei Gelegenheit der Stiftung der Societät gesagt, daß des Kaisers Majestät Sie nach Wien eingeladen habe, um sich für die Unionssache dort in's Einvernehmen zu setzen. In Voraussicht, daß Sie nebenbei eine diplomatische Mission durch Ihren Einfluß auf die Personen in Wien erfüllen könnten und zuerst das Vertrauen unseres Herrn Kurfürsten durch gute Dienste erwidern wollen, sind Sie ausersehen, von Teplitz nach Wien zu reisen."

Nur ungern sah Leibnitz die beiden Kurfürstinnen in der Mitte Septembers abfahren. Erst gegen Ende des Monates war er so weit hergestellt, um seine geheimen Missionen von Wartenberg zu holen. Daß sie sich auf die Kronansprüche des Kurfürsten bezogen, war nicht zweifelhaft, aber sie mußten sehr wichtig sein, daß man sie unter die Maske eines Badegastes und Unionsdeputirten Anton Ulrich's versteckte. Er reis'te noch vor dem Oktober ab.

Beide Kurfürstinnen spielten unterdessen die hohen

Badegäste in Aachen, aber bald waren sie still nach dem Haag gefahren, wo der König von England, Wilhelm von Oranien, eingetroffen war. Die Mission, welche Sophia übernommen hatte, mußte eine günstige Wirkung auf den König gehabt haben, der, obgleich nicht ahnend, daß sein Lebensziel schon in kaum anderthalb Jahren vollendet sein würde, über seine Nachfolge sprach, da sein bestimmter Erbe, der Herzog von Gloucester, der einzige noch gebliebene, eilfjährige Sohn Anna's, der Gemahlin des Prinzen Georg von Dänemark, im August gestorben war. Der König deutete nicht unverständlich an, daß er den Thron der Stuarts nicht unlieb in der Kurfürstin Sophia fortgeerbt sehe, die in ihrer unzerstörbaren Jugenderscheinung, ihrem Geiste und ihrer hohen Bildung den angenehmsten Eindruck auf ihn, den anwesenden Lord Macclesfield, General Marlborough und die übrige hohe Begleitung machte.

Daß die Geneigtheit des englischen Königs für die Pläne Brandenburg's durch die Mission Sophia's und ihrer schönen Tochter gewonnen sei, war schon im Oktober dem Berliner Cabinette bekannt geworden. Beide Kurfürstinnen, befriedigt von ihrer Reise, besuchten nun auf der Rückfahrt nach Aachen die Stadt Rotterdam, wo sie mit den beiden Gelehrten Bayle und Basnage, die hier sich aufhielten, längere Zeit in wissenschaftlichen Unterredungen verkehrten und dann,

nach dem Schluß der Badesaison, Ende October, ihre Heimkehr nach Charlottenburg antraten, während Leibnitz noch immer in Wien weilte und wirkte. Bayle hatte besonders die junge Kurfürstin lebhaft angeregt. Aus einer gewissen Schadenfreude gegen die Pietisten entsprang ihr Wohlgefallen an dem berühmten Zweifler. Bayle, ein Reformirter, war früher Professor der Philosophie an der protestantischen Akademie zu Sedan gewesen, bei der Hugenottenverfolgung 1681 nach Rotterdam geflüchtet und hier Lehrer der Geschichte und Philosophie geworden. Sein Grundsatz, daß die menschliche Vernunft nur das Vermögen habe, Irrthümer zu entdecken, nicht aber die Wahrheit zur erkennen, gab allen seinen Lehren einen zerstörenden, auflösenden Charakter und richtete seinen Verstand gegen alles positiv Vorhandene, gegen Religion, Staat, Sitten und Gewohnheiten, und da er in seiner Zeitschrift: „Nouvelles de la republique des letters" in dem Schutze holländischer Preßfreiheit französisch, statt des gelehrten Latein, schrieb, so gewann er einen großen Einfluß auf die gebildeten Zeitgenossen.

Ein politisches Ereigniß, das am 1. November eintrat und dem Kaiser die Hülfe seiner Freunde und Verpflichteten schleunigst bedürftig machte, gab dem hochstrebenden Plane Brandenburg's eine schnelle Verwirklichung. Am genannten Tage starb der spanische König Karl II., und sein hinterlassenes Testament

überraschte die schon bei seinem Leben streitenden Prätendenten zu nicht geringem Erstaunen, als Philipp von Anjou zum alleinigen Erben eingesetzt war. Sofort sah Kaiser Leopold sich in einen Krieg gegen Frankreich getrieben, das schnell eine Armee in Spanien einrücken ließ, um den Thron für Philipp in Besitz zu nehmen, während Leopold, der, gleich Ludwig, eine Schwester des verstorbenen Königs von Spanien zur Gemahlin hatte, das Erbrecht für seinen zweiten Sohn Karl in Anspruch nahm. Der Kaiser rüstete, um Eugen von Savoyen nach Spanien zu senden und den Einzug Philipp's in Madrid zu hindern; alle Kräfte wurden angestrengt, um den spanischen Erbfolgekrieg zu beginnen und auszukämpfen. Leopold forderte die Hülfstruppen seiner Vasallen und Verpflichteten; Hannover und Brandenburg mußten ihr Contingent stellen.

„Die Königskrone!" war die Antwort, welche Kurfürst Friedrich dem Kaiser geben ließ, und dieser, in der höchsten Noth und Hülfsbedürftigkeit willigte endlich am 16. November feierlich ein, daß sich Kurfürst Friedrich von Brandenburg in Königsberg als König in Preußen krönen lasse, gegen die vertragsmäßige Verpflichtung, „ihm während des ganzen spanischen Erbfolgekrieges auf eigene Kosten 10,000 Mann Hülfstruppen zu stellen, eine Compagnie Besatzung in Philippsburg

zu unterhalten, in allen Reichsgeschäften und Voten mit dem Kaiser gemeinschaftlich zu handeln und zu stimmen, seine deutschen Staaten keiner herkömmlichen Reichspflicht zu entziehen, auf alle noch rückständigen Hülfsgelder zu verzichten und endlich bei Kaiserwahlen stets dem Hause Oesterreich seine Stimme zu geben.

Der Kurfürst unterzeichnete in freudetrunkenem Ehrgeize diesen Vertrag, den zwei Menschenleben später der große König Friedrich II. einen „unwürdigen" nannte; der Sporn des Ehrgeizes, den die Krone von England und Polen in seinen stolzen, prunkliebenden Charakter eingedrückt hatte, war zu treibend gewesen, um nicht, da für ein fremdes Königreich keine Aussicht vorhanden war, den Herzogshut des Herzogthums Preußen in eine Königskrone um jeden Preis zu verwandeln. Mit dem endlichen Besitze der Krone sollte aber auch nun seine Prunksucht eine ungewöhnliche Gelegenheit der Befriedigung finden; der Kurfürst, der Hof dachte nur noch an die schönste Darstellung der Krönungsceremonie, welche noch in diesem Jahre stattfinden sollte. Die Personen, welche den Kurfürsten darin bestärkten und seinem Ehrgeize aus Habsucht schmeichelten, dachten nicht an die Opfer, die das Land bringen sollte, und die seine Unterthanen aussaugen mußten. Um so mehr dachten diese letzteren

an die schlimmen Folgen des neuen Aufwandes, denn schon verlautete im Volke, daß zur Deckung der erhöhten Kosten des Königthums und der Unterhaltung der Truppen im Erbfolgekriege Kopfsteuern ohne Ausnahme der Aermsten eingeführt und alle Luxusdinge der Unterthanen, wie Perrücken, Fontangen, Hüte, Schuhe, Stiefel und Strümpfe mit Abgaben belegt werden sollten. Die Verständigen belächelten den maßlosen Ehrgeiz ihres Kurfürsten, die Einsichtigen fürchteten die Aussaugung des Landes und die Ausführung der Staatsgelder über die Grenzen im Interesse des Kaisers.

Leibnitz hatte in Wien für die Sache agiren müssen, aber, wie sich jetzt herausstellte, auch nebenbei eine Mission für Anton Ulrich übernommen. Dieser hatte ihn nicht nur mit der Unionsangelegenheit, sondern auch mit diplomatischen, staatswissenschaftlichen Aufgaben betrauet; er sollte in Wien nicht allein persönlich, sondern auch durch seine Feder die Berechtigung des Erzherzog's Karl, des zweiten Kaisersohnes, zu der spanischen Erbkrone nachweisen, und Anton Ulrich hatte ihn in seine Pläne eingeweiht, seine Enkelin Elisabeth Christine mit Karl zu vermählen, und er hatte deßhalb ein reges Interesse an dem spanischen Erbfolgekriege, der halb Europa unter die Waffen trieb.

Im Anfange December's erhielt Leibnitz die Ein-

ladung der Kurfürstin Charlotte, nach Charlottenburg zurückzukehren, um den Krönungsfeierlichkeiten, die auf den 17. December festgesetzt waren, beizuwohnen. Man hatte in Berlin im Eifer der Vorbereitungen zu einer glänzenden Selbstverherrlichung des Ehrgeizes, die heraufziehenden, drohenden Kriegswolken und die Noth des Kaisers zeitweise vergessen, denn den Verpflichtungen nachzukommen war Sache der Unterthanen.

Der Tag des Beginns einer langen Reihe prunkvoller Ceremonien kam heran; der Kurfürst von Hannover, die Kurfürstin Sophia, viele befreundete Fürsten waren eingetroffen; am 17. December begann der Hof seinen solennen Krönungszug von Berlin nach Königsberg, der volle zwölf Tage dauerte und auch unterwegs nach einem strengen Ceremoniell, das Herr von Besser bearbeitet hatte, ausgeführt wurde. So um nur ein Beispiel anzugeben, mußte des Kurfürsten Bruder, der Markgraf Albrecht, in großer Perrücke und im Sammetkleide auf dem Kutscherbocke des Krönungswagens der Kurfürstin Charlotte sitzen. Mit ungeheurer Pracht zogen die höchsten Personen in das festlich geschmückte Königsberg ein, reichgekleidete, berittene Herolde riefen in den mit Tannengrün bestreuten Straßen die Erhebung des Herzogthums durch Gottes Gnade zum Königreiche aus. Das Schloß in Königsberg war nach Besser's ceremoniellen Angaben von dem, auf Kosten des durch Ränke

immer mehr verdrängten Schlüter begünstigten Baumeister Cosander von Goethe herrlich und verschwenderisch decorirt, im großen Saale war ein Altar gebaut, um den die Großen des Reiches und die fremden Gesandten ihre Plätze hatten.

Am 17. Januar 1701 begann der Vorakt der Krönung mit der feierlichen Stiftung des schwarzen Adlerordens, zum Gedächtniß des großen Ereignisses der durch Gott über das Haupt des Fürsten und das ganze Land gekommenen Gnade, und es fand die prunkhafte Verleihung dieses Ordens an die vornehmsten Personen statt. Am folgenden Tage war die Krönungsfeierlichkeit selbst. Die Feder würde nur ein bleiches Bild von der Pracht und Herrlichkeit geben können, wollte sie es wagen, das Außerordentliche und Niegesehene in seiner übermäßigen, blendenden Strahlenfülle zu schildern. Auf zwei prächtigen Thronen saßen König und Königin, zwischen ihnen stand der Altar, auf welchem die Krone, aus reinem Golde, mit einem mit funkelnden Diamanten dichtbesetzten Bügel, der Scepter und Reichsapfel lagen. Der König trug eine gewaltige, in vielen hundert Locken niederwallende Perrücke, und einen mit Adlern und Kronen bestickten Purpurmantel, der die Mängel seines Wuchses bedeckte, und dessen drei Diamanten in dem Schlosse einen Werth von 100,000 Thalern hatten. Er sprach feierlich: „Von Gott und durch

seine Gnade haben Wir diese Krone empfangen, und Wir nehmen Sie darum, als ein von dem Allmächtigen belehnter König von Gottes Gnaden, dankbar und höchsteigenhändig vom Tische des Herrn." Bei diesen Worten setzte er sich selbst, vor dem Altare stehend, die Krone auf die Perrücke, und nahm eine andere, kleinere Krone, die er seiner vor dem Altare und ihm knieenden Gemahlin aufsetzte. Dann nahm er Scepter und Reichsapfel in die Hände und Königin und Kronprinz mußten vor seinem Throne knieend den Huldigungseid leisten, denen dann darin die Großen des Reiches und die anwesenden Staatsdiener folgten.

Als das Ceremoniell der Huldigung unter Glockengeläut und Kanonensalven beendigt war, begann der Zug vom Schlosse in die Kirche, wo der Krönungsakt noch einmal vor dem versammelten Volke wiederholt werden sollte. In der Kirche waren zu beiden Seiten des Altars, auf den die Krone mit ceremonieller Feierlichkeit gestellt worden war, zwei prachtvolle Throne erbaut, auf welchem König und Königin sich niederließen. Orgelspiel, Kirchengesang und Predigt leiteten den politisch-religiösen Akt ein, es wurde dem Volke verständlich gemacht, wie der König seine Krone von Gottes Altar empfangen habe, nur dem höchsten Herrn Rechenschaft über seine königliche Führung schuldig sei und Gott durch diese Gnade gewollt habe, daß Jedermann dieser Krone Ehrfurcht und Gehorsam

schuldig sei. Zwei besonders zu diesem Zwecke ernannte reformirte Bischöfe, die vor dem Altare standen, begannen nun den feierlichen, dem katholischen Ritus entlehnten Akt der Salbung; der König nahm eigenhändig die Krone vom Altare und setzte sie sich noch einmal vor seinem Volke selbst auf das Haupt, indem er ähnliche Worte, wie im Schloßsaale sprach.

Ein Ereigniß, von wenigen Festgenossen vielleicht bemerkt, aber doch von einer Wirkung, die der schönen Königin, welche im kostbarsten Putze strahlte, das Roth der Verlegenheit und Kränkung auf die Wangen trieb und sie den Blicken der spöttisch lächelnden Gräfin Wartenberg, sowie dem finster strafenden Auge des Königs und der strengen Miene der Mutter aussetzte, trat eben ein, als die Feierlichkeit ihren Höhepunkt erreicht hatte. In einem Momente der Selbstvergessenheit, in einer Anwandlung des Bedürfnisses nach Erfrischung, regte sich bei ihr die alte Gewohnheit, die sie vor dem Gemahl seit mehren Monaten vermieden hatte; heimlich barg sie in ihrer Kleidertasche die Tabatière, welche sie einst vom Czaaren Peter erhalten hatte, gedankenlos nahm sie, wenn auch scheu, eine Prise. Aber den Augen des Königs, der das Ceremoniell für beleidigt hielt und den Schnupftabak ebenso haßte, wie er den Rauchtabak liebte, war die unglückliche Prise nicht entgangen; in seiner Aufregung begnügte er sich nicht mit unwilligen Blicken, sondern schickte

einen Kammerherrn zu ihr, um ihr sagen zu lassen: „daß sie des Ortes, wo sie sei und ihres Ranges eingedenk sein solle.“

Schon fürchtete Sophia, aller Erfolge ihrer Bemühungen für die Tochter verlustig zu sein, und wirklich blieb Friedrich kälter und formeller gegen die im Stillen Thränen vergießende Königin.

Das kirchliche Krönungsceremoniell ging mit einem öffentlichen Abendmahle zu Ende; die Festlichkeiten folgten, ohne daß man einen Schluß hätte absehen können. Wartenberg und Besser wurden mit Rangerhöhungen und Auszeichnungen bedacht, ein Lustgelage folgte dem andern, der Januar ging hin, der Februar rauschte vorüber, ohne daß die Nachricht vom Ausbruche des Krieges und vom Einfalle der Franzosen in die Niederlande irgend gestört hätte. Die Anwerbung und Absendung der 10,000 Mann Hülfstruppen an den Kaiser und die Anschaffung des Geldes war Sache der damit Beauftragten und der Landeskinder. Prinz Eugen, der bereits in Italien vor Roveredo stand, um den auch hier in die österreichischen Besitzungen eingedrungenen Franzosen die Spitze zu bieten, sah seines Kaisers Noth wachsen, denn nur die beiden nördlichen Freunde, der neue Kurfürst von Hannover und der noch neuere König von Preußen standen zu ihm, dagegen hatten sich Bayern, Köln und Andere mit Frankreich verbündet, und auf Preußen

schien Eugen kein großes Vertrauen zu setzen. Das äußerte der kleine, gewandte, vom Kriege gebräunte Mann mit den schwarzen Feueraugen, der großen, kühnen Nase, der den Mund stets offen hatte, weil die stets mit spanischem Tabak angefüllte Nase kein Athmen erlaubte, und der um so höher an Einfluß stieg, als er die pedantischen Hof- und Kriegsräthe durch seine Thaten überflügelte, in einem Schreiben an den Grafen Kaunitz, am 10. Februar, als ihm durch denselben die Krönungsfeierlichkeiten aus Königsberg gemeldet waren. „Man lebt dort, wie mitten im Frieden und doch ist das Reich in größter Noth. In Wien hat man keine Zeit zu Lustgelagen. Wenn der neue König von Preußen nicht mit zu den Franzosen hält, so ist das nicht Freundschaft zum Kaiser, sondern nur das Interesse seines Hauses. Wir müssen mit ihm behutsam verfahren, denn im Grunde ist seine Politik immer gegen die unsrige, und wer sich einmal die Vergrößerung seiner Staaten in den Kopf gesetzt hat, kann es mit seinen Nachbaren niemals aufrichtig meinen."

König Friedrich mußte von dieser Meinung eine Kenntniß erhalten haben, und um den Kaiser über die Königberger Jubeltage zu beruhigen, erließ er mitten in dem Rausche der Königsfeier ein solennes Dankschreiben an Leopold, worin er sich verpflichtete, ganz seinem Dienste sich zu widmen.

Die Festlichkeiten schienen in der That endlos zu werden. März, April verstrichen in derselben Prunkdarstellung der neuen Krone. Freilich fuhr der Hof schon am 8. März in feierlichem Aufzuge aus Königsberg ab, aber volle vier Wochen dauerte der Triumphzug ehe er in Berlin eintraf.

Leibnitz hatte sich mit der Kurfürstin Sophia, der, gleich ihm, die ceremoniellen Anstrengungen zuviel geworden waren, nach Charlottenburg geflüchtet, um in ruhigerer Stimmung das Ereigniß der Krönung zu überdenken; denn der Krieg nahm eine immer drohendere Gestalt an und schon begann eine Opposition gegen die neue Preußenkrone verlautbar zu werden. Frankreich, Bayern, die Feinde des Kaisers, auch Sachsen und Polen hatten nachdrücklich protestirt, das Gerücht sprach von einem Widerspruche des Papstes.

Der Glanz der Königsberger Tage und die Vergrößerungsgelüste, deren Einflüssen Leibnitz so unmittelbar ausgesetzt gewesen war, hatten auf seinen stets combinirenden Geist eine gewisse Ansteckung ausgeübt. Aus dem stillen, einsamen Leben Hannover's plötzlich in das große, politische Leben geworfen, dachte er selbst an Vergrößerungsprojecte und verband damit Pläne für eine weltliche Macht des Protestantismus. In den ersten Tagen des April machte er seine Gedanken der Kurfürstin Sophia bekannt. Beide wandelten im Garten Charlottenburg's, über die neue-

sten Kriegsnachrichten redend, die Oesterreich hart bedrohten.

„Ich denke, kurfürstliche Gnaden," hub er plötzlich mit feinem, schalkhaften Lächeln an, „es wäre möglich, Oesterreich ginge zu Grunde, und Preußen beherrschte den größten Theil des Reiches."

Sophie sah ihn an, als erwarte sie einen Scherz.

„Ich meine, daß sich aus den jetzigen Kriegsver-verwicklungen etwas gewinnen ließe. Die Möglichkeit ist vorhanden, daß sich Preußen, Bayern und Ungarn in die österreichischen Staaten theilten, und Preußen könnte Schlesien nehmen."

„Was muß ich hören, Leibnitz, welche geharnischte Ideen springen aus Eurem Haupte, wie Mars aus dem der Minerva. Schade, daß ich Euch kein gerüstetes Heer dazu stellen kann, um Antheil an der Beute zu haben."

„Indessen wünsche ich nicht die Theilung; es würde diese Vergrößerung Preußen's der Ruin der österreichischen Staaten sein, und wenn man das europäische Gleichgewicht aufhebt, werden die Bourbonen die übrigen Staaten verschlucken. Ich möchte aber Preußen als protestantische Macht groß sehen, um einen Gegendruck auf die katholische Welt üben zu können, denn wir sind zu schwach dagegen."

„Ihr denkt an die Union?"

„Aus Besorgniß, daß, wenn sie nicht zu Stande

kommt, Preußen sich ganz dem Kaiser verpflichtet und wenn der Papst wirklich gegen die protestantische Krone Einspruch thun sollte, die Fürsten, welche der interessirte Ehrgeiz an das Kaiserhaus fesselt, zum katholischen Reiche übertreten könnten und es ein sehr übles Beispiel geben müßte, wenn Anton Ulrich — "

„Das kleine Braunschweig-Wolfenbüttel?"

„Die Person des Herzogs, sein Ansehen in der gelehrten Welt. Wenn der Erzherzog Karl, um den jetzt der Krieg begonnen ist, die Krone Spanien's wirklich durch das Waffenglück erhält, so haben Preußen und Hannover für eine katholische Krone gestritten und Anton Ulrich's Enkelin wird spanische Königin. Das sind Bedenken, die mich an eine Vergrößerung Preußen's denken lassen."

„Wie steht Ihr mit Bossuet?"

„Bis zur Abhaltung einer Conferenz. Der Bischof schrieb, daß er auch einen protestantischen Geistlichen darin sehen wolle. Was soll das heißen? Will er Molanus nicht oder hält er ihn nicht dafür, weil er einige Tridentiner Beschlüsse aufgehoben sehen will, die Bossuet für unabweislich hält? Ich hätte Lust, alle Rücksichten endlich fallen zu lassen und mich auf die Kritik der Vernunft zu stützen. Da das aber zu keinem Frieden führen kann, so denke ich an den materiellen Krieg und die Politik."

Was das Gerücht nur noch unbestimmt verbreitet

hatte, wurde wenige Tage nach dieser Unterredung zur Thatsache. Eine päpstliche Allocution gegen die preußische Königskrone erschien, ehe noch der König seinen ceremoniellen Triumph- und Prunkzug vollendet und in seiner Residenzstadt Berlin seinen bereits vorbereiteten, feierlichen Einzug gehalten hatte. Diese Opposition des Papstes, welche namentlich die „göttliche Gnade" in Betreff der Selbstbekrönung bestritt, und auch im deutschen Ritterorden eine Stütze fand, war zu wichtig, um nicht von dem Hofe, wenn auch in dem Gefühle des sicheren Besitzes des Angefochtenen, bemerkt zu werden. Die Regierung setzte sofort dienstbare Federn in Thätigkeit, um die preußische Königswürde zu rechtfertigen; der Professor der Geschichte, Ludewig in Halle, ein Schüler Stryks in Leipzig, und ein schon bekannter Vertheidiger partikulärer Interessen gegen das Reich, erhielt sofort den Auftrag, die Allocution zu beantworten; auch Leibnitz wurde ermahnt, sein Talent zu bewähren und der neuen Krone staatsrechtlicher Anwalt zu werden. Er folgte aus Ueberzeugung von der weltlichen Berechtigung, wenn auch nicht von der Behauptung des Königs, daß Gott die Krone verliehen habe und schrieb mehre Aufsätze, die er in den „Monatlichen Auszügen aus Büchern" einer von seinem Ekkard in Hannover seit vorigem Jahre herausgegebenen, periodischen Schrift, drucken ließ.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Am 6. Mai war der König von Preußen endlich in feierlicher Procession in Berlin eingezogen, die Straße, durch die er seinen Zug nahm, wurde seitdem „Königsstraße" geheißen, aber die Festlichkeiten nahmen nun erst in Berlin ihren Anfang und währten bis zum 22. Juni. Ein allgemeiner Buß- und Bettag, Begnadigung der Gefangenen, außer Danckelmann, und eine Gabe an die Armen beschlossen endlich die sechs Monate lange Berauschung der königlichen Prunksucht, während das Land die von des Herrn Tische genommene Krone beim Kaiser durch Absendung von 20,000 Mann Soldaten an den Rhein und 6000 Mann nach Italien vertragsmäßig abverdienen mußte.

Würden die Zeitgenossen dieser Tage von unserem Standpunkte der Nachwelt aus, die politischen Folgen dieser etwas theatermäßigen Selbstkrönung mit vorhersehenden Augen erkannt haben können, so würde man die Hand des Schicksals bewundert haben, die sich die maßlose Eitelkeit eines Regenten zum Werkzeuge erkor, um größeren und bedeutenderen Thronnachfolgern die Bahn zu brechen und ihnen gleichsam, wie der größte Preußenkönig selbst sagte, eine „Lockspeise" zu hinterlassen, sich des Königstitels auch in Wahrheit würdig zu machen.

Die schöne Königin Sophia Charlotte theilte diese Eitelkeit nicht. Abgespannt von den Anstrengungen

Bayerische Staatsbibliothek München

der prunkenden Krönungsfestlichkeiten, und in ihrem stillen Schlosse ausruhend, schrieb sie an Leibnitz, der längst wieder in Herrenhausen bei seiner kurfürstlichen Freundin war:

„Glaubt nicht, lieber Freund, daß ich diese Größe eines Königthums, von dem man so viel Aufsehens macht, unseren philosophischen Unterhaltungen vorziehe. Ich hoffe Euch bald in Charlottenburg zu sehen, denn die Bekanntschaft mit dem großen Zweifler Bayle in Rotterdam hat mich angeregt, mit Euch darüber zu reden, um mir die Zweifel über Religion und göttliche Weltordnung zu erklären oder zu nehmen."

III.

Von Volkes Gnaden.

Der Juli 1701 neigte sich seinem Ende; die Kurfürstin Sophia war in ihr stilles, gelehrtes Leben zu Herrenhausen zurückgekehrt, der Hof bekümmerte sich wenig um sie, Kurfürst Georg fühlte wenig Sympathien für seine Mutter und deren Neigungen; die Krone Preußens hatte seinen Sinn nach äußerer Ehre nur noch mehr gestachelt, aber er sah keinen Weg vor sich, sein kleines Kurfürstenthum gleichfalls zu einem Königreiche zu erheben, obgleich er sich ebenfalls gern selbst eine Krone aufgesetzt hätte, wenn es ohne Mühe und Last möglich gewesen wäre.

Ein unvorhergesehenes Ereigniß riß aber plötzlich die alte Kurfürstin aus ihrem Stillleben und der Vergessenheit heraus, führte dem hannoverschen Hofe glänzende Tage zu und stellte die Kurfürstin auf eine Höhe, die ihr schnell die Huldigung des Hofes und

des Landes, sowie die erzwungene Anerkennung des Sohnes erwarb.

Es war an einem schönen Abend der vorletzten Juliwoche, als Leibnitz, der schon in seinem Lehnstuhle Platz genommen hatte, um sich für seine Nachtarbeit vorzubereiten, ein Billet aus Herrenhausen erhielt. „Der reitende Bote hat es eilig gehabt," sagte sein Schreiber Dinninger, „sein Roß dampft und er sagte, die Raugräfin Louise habe ihm selbst diesen Brief eingehändigt."

Leibnitz war überrascht, da er erst vor etwa drei Stunden die Kurfürstin verlassen hatte und diese ihm jetzt die eilig auf das Papier geworfenen Zeilen schrieb: „Ich muß Euch noch einmal sprechen, eilet schnell zu mir." Leibnitz dachte an eine Botschaft aus Charlottenburg, die das mütterliche, leicht erregbare Gemüth in Bewegung gesetzt haben könne, auch an eine mögliche Nachricht vom Kriegsschauplatze, da Eugen in Italien am Mincio heiß kämpfte und bei dem Vordringen Frankreichs am Rhein, das deutsche Reich und England sich gegen den Feind zu verbünden im Begriff standen, da Philipp von Anjou in Spanien als König Philipp V. feierlich empfangen war.

Schon nach einer halben Stunde rollte Leibnitzens Wagen durch die Pappel-Allee nach Herrenhausen. Kurfürst Georg war mit dem Hofe seit heute früh nach Celle gefahren, wo man, bei zunehmender Alters-

schwäche des Herzogs Wilhelm, jetzt häufiger verkehrte, um zugleich mit Bernstorf unverdächtige Besprechungen damit zu verbinden. Als Leibnitz eben vor dem Schloßpavillon der Kurfürstin ausstieg, trat der Kammerherr Baron von Braun, ein freundlicher Sachse von Geburt, und der Kurfürstin besonders ergeben, aus der Thür. „Ei,“ sprach er, dem Philosophen die Hand reichend, „da sind Sie ja schon; nun, hochfürstliche Gnaden werden Ihnen ein Problem zu rathen aufgeben; als ich ihr die Depesche vor anderthalb Stunden brachte, war ihr erstes Wort: „Der Leibnitz muß es wissen!“

„Eine Depesche? Aus Berlin? Aus Holland?“

„Ich bin zur Verschwiegenheit verpflichtet, obgleich es morgen der Hof und in wenig Tagen die Welt erfahren haben wird. Sie werden die Frau Kurfürstin in sehr heiterer Stimmung finden. Es ist freilich kein Gottesgnadenwerk, sondern ein Menschenwerk, aber doch nicht zu verachten.“

Baron von Braun rieb sich die Hände, lächelte listig in das verdutzte, hastig nachsinnende Gesicht des Leibnitz und fuhr fort: „Es gehen Dinge in der Welt vor, die von keiner Philosophie und Mathematik berechnet werden; eilen Sie nur hinauf; ich kehre nach der Stadt zurück, um einen Brief nach Celle an den Kurfürsten abzusenden.“

Das begriff Leibnitz nicht. In der Entree zu den

Gemächern trat ihm die Hofmeisterin der Kurfürstin, die Raugräfin Louise, mit heiterer Miene entgegen, winkte einem Lakaien, den Geheimen Justizrath anzumelden und sprach: „Folgen Sie nur gleich, Sie sind schon vom Fenster bemerkt worden."

Die Kurfürstin stand in der Mitte ihres Boudoirs, die gespannte Miene des eintretenden Freundes mit einer fast muthwilligen Ueberlegenheit und erzwungener, zurückhaltender Ruhe anlächelnd; aber sie erschien verjüngt in der höheren Röthe der Wangen, den glänzenden Augen und der kühnen Haltung. „Sie haben befohlen," sprach er, ihr Wort erwartend.

„Möchtet Ihr wohl in England mit mir leben?" fragte sie mit einem so neckischen Tone, daß er nicht gleich die rechte Antwort bereit hatte. „Nun, die Möglichkeit ist vorhanden," fuhr sie fort, „setzen wir uns; sagt mir doch, wie weit seid Ihr mit der Union der katholischen und protestantischen Kirche, mit dem Bischof Bossuet gekommen?"

„Ich vermuthe, Ihre kurfürstliche Gnaden wissen mehr davon, als ich; haben Sie mir vielleicht die freudige Nachricht mitzutheilen, daß mein letztes energisches Wort gegen den Bischof eine Lücke in das feste Gebäude der Concilienlehren gebrochen hat? Sie haben eine Depesche bekommen?"

„Hat Braun etwa geschwatzt?" fiel Sophia fast unwillig ein.

„Er hat mich nur in flüchtiger Begegnung auf etwas Ungewöhnliches gefaßt gemacht.“

„Gut denn, was habt Ihr zuletzt an Bossuet geschrieben?“

„Ueberdrüssig der steten Gegengründe der Dogmatik, habe ich erklärt, daß ich der Declamationen müde sei und auf seine kirchenhistorische Darstellung nur mit der heiligen Schrift antworten könne, die, wie ich gefunden habe, ebenfalls den Gesetzen der Kritik unterworfen werden müsse, da das Menschengeschlecht dem Doctor Luther alle Hoffnung und Freiheit verdanke.“

„Lasset jede Hoffnung auf eine Union fallen, Leibnitz,“ sprach Sophia mit neckischem Ernste; „seit heute kann ich Euch nicht mehr das Wort reden, ein großes Ereigniß macht mich zu einer strengen Protestantin und jede Gemeinschaft mit den Katholiken ist mir ferner unmöglich.“

Leibnitz blickte seine Gönnerin erstaunt an. „Seit Ihrer Reise nach dem Haag,“ wagte er vorsichtig zu äußern, „scheint es fast, als ob die Unterredung mit dem Könige Wilhelm von England das Interesse an der Union merklich geschwächt hat.“

„Ja, Freund, jene Zusammenkunft hat Folgen gehabt, die in mein Leben eine andere Richtung bringen. Ich habe mir die Freude nicht versagen wollen, Euch zuerst diese Nachricht zu geben. Vernehmt denn, die

Wahl der englischen Thronfolge ist auf mich, die Stuart, die Tochter des Pfalzgrafen Friedrich, die Großtochter Jakob's I. gefallen."

Leibnitz sprang auf, blickte die Kurfürstin überrascht an und gerieth unwillkürlich in eine ehrfurchtsvoll huldigende, glückliche Haltung. Sophia ergriff lächelnd ein Schreiben und fuhr fort: „König Wilhelm hat mir selbst geschrieben; in kurzer Zeit wird durch eine englische Gesandtschaft die formelle Uebergabe der Parlamentsakte stattfinden. Schon im Haag redete er von der Kinderlosigkeit seiner Schwägerin Anna und die Sorge um einen Nachfolger nach seinem und Anna's Absterben. Ich muß einen guten Eindruck auf ihn gemacht haben."

„O, meine theuere Frau Kurfürstin! Sie, das hannoversche Haus auf den Thron Englands? Wie drücke ich meine Freude, meine Glückwünsche aus!"

„Es liegt noch eine lange Zeit dazwischen. Ich bin alt, Anna ist noch jung; aber mein Sohn wird die Krone tragen, die mein Haupt vielleicht nie schmückt und ihm eine Pflicht werden möge, sie in meinem Sinne zu tragen. Die beiden Parteien der Whigs und Torries werden bis dahin, daß Anna den Thron verläßt, noch manchen Kampf streiten und die Krone in ein unsicheres Schwanken bringen; die Whigs sind zur Zeit die Sieger geworden; auf Antrieb des Königs Wilhelm, nach dem Absterben des jungen Herzogs von

Glocester, Anna's einzigen Sohnes, hat das Parlament am 23. dieses Monats eine Akte beschlossen, worin bestimmt worden ist, daß nach Anna's Tode, mit beständiger Ausschließung aller Glieder des königlichen Hauses, die zur katholischen Kirche halten würden, die Krone auf die Nachkommen des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, als Gemahl der Tochter Jakob's I. übergehen solle. So traf die Wahl mich und meine Erben, doch unter der Bedingung, daß wir der protestantischen Religion treu und unverbrüchlich angehören, und mit der Bestimmung, daß England keinerlei Verpflichtung für hannöversche Angelegenheiten übernehme. Ich bin froh, meinem Hause, für dessen Größe und Ansehen ich stets gestrebt habe, diese letzte und höchste Erbschaft meines Namens hinterlassen zu können. Durch V o l k e s H a n d ist mir diese Krone angetragen, ich nehme sie als ein Geschenk d i e s e r Welt an und will Gott bitten, daß er sie durch seine Gnade auf Georg's Haupt kommen lasse."

Leibnitzens stets combinirender Geist knüpfte an diese Thatsache schnell die bedeutendsten politischen und wissenschaftlichen Conjecturen; er hätte gern in diesem Jahre noch seine theure Kurfürstin in der Krone der Königin Englands gesehen und sie nach London begleitet, wohin er sich schon so oft gesehnt hatte.

Das Briefgeheimniß, welches Sophia heute Abend nur ihren Vertrauten persönlich mittheilte und auch

bereits an die Königin Charlotte berichtet hatte, wurde am anderen Tage dem Hofe und bald der Welt bekannt. Die Aufregung am hannoverschen Hofe war groß, die Aufmerksamkeit und Ergebenheit gegen die schon vergessene Kurfürstin waren schnell erwacht, die Beglückwünschungen wurden ihr reichlich dargebracht. Mit träger Gleichgültigkeit, die den Ehrgeiz Georg's thatlos machte, vernahm dieser das ihm dargebotene Erbe, aber seine Freude war keine andere, als die bequeme Befriedigung eines Stolzes, der das höchste prätendirt, aber seine Behaglichkeit und Gewohnheit nicht darum opfern mag. Die Favoritinnen befanden sich in Hannover besser und wirkungsreicher, als in einem fremden Lande, wo ein stolzer, reicher Adel den Thron umgab, und flüsterten dem Kurfürsten Abneigung gegen eine Weltstellung ein, der er sich überhaupt, bei seiner bequemen Genußliebe, nicht gewachsen fühlen mochte.

Das Ereigniß war indessen nicht ohne wirkenden Einfluß auf den Ehrgeiz geblieben, den Sophia besaß und der sie nun, ohne ihr besonderes Zuthun, auf den Höhepunkt ihres Lebens trieb. Und wenn sie auch gegen Leibnitz geäußert hatte: „wenn ich jünger wäre, könnte ich mir mit einer Krone schmeicheln, jetzt aber würde ich, wenn ich die Wahl hätte, mir lieber einen Zuwachs an Jahren als an Größe wünschen,“ so wurde sie doch durch die bald folgenden, öffentlichen Ereignisse auf einen Platz gedrängt, wo sie sich nicht

verhehlen konnte, daß die geistigen Eigenschaften ihrer Person und die Abstammung ihres Blutes aus dem stolzen Stuartgeschlechte ihr die glänzenden Tage verschafften, die sie alsbald erleben sollte und dem hannoverschen Hofe eine Bedeutung und einen Glanz gaben, welcher von ihr aus auf Diejenigen niederstrahlte, deren Achtung sie so viele Jahre lang mühsam erzwungen hatte.

Die englische Gesandtschaft war angemeldet und bereits unterwegs. Auf den 15. August war der feierliche Empfang von der Kurfürstin bestimmt worden; der Kurfürst Georg, von den Anreizungen der Ehre seines Hauses fortgerissen und in der Absicht, sich den Engländern in der Pracht seines eigenen Hauses zu zeigen, hatte befohlen, daß eine Reihe von Festlichkeiten, großen Diners, Bällen, Schauspielen, Opern und anderen Lustbarkeiten stattfinden sollten, und er ordnete außerdem an, daß die ganze, aus beinahe 40 Personen bestehende Gesandtschaft auf kurfürstliche Kosten bewirthet und jedem Diener für den Tag eine halbe Krone Beköstigungsgeld ausgezahlt werden sollte; auch hatten sämmtliche Bürger in der Stadt Anweisung erhalten, von Niemandem aus der englischen Gesandtschaft für Essen und Trinken Geld zu fordern. Alle Kutschen und Sänften, welche man disponibel machen konnte, wurden für die Fremden bestellt und deren freier Verfügung überlassen.

Die englische Gesandtschaft traf ein. Lord Macclesfield an ihrer Spitze, hatte in Holland noch mehre vornehme Landsleute angetroffen, welche sich der Ambassade angeschlossen hatten.

Der 15. August begann. Sophia, welche heute zum ersten Male den Mittelpunkt des glänzenden Hofes bildete, um deren strahlende Hoheit sich Alles bewegte, und in deren neuen Würde sich auch der Ehrgeiz Georg's bequem sonnte, wollte in ihrem Prunkgemache, das zu ihren Privaträumen im Residenzschlosse gehörte, die feierliche Empfangnahme der Parlamentsakte geschehen lassen. Das Volk sammelte sich schon am Morgen vor dem Schloßhofe, in den Straßen, welche der ceremonielle Aufzug passiren mußte, und vor dem Hause des Schatzrathes von Reden, wo man den Lord einquartiert und das man vom Hofmarschallamte aus auf das Comfortableste nach englischer Sitte möblirt hatte. Eine kurfürstliche Gallakutsche, mit sechs Rossen bespannt und von Vorreitern und Marstallbereitern, zwei Pagen in Mänteln, zwei Läufern und sechs Lakaien begleitet, nahm den Lord Macclesfield auf, rückwärts, ihm gegenüber, saß der Kammerherr Graf Platen, der Sohn des ersten Geheimenrathes; die officielle Begleitung des englischen Gesandten folgte in acht kurfürstlichen Karossen. Beim Aussteigen vor dem Schloßeingange der großen Treppe empfing der Schloßhauptmann von Hardenberg mit

vielen Hofcavalieren den Gesandten und führte ihn die große Courtreppe hinauf, wo der Oberhofmarschall, Baron von Schlitz-Görtz, an der Spitze von Cavalieren ihn feierlich begrüßte und bis an das Vorzimmer des Audienzzimmers der Kurfürstin geleitete, wo der Kammerher von Galli die Gesandtschaft erwartete, und ihr die Ehre der Bewillkommnung erzeigte. Hinter dem Lord folgte der Secretair desselben, welcher die Parlamentsakte, ein großes Pergament, mit einer Silberschnur umgeben, woran das englische Reichssiegel von grünem Wachs befestigt war, trug.

Die Flügelthüren des Audienzzimmers wurden geöffnet; Sophia, in kostbarer Toilette, erhob sich aus einem von Hof- und Ehrendamen, Oberhofmeister und Kammerherren umgebenen Prachtsessel und ließ den Lord mit seinem engeren Gefolge näher treten. Niemand sah dieser unverwelklich schönen Frau das 71. Lebensjahr an; mit bewundernden Blicken sahen die Fremdlinge sie an, welche nicht, wie der Lord, im vorigen Jahre Gelegenheit gehabt hatten, sie im Haag kennen zu lernen. Eine verjüngende Heiterkeit lag in ihrer blühenden, von keiner Runzel gealterten Miene, kein Zahn fehlte ihr, ihre Haltung war so elastisch, jugendlich und anmuthig, wie ihr Geist; ihre dunkelblauen Augen leuchteten Kraft, Intelligenz und Freude. „Eine echte Engländerin;" flüsterte ein junger, genial aussehender Mann im Gefolge des Lords seinem Nachbar

zu, indem er mit Begeisterung die Kurfürstin betrachtete, und mit unverholenem Wohlgefallen auf das schöne, geläufige Englisch horchte, als Sophia die Anrede des Lords in feiner und galanter Sprache erwiderte.

Der Lord hatte die Parlamentsakte aus den Händen seines Secretairs genommen, sich vor der Kurfürstin auf das Knie niedergelassen und seine officielle Anrede gehalten, indem er ihr die Akte überreichte. Sophia bot dem Gesandten die Hand zum Kuß dar, nahm das Pergament in Empfang, erwiderte mit schöner Stimme und anmuthiger Sprache die Anrede, veranlaßte den Lord, sich zu erheben und übergab das Pergament ihrem Kammerherrn von Braun; das Ceremoniell gestattete keine weitere Unterredung, als die zur Sache gehörige, dennoch aber waren die Engländer entzückt, namentlich konnte der junge, geniale Mann, dessen Angesicht die Züge des Nachdenkens und des geistigen Muthes trug, seinen Enthusiasmus nicht in die stumme Rolle, die das Ceremoniell ihm auferlegte, fesseln und er hatte nach geschehener formeller Vorstellung und Kniebeugung und nach huldvoll gestattetem Handkuß noch nicht die Schwelle erreicht, als er seinen Genossen den Eindruck der Bewunderung verständlich machte, und flüsterte: „Alles, was ich von dieser großen Denkerin gehört habe, und was mir Burnet, Locke und Leibnitz davon sagten, wird durch ihren persön-

lichen Anblick verdunkelt. Ich beneide den Leibnitz um ihre Freundschaft und werde mich heute noch nach der Ceremonie von ihm privatim vorstellen lassen."

Dieser junge Mann war John Toland, den man in England einen Freidenker nannte, da er, von den geistigen Bewegungen, die von Frankreich her in England Eingang gefunden hatten, und mit scharfem Verstande eine zerstörende Wirkung auf religiöse Dogmen ausübten, heftig ergriffen, sich in religiöse Streitigkeiten eingelassen hatte und mit dem durch politische Freiheit erweckten, stärkeren Selbstbewußtsein, als geborener Irländer vom heftigsten Widerwillen gegen die römische Kirche erfüllt worden, zum reformirten Bekenntniß übergetreten und auch hier ein philosophischer Streiter gegen die steife Orthodoxie der evangelischen Theologen geworden war. Er war der uneheliche, nunmehr 31 Jahre alte Sohn eines katholischen, irländischen Priesters, der ihn verleugnete; vor fünf Jahren hatte er in einer Schrift „Christianity not misterious" die Uebereinstimmung der christlichen Grundregeln mit der Vernunft dargethan und alle in der Bibel vorkommenden Widersprüche als menschliche Zusätze oder Zugeständnisse der auf Ausbreitung ihrer Lehre bedachten Apostel an die kindlichsinnlichen Anschauungen des orientalischen Volkes erklärt. Die Bischöfe der irischen Kirche ließen diese Schrift durch Henkershand öffentlich verbrennen und er entfloh, um persönlichen

Verfolgungen auszuweichen, nach England, wo er im Anfange dieses Jahres eine Schrift: „Anglia liberata“ herausgab, worin er die Revolution von 1689, welche Jakob II. vertrieb und den protestantischen Wilhelm von Oranien zum Könige berief, rechtfertigte und eifrig für die protestantische Thronfolge und die Wahl der Kurfürstin Sophia wirkte. So ward er auch von dem Könige Wilhelm als Mitglied der Gesandtschaft ausersehen, da seine Person einer günstigen Aufnahme seitens Sophien's gewiß sein konnte, zumal Leibnitz bereits seine Schriften für den Protestantismus kannte und nach der ersten Mittheilung, die Sophia ihm über die Wahl in England gemacht hatte, schnell sich durch Burnet und Locke über die Vorgänge in den neueren politisch-religiösen Bewegungen jenseit des Kanals unterrichten ließ. Er hatte auch bereits gestern eine Unterredung mit Toland gehabt, der gleich nach der Ankunft den berühmten Philosophen aufgesucht hatte.

Von den Gemächern der Kurfürstin hatte sich die Gesandtschaft in die Galla-Audienzzimmer des Kurfürsten Georg begeben, um sich in ceremonieller Weise diesem und den Kurprinzen vorstellen zu lassen. Bald nachher fand im Rittersaale eine offene Tafel statt, wo Sophia der strahlende Mittelpunkt war und zum ersten Male den hannoverschen Hof sich in bescheidener Huldigung in ihrem Glanze sonnen sah. Unter einem

Thronhimmel, in vergoldetem Armsessel saß sie in der Mitte der Gallatafel; zu ihrer Rechten den Sohn Georg, zu ihrer linken den jüngsten Sohn Ernst August. Rechts neben dem Kurfürsten hatte Lord Macclesfield, links vom jüngsten Sohne Sophien's hatten drei Lords ihren Platz erhalten. Auf das Diner folgte ein Ball, dann große Oper, Souper und wieder Ball. Den nächsten Tag sollte abermals ein solennes Ceremoniell füllen; die Gesandtschaft hatte eine feierliche Audienz beim Kurfürsten erbeten, um diesem die Insignien des Hosenbandordens im großen Ritus anzulegen; ein neuer Grund großer Festivitäten, die den hannoverschen Hof in Luxus und Aufregung erhielten. Fast schienen die früheren Tage Ernst August's wiedergekehrt zu sein, wie zur Zeit der Kurhutverkündigung; es drängte ein festlicher Akt den anderen und Georg schien den Engländern imponiren zu wollen. Statt der französischen Sprache hörte man, außer vom Kurfürsten, der keine Sprachkenntnisse besaß, nnr englisch. Die Stadt war von Engländern gefüllt, die sich immer mehr sammelten und vom Hofe willkommen geheißen wurden.

Die rauschenden Festtage konnten aber den geistigen Bedürfnissen Sophien's nicht die Gelegenheit nehmen, mit den Fremden in einen inneren Rapport und Gedankenaustausch zu treten. Mitten in dem glänzenden Treiben der Hoffeste, deren Pracht und Mannigfaltigkeit ihr galt, entzog sie sich gern der öffentlichen Ehre

und Verherrlichung, um mit Leibnitz sich aus der Zerstreuung zu sammeln und mit den fremden Männern über England, Wissenschaft und Politik zu reden. Schon vor der offenen Tafel des ersten Empfanges hatte Toland sich durch Leibnitz ihr privatim vorstellen lassen und im schnell auf höhere Dinge gelenkten Gespräche die engere geistige Beziehung zu ihr gewonnen, welche hohe Intelligenz, gemeinsames Interesse und der Zauber gegenseitiger Achtung des Verstandes vermittelt und den äußeren Standesunterschied in der Ebenbürtigkeit des Geistes vergißt. Mit einem anmuthigen Lächeln der Befriedigung hatte Sophia selbst die Vorstellung ihres Freundes Leibnitz bei dem Lord Macclesfield übernommen, als dieser ihr sagte, daß er von dem Bischofe Burnet besonders eine Empfehlung an Leibnitz erhalten habe, indem der Bischof ihm keinen angenehmeren Dienst leisten zu können glaube, als ihm die Bekanntschaft eines Mannes zu verschaffen, der nicht nur Hannovers, sondern des ganzen deutschen Reiches Ruhm sei, und den auch Newton für den größten Mathematiker halte.

Es waren Kulminationstage für Leibnitz, die er am hannoverschen Hofe erlebte, wo die nächsten Personen, außer der Kurfürstin und deren engeren Umgebung, weder seine Person noch seinen Ruhm würdigten und nur Fremde das Beispiel gaben, wie man einen Mann seines Schlages schätzen sollte. Der Lord suchte dessen

Unterredung, wo er nur konnte, Toland ihm jede Minute abzugewinnen, um sofort in die wichtigsten Fragen der Philosophie und Religion mit ihm einzugehen; er konnte die, den Festlichkeiten abgerungenen Stunden nicht erwarten und kaum in dem Zeitmaße der Verhältnisse inne halten, wenn Sophia ihn und Leibnitz zu einer geistigen Boudoirstunde eingeladen hatte. Bezaubert war er von der Kurfürstin, begeistert für Leibnitz.

In solcher Stimmung fuhr er eines Spätnachmittags mit Leibnitz von Herrenhausen, wo er, während Hof und Gesandtschaft sich im Orangeriesaale belustigt hatten, mit Sophia und Leibnitz auf einer jener Promenaden im Garten, die wir bereits kennen, in einem Gespräche über sein eigenes, verketzertes Buch begriffen gewesen war, nach der Stadt zurück, um der Oper beizuwohnen, die dem Souper im Schlosse voraufgehen sollte.

„O, welch eine Frau!" rief er aus, noch glühend von der geistigen Bewegung, in welche ihn Sophia versetzt hatte. „Wie glücklich sind Sie, der Freund einer solchen Fürstin zu sein. Könnte ich sie doch gleich mit nach England nehmen und als meine Königin anbeten. Nie habe ich geglaubt, daß ein Weib so geistreich, gelehrt und gründlich in den Wissenschaften erfahren sein könne, ohne an Anmuth und hohen weiblichen Eigenschaften zu verlieren; wie sie englisch

spricht, mit der Geschichte und Verfassung unseres Reiches auf das Genaueste bekannt ist, und sogar lateinische Bücher geläufig liest. Nie sah ich eine Dame dieses Alters, die ihre Jugendschönheit so natürlich bewahrt hat, sie ist eine Engländerin, ganz und gar Stuart! Deutsches Blut ist unfähig, diese unverwelkliche Blüthe zu treiben. Ich kann mich nicht losreißen von hier, habe schon zum Lord gesagt, daß er auf meine Rückreise am 10. September nicht 'rechnen dürfe; ich muß länger hier weilen, ohne Geräusch, nach dem Schlusse der Hoffeste, in der stillen philosophischen Ruhe zu Herrenhausen, die Sie mir so reizend als ein Tusculanum geschildert haben. Welch eine Tochter muß diese Frau haben, da sie auch Ihre Freundin ist! Ich muß sie kennen lernen, ich werde die Königin in Charlottenburg aufsuchen; ihre Bildnisse, die ich hier sah, sind das Ebenbild der Mutter, lebendig, heiter, bezaubernd schön und voll Geist."

Leibnitz hatte still lächelnd den enthusiasmirten Begleiter ausreden lassen und sich selbst an der Wirkung seiner theuren Kurfürstin mit heimlichem Wohlbehagen geweidet. „Sie haben Recht," sprach er, „es giebt wenige Frauen, die sich mit ihr vergleichen lassen."

„Keine! Ich werde einen Bericht über meinen Aufenthalt in Hannover schreiben; ganz England soll erfahren, welche Königin es gewählt hat."

„Aber vergessen Sie nicht, daß noch zwei Menschenleben zwischen heute und dem Throne liegen; noch lebt Wilhelm von Oranien, seine Schwägerin Anna folgt ihm zunächst und die Kurfürstin ist 71 Jahre alt."

„Es ist unmöglich, sie zu sehen und an ihr Alter zu denken. Als sie bei meiner privaten Beglückwünschung gegen mich äußerte, daß sie fürchte, es würde die englische Nation vielleicht gereuen, eine alte Frau zur Reichsnachfolgerin gewählt zu haben, und sie hoffe, daß keiner ihrer Nachfolger den Engländern Ursache geben werde, ihrer Regierung überdrüssig zu werden, da hätte ich ein Gott sein mögen, um sie sofort zum Heile eines Volkes unsterblich zu machen, aber ich hatte im demüthigenden Gefühle meiner Schwäche und im Gedanken, daß auch solche Menschen sterben sollen, nur die höfische Antwort, daß die Engländer ihre Wahl viel zu reiflich überlegt hätten und sich daran erinnerten, daß sie niemals glücklicher, als unter einer Frau Regierung gewesen wären. Es liegt in ihrer Erscheinung und in ihrem Geiste ein Heroismus, der mich begeistert. Worüber lachen Sie?"

„Mir fällt eben eine Aeußerung ein, welche ihre Nichte, die in ziemlich derben Ausdrücken coulante Herzogin von Orleans, einstmals aus Marly geschrieben hat. Sie bewundert die Geistesgegenwart, die sich durch nichts erschrecken läßt, weder durch Gefahr, noch Meinung, und bezeichnet diesen Heroismus als „Herz

wie ein Mann, der Courage hat.“ Ein brennendes Haus in Klagenburg, wo die Flammen in die Kammer der damals hochschwangeren Frau schlugen, ein Fuhrunglück, das den Kutscher zerschmetterte und den seligen Fürsten zum gefährlichen Sprunge aus dem Wagen trieb, ließ sie ruhig, besonnen und gleichmüthig. Ich kann Ihnen versichern, daß sie auch den Teufel nicht fürchtet.“

„Eben die freie Ansicht, der Verstand in Glaubenssachen, der keine Spur von Aberglauben und Vorurtheil zurückläßt, diese wissenschaftliche Prüfung der Dogmen und mystischen Vorstellungen entzückt mich an dieser unvergleichlichen Frau und berechtigt mich, sie mit zu unserer Partei zu zählen. Sprach sie mir nicht ihre Freude aus, als ich ihr mein neuestes Buch: „Christianity not mysterious“ überreicht hatte, daß in England ein freier, vernünftiger Geist begonnen habe, die alte Strenggläubigkeit zu kritisiren. Wahrlich, Master Leibnitz, es könnte aus dem Protestantismus etwas in England gemacht werden, wenn die Kurfürstin sogleich nach Wilhelm den Thron bestiege und wir beiden verschrieenen Freigeister oder Deisten ihre Räthe der Vernunft würden. Das Reich der wissenschaftlichen Freiheit, das Sie mit ihr in Herrenhausen im Kleinen und Stillen gründeten, würde sich über England ausbreiten und von hier aus die Welt beherrschen, wie unsere Flotten das Meer. Gleich

nach meiner ersten religiösen und philosophischen Unterredung mit der Kurfürstin habe ich in meiner Begeisterung an Burnet geschrieben und ihm erklärt, daß ich in unserer künftigen Königin eine Philosophin gefunden hätte, die Leibnitz zu einer freidenkenden Genossin des Vernunftglaubens vorbereitet habe."

„Sie bringen mich wahrlich in den Ruf eines Glaubenichts, wie mich die hannöverschen Pastoren, Bürger und Bauern nennen, weil ich nicht den Salbadereien auf der Kanzel zuhöre und nicht das Bedürfniß fühle, mir von dem Pastor an der Kreuzkirche die Sünden vergeben zu lassen. Aber täuschen Sie sich nicht über die Freidenkerei der Kurfürstin und meinen Einfluß. Sie ist eine Frau und diese hat in ihrem religiösen Gefühle eine stille Grenze, über die der Verstand nicht hinauszugehen wagt. Die Kurfürstin liebt es, sich mit ihrem hellen Geiste in Discussionen über Gott und Glauben zu begeben, und, da sie ohne Vorurtheile und Mystik und Frömmelei ist, eine Kritik an das Heilige zu legen, doch ist sie im Herzen eine Christin und bewahrt sich ein Gefühl für das Unbegreifliche."

„Sie wollen ausgleichen, Master Leibnitz, Sie fürchten meinen Feuereifer, der einer Königin, die Protestanten und Katholiken zu regieren haben wird, denselben Haß gegen die römische Kirche einflößen möchte, der mich durchglüht."

„Und doch kann es Ihnen nicht entgangen sein, wie viele Zweifel, die Bayle in ihr angeregt und Locke, Ihr Vorbild, in seinen Schriften ausgesprochen hat, ihr ein Bedürfniß abgedrungen haben, dieselben zu widerlegen."

„Aber hat sie mir vorhin nicht in unserem Gespräche über Milton's „verlorenes Paradies" meine Angriffe gut geheißen, die ich in Milton's Lebensbeschreibung gegen die traditionelle Religion drucken ließ?"

„Und doch nicht unterlassen, obgleich sie in dem Satan nur den Egoismus anerkannte, die Einwendungen zu widerlegen, welche Sie gegen die Offenbarung machten?"

„Wo sie es that, konnte ich es nur für ein geistreiches Spiel ihres dialektischen Kopfes halten. Das schrieb ich auch Burnet. Aber Sie nannten Locke vorhin mein Vorbild. Sie haben Recht; seine Werke über die menschliche Erkenntniß, über Regierung und über Erziehung haben mir in religiösen und politischen Dingen einen gewaltigen Anstoß gegeben. Aus allen Ihren Andeutungen über Locke muß ich schließen, daß sie ihn nicht lieben. Und doch wollte ich Sie auffordern, Locke in Deutschland mehr bekannt zu machen, denn Sie können nicht ableugnen, daß er den neueren Begriffen über Staat, Kirche und Wissenschaft den größten, klarsten Ausdruck gegeben hat."

„Das leugne ich nicht, aber seine Metaphysik erscheint mir etwas plump."

„Nicht Jeder hat den feinen, geschmeidigen Geist, wie Leibnitz. Ich bitte Sie dennoch, ihn in Deutschland zu empfehlen."

„Das kann ich in Bezug auf sein Ansehen und Ihre Verehrung. Gern bin ich bereit in Eckard's Monatsschrift einen empfehlenden Auszug aus Locke's Schriften zu geben."

„Ich danke es Ihnen als eine Freundschaft gegen mich. Ich bilde mir ein, daß die Kurfürstin dadurch angeregt werde, die Schriften näher kennen zu lernen. Als Königin wird sie dann diesen Ideen einen lebendigen Ausdruck geben."

„Ich glaube, sie wird noch eine lange Zeit finden, den Studien sich widmen zu können."

„Ich vertraue auf die Lebenskraft dieser ungewöhnlichen Frau. Geht und steht sie nicht so fest und gerade, wie die jüngste Dame, ist ihr Sinn nicht so munter, als hätte sie noch ein ganzes Leben vor sich? Ich werde meinen Landsleuten ein Bild von ihr entwerfen, das sie begierig machen wird, sie zu sehen und zu besitzen. Las sie doch die feinste Schrift eines Briefes gestern in der Dämmerung ohne Augenglas! Das können nur englische Augen. Und überall, wohin man sich wenden mag, findet man Spuren ihres arbeitsamen Fleißes; die Ueberzüge aller Stühle in

ihrem Vorzimmer hat ihre Hand gemacht, die Verzierungen am Altar der Schloßkapelle in der Abtei zu Lokkum sind ihr Werk. Und welche Ausdauer hat sie im Spazierengehen, wo sie durch ihr Gespräch auch ihre Unermüdlichkeit auf den Begleiter überträgt. Sie ist Engländerin an Geist und Körper. Von den fünf Sprachen, die sie redet, weiß man nicht, welches ihre Muttersprache ist, so rein ist in jeder der Accent. Wenn auch ihre Mutter eine Engländerin war, so bin ich doch erstaunt, daß sie wie eine Eingeborene spricht. Nichts fehlt ihr an Person, Gemüth, Humor und Neigungen zu unserer Nationalität. Wie offen bekannte sie ihre Verwunderung unserer Regierungsform, wie klug und erfahren urtheilt sie über Whigs und Torries, über die Familien und Gesetze."

Das Vorfahren und Anhalten der Kutsche vor dem Opernhause brachte den begeisterten Engländer zum Verstummen, denn schon öffnete ein Lakai die Wagenthür.

Was Toland wegen seiner Absicht, länger als die Gesandtschaft zu bleiben, gegen Leibnitz geäußert hatte, ging in Erfüllung. Am 10. September verabschiedete sich Lord Macclesfield mit seinem Gefolge und trat, höchst befriedigt von dem Empfange und Aufenthalte in Hannover, seine Rückreise nach England an. Sophia hatte ihm ihr Bildniß in Diamanten bei der Abschiedsaudienz überreicht, der Kurfürst Georg befriedigte seinen

Ehrgeiz durch ein Geschenk, das auf 30,000 Gulden geschätzt wurde und aus einem massivgoldenen Handbecken nebst Gießkanne bestand.

Es traten nun die Tage der Ruhe ein, die Toland gewünscht und abgewartet hatte. Sein Geist, sowie seine Wirksamkeit, womit er in England für die Wahl Sophia's thätig gewesen war, machten es dieser zu einer angenehmen Pflicht, den neuen englischen Anhänger täglich in Herrenhausen zu empfangen und mit ihm und Leibnitz über Religion, Politik und Wissenschaften zu reden. Der kühne Freigeist regte sie an, selbst freier über Manches zu denken und sich mit Locke zu beschäftigen. In dieser geistigen Regsamkeit verstrich der September.

Es war zur Vormittagszeit, als an einem bleifarbenen Tage des begonnenen Octobers eine kurfürstliche Equipage vor das hochgieblige Haus auf der Schmiedestraße fuhr, zwei Lakaien vom Hinterbock herab an den Wagenschlag sprangen und die Diener Leibnitzens an die Hausthür eilten. Ein Lakai eilte in das Haus, um die Kurfürstin zu melden. Leibnitz, der eben im Begriff war, die letzte Hand des Dieners an seine Toilette legen zu lassen, um einen Besuch bei Molanus zu machen, ließ sich schleunigst die noch fehlende Perrücke überwerfen und eilte die Treppe hinab, um die Kurfürstin zu empfangen, welche bereits in die Haushalle getreten war.

„Ich muß Eurem heutigen Nachmittagsbesuche mit Toland zuvorkommen,“ sprach sie, „wir müssen ein ernstliches Wort mit einander reden.“ Sie ließ, von lebhaften Gedanken zerstreut, und dann immer schnell in ihren Bewegungen, die Worte der Höflichkeit und Ueberraschung Leibnitzens unbemerkt, eilte in das ihr bekannte Besuchszimmer, warf sich auf den Sessel und sprach, einen Brief hervorziehend: „Auch die Verehrung unserer Freunde kann uns incommodiren und schädlich werden. Toland hat in seinen Briefen nach England und namentlich an Bischof Burnet, eine Schilderung von mir und unseren Gesprächen entworfen, die mich den Engländern als eine Freidenkerin und ungläubige Philosophin darstellt, daß sie irre an mir werden müssen. Wenn ich auch persönlich keine Bedenken hege über meine Ansichten, so haben mich doch die Warnungen, die mir Burnet vertraulich schreibt, und die dieser heute Morgen empfangene Brief enthält, etwas unruhig gemacht und zur Klugheit aufgerufen. Die Partei der Torries in England würde gern eine Gelegenheit ergreifen, den Sieg der Whigs, die meine Wahl durchgesetzt haben, ungewiß zu machen und Toland ist ein zu feuriger Fanatiker der Vernunft, um daran erinnert zu werden, daß er mich der Intrigue der Gegenpartei bloß stellt, wenn er mich als eine Genossin seiner Freigeisterei rühmt. Burnet warnt mich, in meinem Umgange, namentlich gegen Toland und Engländer

vorsichtig zu sein, da Toland's Gegner sonst die meinigen würden, auch mancher spionirende Torry mich besuchen und freie Ansichten, die er aus mir hervorlocke, politisch mißbrauchen könne. Er erinnert mich daran, daß das englische Volk die Gleichgültigkeit gegen die Religion nicht dulde. Ihr müßt Rath schaffen, Leibnitz, wie ich mir den Toland, dessen Freidenkerei mir unbequem zu werden anfängt, abwende, ohne ihn zu beleidigen oder überzeugungslos zu erscheinen."

„Die Welt kann nicht Alles vertragen, was Wahrheit ist; dort in meinem Pulte liegen Schriften, die der Vernunft die Ehre geben, aber erst nach hundert Jahren zu Tage geboren werden dürfen. Toland ist in seiner Begeisterung für Ihre kurfürstlichen Gnaden zu weit gegangen."

„Er muß gemäßigt werden, aber wie? Ich habe ihm zu viel eingeräumt, um nicht durch Umkehr feig oder unwahr zu erscheinen. Seine Verehrung fordert meinerseits Rücksichten, denn ich achte ihn. Burnet's Brief selbst giebt mir einen Gedanken. Toland hat nach London geschrieben: „Der Einfluß Leibnitzens ist auf die Kurfürstin nicht zu verkennen; er ist ein freier Denker, der über der Kirche steht und darum in Hannover überall der Glaubenichts geheißen wird."

„Ei, für diese Empfehlung möchte ich mich bei ihm nicht eben bedanken."

„Vernehmt meine Idee. Anfangs dachte ich, daß

meine langjährigen Bemühungen um die Union der protestantischen und katholischen Kirche dem Toland die Meinung gegeben haben könnten, daß ich es mit dem specifischen Glaubensbekenntnisse etwas locker nehme, und ich wollte, daran anknüpfeud, ihm mein Glaubensbekenntniß der englischen Kirche gelegentlich kundgeben, doch das könnte zu gesucht erscheinen. Ich habe eine andere Idee gefaßt. Toland hat Euch aufgefordert, über sein Werk: „Christianity not mysterious“ eine Antwort zu schreiben. Thut das heute, bringt sie Nachmittags mit, vertretet darin wissenschaftlich die Mysterien, übergebt sie ihm in meiner Gegenwart, ich werde Eure Ansicht billigen, eine Abschrift davon sendet an Burnet, damit er erfahre, wie Ihr denkt, und welchen Einfluß Ihr auf mich gehabt haben könnt.“

Leibnitz war gewohnt, jeden Wunsch seiner Kurfürstin zu erfüllen, jetzt trieb ihn aber das eigene Interesse, die freigeistigen Boudoirstunden nicht durch einen indiscreten Enthusiasten vor das kirchlich strenge, englische Volk gebracht zu sehen. Er war sogleich bereit und Sophia horchte befriedigt auf die Gedanken, die er für die beabsichtigte Abhandlung entwickelte.

Als die Kurfürstin wieder abfuhr, legte Leibnitz seine Perrücke wieder ab, zog den Arbeitsrock an, schickte den Schreiber Dinninger zu Molanus, um

den Besuch abzusagen, und nahm in seinem großen Lehnstuhle Platz, um die Feder zu ergreifen. Er schrieb mehre Stunden. Blicken wir vorübergehend auf die Zeilen, die ein eben gefülltes Blatt erkennen lassen, so lesen wir unter Anderem folgenden Satz in englischer Sprache:

„Will man Alles, was über unsere gegenwärtige Vernunft geht, ein Mysterium nennen, so wird man in der Natur unzählige solcher Mysterien antreffen. Würde man zum Exempel die Frage thun, ob die innere Textur des Wassers über unsere Vernunft gehe, so müßte ich antworten: über die *gegenwärtige* Vernunft, denn ich glaube nicht, daß die Zusammensetzung des Wassers schon von irgend Jemandem genügend erklärt worden ist, und doch zweifle ich nicht, daß einstmals eine Erklärung gegeben werden könne, die den Erscheinungen genügt. Es giebt auch Vieles, das über die menschliche Vernunft, nicht bloß unsere, sondern auch der Nachwelt geht, so lange wir überhaupt an dies Erdenleben gebunden sind, wenngleich es möglich ist, daß diese Dinge einem höheren Geschöpfe und auch uns in einem höheren Daseinszustande verständlich werden. Versteht man aber unter Mysterium, was über alle geschaffene Vernunft hinausgeht, so darf ich behaupten, daß zwar keine natürlichen Erscheinungen, wohl aber die Begriffe der individuellen Substanzen, die ich Unites oder *Monaden* nenne,

über den geschaffenen Verstand hinausgehen, weil sie das Unendliche einschließen. Daher kommt es, daß wir keine vollkommene Rechenschaft von dem Weltall geben können. Und warum sollte nicht auch von gewissen offenbarten Dogmen gelten, daß sie durch die Vernunft nicht hinlänglich erklärt werden können, obgleich sie ihr bis zu einer gewissen Grenze zugänglich sind und auch von dem Vorwurfe des Widerspruchs gereinigt werden können?"

Am Nachmittage hatte Leibnitz seine Arbeit vollendet; der Schreiber Dinninger war bereits beschäftigt gewesen, die ersten Blattseiten abzuschreiben, als Leibnitz noch auf der letzten seine Gedanken fließen ließ. Vor der angesetzten Stunde fuhr er mit seinem Manuscripte nach Herrenhausen, absichtlich früher als Toland ihn in einer ihm während seiner Anwesenheit zur Verfügung gestellten Hofkutsche nach Verabredung abholen wollte, da er zuvor über seine Arbeit mit der Kurfürstin zu reden gedachte; er traf eine gute Stunde vor Toland ein. Sophia hörte aufmerksam die Kritik des Toland'schen Werkes an; ihre lebhafte, beifällige Miene wechselte zuweilen mit dem schärferen Ernste des Nachdenkens und dem Lächeln eines feinen, geistreichen Humors; sie unterbrach den Vorleser nicht, aber fragte, als dieser sein Manuscript zu Ende gebracht hatte: „Unterrichtet mich noch mehr davon, Leibnitz; was nennt Ihr M o n a d e n? Dieses Wort

wiederholt sich oft bei Euch und ist mir nicht völlig klar."

„Alles, was körperlich ist, ist auch zusammengesetzt aus Theilen und nicht eine wirkliche Einheit; alle Vielheit muß daher aus der Vereinigung dieser wirklichen, einheitlichen Körper geformt sein, die weder zerlegbar, noch auflösbar, und, obgleich sie sich immer verändern, doch dauernde, einige Substanzen sind. Sie haben weder Theile noch Ausdehnung, noch Form, aber sie können einen Gedanken, eine Macht und eine Wirkung haben und sind die Quelle der Mannichfaltigkeit und Zusammensetzung und Thätigkeit in der Natur."

Sophia hatte dieser Erklärung mit einem ironischen Lächeln zugehört, welches dem anfänglichen Ernste ihrer Aufmerksamkeit bald folgte. „Mein lieber Leibnitz," sprach sie jetzt, „haltet es meinem Kopfe zu Gute, wenn ich aus Eurer Definition nicht recht klug werden kann; indessen das thut nichts, ich will Euch glauben, da wir ja doch einmal der Gläubigkeit einige Zugeständnisse machen müssen, um den Vorwurf der Freigeisterei von uns abzuwenden. Streitet mit Toland über Eure Monaden, es soll mir angenehm sein, zu hören und mehr Verständniß dabei gewinnen zu können. Die Hauptsache bleibt, daß Toland die Grenze kennen lernt, die zwischen ihm und mir, zwischen dem Reiche der Geister und dem Reiche der

Engländer gezogen ist. Stecket die Schrift bei, überreichet sie ihm in meiner Gegenwart, ich werde das Vorlesen fordern und dem Inhalte meinen Beifall zollen."

Als Toland gleich darauf vorfuhr, ahnte er nicht, daß man eine Abwehr gegen seine Vernunftreligion vorbereitet hatte. Die Kurfürstin empfing ihn mit unveränderter Huld und Freundlichkeit; Leibnitz entschuldigte sich mit Geschäften, die ihn früher vom Hause abgerufen hätten, und bald war das Gespräch wieder auf Toland's Lieblingsthema gekommen: „Apropos!" sprach Leibnitz, sein Manuscript hervorziehend, „Sie haben mich aufgefordert, Ihr Werk: „Christianity not mysterious" in einer öffentlichen Abhandlung zu beantworten; ich betrachte es als eine Pflicht der Freundschaft gegen Sie, Ihnen das Manuscript selbst einzuhändigen." Erfreut nahm Toland es in Empfang und begann zu blättern und zu lesen.

„Lassen Sie hören," sprach Sophia, „das interessirt mich auch, denn in Gesprächen läßt man sich leicht zu kühneren Gedanken fortreißen, in Allem aber, was vor die Welt kommt, prüft man sich besonnener und wägt es genauer ab, was man denkt und glaubt."

Toland begann laut zu lesen; seine Stimme wurde zögernder, seine Miene etwas strenger, sein Blick fiel auf Leibnitz und die Kurfürstin. Letztere schien er zum Widerspruch herausfordern zu wollen. „In der

That," begann diese, „Leibnitz hat ganz meine Ueberzeugung ausgesprochen, ich unterschreibe jedes Wort."

„Unmöglich, kurfürstliche Hoheit, solchen Bedenken und Vorbehalten haben Sie sich nie hingegeben; Sie können nichts glauben, was Sie nicht begreifen."

„Welche Ansicht würde das englische Volk von mir fassen, wollte ich gegen die Offenbarungen der Kirche gleichgültig sein, die dem Staatsleben eine moralische Stütze geben müssen."

Das Gespräch führte auf Streitpunkte; Leibnitz wurde lebhaft, die Kurfürstin trat seinen Ansichten bei, Toland gerieth in Eifer, ohne damit entzünden und überzeugen zu können. Toland war ein zu kluger Mann, um nicht endlich zu merken, daß man die Absicht habe, ihm Schranken zu ziehen; es wurde Burnet's Name genannt, gegen Locke und Bayle geeifert, der Glaube, statt des Verstandes, dem Zweifel entgegengestellt; Toland fühlte, daß man ihm in der feinsten Form einen Vorwurf mache, ohne politische Klugheit über die Religionsansichten der künftigen Königin nach England berichtet zu haben. Ein Zeichen, daß er verstanden hatte, und man die weitere Discussion unbequem finde, war es, daß er Leibnitzens Manuscript gelassen in seine Tasche steckte und über gleichgültigere Dinge zu reden einlenkte. Als er am Abend mit Leibnitz nach der Stadt zurückfuhr, geriethen sie Beide noch einmal in eine leb-

hafte Erörterung über Vernunft und Mysterium in der Religion, Leibnitz aber vertheidigte die Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft, und Toland rief in Eifer aus: „Sie sind Diplomat in der Religion, ich Revolutionär, aber dennoch machen Sie mich in meiner Ueberzeugung nicht irre, daß wir Beide nichts glauben, was wir nicht beweisen können."

Die feine Intrigue, welche Sophia gegen den Deisten mit Leibnitzens Hülfe gespielt hatte, um sich in England nicht als Ungläubige bloß zu stellen, war von dem Erfolge gewesen, daß Toland an seine Abreise dachte, um die Tochter der Kurfürstin, die schöne Königin, kennen zu lernen. Dort hoffte er weniger politische Rücksichten zu finden, denn er hatte sich genau nach Charlottens Neigungen und Vergnügen an philosophischen Gesprächen erkundigt. Ueberhaupt fand er Leibnitz seit den Septembertagen sehr zerstreut und oft mißlaunig mit Arbeiten beschäftigt, die er vor ihm geheim hielt, und er hatte auch mit der Kurfürstin verschiedentliche, vertrauliche Unterredungen, von denen Toland ausgeschlossen blieb. Große, politische Dinge gingen in derselben Zeit auf dem großen Welttheater vor, als die englische Gesandtschaft in Hannover weilte und sich in Lustigkeiten erging, während der spanische Erbfolgekrieg geführt wurde und eine Gewitterwolke sich gegen Hannover zusammenzog.

Die gegen den Kurhut Hannover's verbündeten Fürsten, welche von Anton Ulrich geführt wurden, hatten schon im Sterbejahre Ernst August's einen Schutzvertrag mit dem Könige Ludwig von Frankreich und mit Dänemark abgeschlossen, dem auch im vergangenen Jahre August der Starke von Sachsen und Polen beigetreten war. Der eigentliche regierende Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, der alte Rudolph August, war ein zu schwacher Charakter, um nicht dem Willen seines mitregierenden Bruders Anton Ulrich gänzlich unterworfen zu sein und dem Bündnisse zu folgen, das die Alleinerbschaft Georg's zu Gunsten der Prinzen Max und Christian umwerfen und die Kurwürde rückgängig machen wollte. König Ludwig begann nun im September dieses Jahres, gleich nach Abreise der englischen Gesandtschaft aus Hannover, öffentlich, als Garant des westfälischen Friedens, gegen die hannoversche Kurwürde Protest einzulegen und schickte einen französischen Marschall nach Wolfenbüttel, um die Truppenwerbungen zu leiten, welche Anton Ulrich in maßloser Hast gegen Hannover und um den Nachbar einzuschüchtern, im August und September veranstaltete.

Leibnitz befand sich in einer peinlichen Lage. Eingedenk der ungnädigen Audienz, welche er bei seinem Kurfürsten Georg vor zwei Jahren erfahren hatte, als die erste Kunde von der Wolfenbüttler Verschwö-

rung nach Hannover gelangt war, und des allmählig eingeschlummerten Verbotes, ohne Erlaubniß des Kurfürsten dem feindlichen Vetter einen Besuch abzustatten, bezog er doch von diesem einen dienstlichen Gehalt fort und war im Winter und Frühling wieder bei ihm gewesen, um seinem Drängen nach Fortsetzung der Unionsverhandlungen mit dem französischen Bischofe Bossuet Folge zu leisten. In der Zerstreuung der preußischen Königskrönungsfeste und der englischen Thronfolgewahl, hatte der Kurfürst die Correspondenz Leibnitzens mit Anton Ulrich und den Franzosen, so wie den zeitweisen Aufenthalt desselben in Wolfenbüttel ignorirt, jetzt aber, gleich nach der Abreise des Lord Macclesfield, wurde Leibnitzen durch den ersten Geheimrath nachdrücklich eingeschärft, sich jeder Gemeinschaft mit Anton Ulrich zu enthalten, gerade in derselben Zeit, wo dieser aus politischen Gründen von ihm die eifrigste Wiederaufnahme der kirchlichen Verhandlungen mit Rom und Bossuet forderte und den Cardinal Davia an ihn adressirte.

Seine Stellung zu der Kurfürstin Sophia machte ihm, Englands wegen, diese Union ferner unmöglich, und Sophia hielt ihn davon zurück; seine Stellung zum Kurfürsten Georg verleidete ihm ohnehin die Pflicht gegen den Hausfeind, dessen 600 Gulden Gehalt er als dessen Bibliothekar bezog. Er wagte nicht, an Anton Ulrich zu schreiben, sondern erklärte

dem Cardinal, daß von jetzt an unter Auspicien Hannover's keine Kircheneinigung mehr denkbar sei, und man sich darin allein noch an Seine fürstliche Durchlaucht in Wolfenbüttel halten möge. Damit war für Leibnitz diese Unionssache freilich abgethan, aber seine Doppelstellung bei zwei politischen Gegnern um nichts gebessert. Er fühlte sich, obgleich er nur mit der Kurfürstin und Toland verkehrte, doch mit mißtrauischen Augen angesehen, als halte man ihn für einen Spion, zumal gleich nach Toland's Abreise dem Hofe bekannt wurde, daß Anton Ulrich alle festen Plätze des Kurfürstenthums habe heimlich untersuchen lassen, um sie bei nächster Gelegenheit überfallen zu können.

Die englische Gesandtschaft war für Georg schon aus politischen Gründen von doppelter Wichtigkeit geworden, und was während der rauschenden Festtage im engsten Kreise zwischen dem Lord, dem Kurfürsten und seinen Räthen, wozu auch Bernstorf aus Celle ohne Aufsehen hinzugezogen war, verhandelt wurde, war in den Salons und Assemblees nicht zu errathen gewesen. Die drohenden Rüstungen Anton Ulrichs, unter einem französischen General, unmittelbar an der nahen Landesgrenze, seine offene Erklärung, daß er seine Ansprüche auf Lauenburg, das Hannover einstweilen gegen des Herzogs Protest, in Besitz genommen hatte, Jedem zu überlassen geneigt sei, der sie geltend machen könne, trieben Hannover an, bei England

nunmehr Schutz gegen die Verschwörung und Frankreich zu suchen, obgleich der Lord versicherte, daß das Parlament wenig Lust zum Kriege fühle und sich nur auf diplomatischen Einfluß einlassen werde. Noch im September erließ, gleich nach der Heimkehr des Lords, der König Wilhelm von England ein ernstliches Mahnschreiben an Anton Ulrich, die Rüstungen einzustellen und die Alliance mit Frankreich aufzugeben, und auf Vorstellung des Kurfürsten beim Kaiser, der seines Verbündeten Hülfstruppen im spanischen Erbfolgekriege sehr nöthig hatte, erlangte Georg einen Befehl des Kaisers, in welchem dem Herzoge Rudolph August aufgegeben wurde, seinen Bruder Anton Ulrich von der Mitregierung zu entfernen. Sowohl England's Warnung, wie der Kaiserliche Befehl blieben erfolglos. Anton Ulrich herrschte und sein schwacher Bruder ruhte machtlos in der stillen, frommen Hut seiner zweiten, bürgerlichen Gemahlin, einer Rosina Elisabeth Menthin, die man gewöhnlich „Madame Rudolphine" nannte.

Unerwartet schnell wurde aber England durch eine allgemeine Volkserklärung schon vor Ende September in eine für Hannover günstige kriegerische Stellung getrieben. Der in der Revolution von 1689 aus England vertriebene, katholische König Jacob II., welcher nach Frankreich entflohen, und für den Wilhelm von Oranien auf den Thron gerufen war, starb

am 16. September und Ludwig benutzte diese Gelegenheit, den Sohn Jakob's als König Jakob III. von England anzuerkennen. König Wilhelm schloß im Haag ein Bündniß mit dem Kaiser Leopold gegen Frankreich und das Parlament gewährte die Kriegskosten zur Unterstützung des Kaisers gegen die Absichten Frankreich's auf Hannover und überhaupt die Verleitung der Reichsfürsten gegen den Willen des Kaisers.

Die Atmosphäre in Hannover war für Leibnitz schwül; es war ihm herzlich lieb, daß er sich nach Toland's Abreise ganz in Herrenhausen bei der Kurfürstin aufhalten konnte, wo die Unterhaltung nun eine vorherrschend politische wurde, da Anton Ulrich mit französischem Gelde an 12,000 Mann Truppen geworben und auf allen Dörfern der Grenze ausgebreitet hatte.

Leibnitz hatte dem im Anfange Oktober abreisenden Toland ein Empfehlungsschreiben an die Königin von Preußen mitgegeben, worin er seine Verehrung für Mutter und Tochter in den Worten ausgedrückt hatte: „Die Welt war ungeduldig, Sie Beide als Königinnen zu sehen; doch haben Sie nicht nöthig, gekrönt zu sein, um zu glänzen!“ Der Oktober mochte zur Hälfte verflossen sein, als ein Brief der Königin Charlotte an Leibnitz eintraf, der an seiner wesentlichsten Stelle lautete: „Ihr müßt, bester Freund,

sofort nach Charlottenburg kommen; Ihr müßt dabei sein, wie wir uns mit Toland herumstreiten, welcher kein Hehl daraus macht, nichts zu glauben. Wir haben mit Bayle begonnen, dessen Zweifel mich doch mehr beschäftigen, als ich anfangs dachte, dann die Evangelien wie heidnische Schriftgelehrte kritisirt und die Briefe Pauli vorgenommen. Da ich dem Toland nicht gewachsen bin, aber meine Freude am Dispute finde, so habe ich den Prediger Beausobre, einen französischen Flüchtling, veranlaßt, vor mir mit Toland zu streiten. Es ist oft, trotz der sehr ernsten Sache, zum Lachen, wenn Beide sich zu Leibe gehen, wie Feuer und Wasser, der Toland hitzig wird und der Prediger ihn mit gewichtiger Gründlichkeit hart abschlägt, sobald Toland die Widersprüche in den Evangelien und die Unechtheit der paulinischen Briefe beweisen will. Wenn die Herren zu eifrig werden, mische ich mich mit scherzender Freundlichkeit ein, aber ich möchte doch wissen, wo die rechte Wahrheit ist, und lade Euch ein, schnell herüberzukommen und mitzustreiten. Gestern wurde Toland beleidigt und sehr empfindlich, als ihn Beausobre fragte, ob er überhaupt an Gott glaube? Es hat einen großen Reiz, Widersprüche in der Bibel nachweisen zu hören, und ich möchte erfahren, ob man nicht auch ein guter Christ sein könne, ohne blinden Glauben."

Als Leibnitz diesen Brief zur Kenntniß der Kur-

fürstin brachte, machte sie eine bedenkliche Miene. „Ja, ja, es ist gut, daß Ihr hinreis't," sprach sie nach kurzem Ueberlegen, „ich fürchte, der Toland wird sich ohne Zwang in seinen freien Ansichten dort gehen lassen und in das Gemüth der Königin Zweifel bringen, deren Samen in ihr ein fruchtbares Feld findet. Denn seit wir mit Bayle in Rotterdam redeten, findet sie an Untersuchungen über die Wahrheit mancher Lehren ein vorwiegendes Vergnügen. Das würde freilich ihrem Verstande nicht schaden, aber ich habe eine andere Sorge. Die Frommen in Berlin könnten Aergerniß daran finden, daß sie mit einem Freigeiste verkehrt und Toland ist zu sehr Schwärmer seiner Sympathien, um nicht des Einverständnisses sich zu rühmen, das seine Ansichten in Charlottenburg gefunden haben könnten. Ich wünsche das zu verhüten, denn das gute Einvernehmen, welches ich vor der Krönung dort hergestellt, kann leicht durch Gerüchte von Freigeisterei und Unglauben erschüttert werden, und ich weiß, daß der König noch immer wegen der unglücklichen Prise während des Krönungceremoniells grollt, die seine strenge Pedanterie in der Form tief beleidigt hat. Reiset hin, meldet Euch morgen als Präsident der Societät in Geschäften beim Kurfürsten ab, mäßigt den Toland, leitet die Königin, kommt durch Eure Gegenwart in Charlottenburg allen religionsfeindlichen Gerüchten zuvor; wir wollen denken,

was uns Bedürfniß ist, aber für uns behalten, was die Welt nicht begreifen kann. Eure Anwesenheit in Berlin wird Euch nebenbei zerstreuen und das Mißtrauen mildern, womit man Euch hier bewacht, ob Ihr auch nicht mit Wolfenbüttel correspondirt. Der Brief aus Rom, der neulich von dem Cardinal einlief, hat stille Nachfrage geweckt. Ihr wißt, daß die Post ein Erblehen der Familie Platen ist und es dem Grafen nicht geheim bleiben kann, woher die einlaufenden Briefe kommen."

Leibnitz reis'te ab. Bald befand er sich in dem vertraulichen Kreise zu Charlottenburg, mit Toland im Kampfe. Dieser schwärmte für die schöne Königin, ihren Geist und ihre heitern Lebensansichten fast wie ein Liebhaber, der sich in den Zauberkreis seiner „Serena", wie er Charlotte gegen Andere nannte, um damit den frohen Sinn der Königin auszudrücken, gebannt, und zugleich einen höhern Lebensschwung fühlte, der ihn muthiger machte, Uebereinstimmung in den höchsten Ideen und Ueberzeugungen zu erstreben. Leibnitz wurde kein Störer dieser Begeisterung, aber er gab den Gesprächen eine ernstere, gediegenere Form des ruhigeren Austausches und führte durch die ihm eigene Gabe, mit einer feinen Liebenswürdigkeit sich abweichende Ansichten zu befreunden und dann auf seine Wege zu leiten, die heitere Theilnahme der Königin auf Grundsätze einer sichereren Beurtheilung zurück.

Vier Wochen hatte Toland bei der schönen, philosophischen Königin „Serena", wie er sagte, geweilt; die kriegerischen Ereignisse, an denen auch England betheiligt war, riefen ihn Anfangs December in seine Heimath ab. Die Kurfürstin war durch Leibnitzens Briefe in steter Verbindung mit jenen Tagen des Oktobers geblieben, und Leibnitz hatte in dieser Zeit auch für die Societät gearbeitet, mit Jablonski fleißig verkehrt und die Arbeiten des neuen Observatorium, dem der Astronom Kirch und dessen Gattin sich eifrig widmeten, durch manche Ideen erweitert.

Diese wissenschaftliche Thätigkeit in Berlin und die täglichen Gespäche auf Charlottenburg dauerten den Monat December bis in das neue Jahr hindurch fort; während dessen gingen die kriegerischen Ereignisse in Spanien, den Niederlanden und Italien ihren blutigen Fortgang, und in Braunschweig-Wolfenbüttel steigerten sich die drohenden Rüstungen auf eine so bedenkliche Weise, daß Charlotte eines Tages in erregter Gemüthsstimmung dem zu einer philosophischen Boudoirstunde gekommenen Leibnitz mit den Worten entgegentrat: „Sagt mir, um Gotteswillen, was soll daraus werden? Alle Dörfer an der hannoverschen Grenze hat Anton Ulrich mit Truppen unter französischen Anführern besetzt; die Franzosen rücken über den Rhein, gestern ist die Kunde eingetroffen, daß der Kurfürst von Köln seine Festungen freiwillig an Lud-

wig übergeben habe; die Franzosen werden durch Westphalen auf Hannover rücken. Wie kann man solchem Unglück vorbeugen?"

In seiner guten Absicht die Königin zu beruhigen, und von ihren unermüdlichen Fragen fortgerissen, sprach sich Leibnitz über alle Entwürfe Anton Ulrich's zum ersten Male offen und ausführlich aus, denn er hatte durch seine frühere, vertrauliche Stellung in Wolfenbüttel Einsicht in die diplomatischen Intriguen und letzten Zwecke des Herzogs Mitregenten erhalten. Die Königin erschrak über die Absicht, die jüngere Welfenlinie von ihrer wachsenden Größe und Höhe herabzustürzen, die Ausdehnung des Landes durch Theilung unter die Söhne Ernst August's zu verhindern und seinen persönlichen Haß gegen Georg durch die tiefste Kränkung von dessem Ehrgeize, die Wiederentziehung des Kurhutes zu befriedigen. Aus diesem Grunde stachelte er die Prinzen Max, August und Christian auf, zettelte er die Verschwörung Moltke's an, buhlte er mit der Freundschaft des Papstes, betrieb er mit Hülfe der katholischen Geistlichkeit die Verlobung seiner Enkelin mit dem Erzherzog Karl, bethätigte sich eifrig an der von Ludwig XIV. gewünschten Union, und als das Ziel immer noch nicht näher rückte, griff er zur offnen Gewalt und verbündete sich mit Frankreich, Dänemark und Sachsen gegen den Kaiser und Hannover.

Leibnitz erschrak aber nicht minder, als die Königin über seine Enthüllungen, als er acht Tage später ein Schreiben des Geheimraths von Hannover erhielt, worin ihm auf Befehl des Kurfürsten aufgegeben wurde, sofort einen ausführlichen, thatsächlichen Bericht über die Wolfenbüttelschen Entwürfe einzusenden. „Man versehe sich," hieß es in diesem Schreiben, „seiner Unterthanenpflicht und dienstlichen Loyalität, da die Kenntniß aller Pläne des offenen Feindes, ohne dieselben dem rechtmäßigen Dienstherrn zu rapportiren, ein hochverrätherisches Verbrechen sei, das seinen Namen mit Schande bedecken würde."

Rathlos eilte Leibnitz zu der Königin Charlotte; er sah ein, daß eine Ausflucht unmöglich, daß er zum Gehorsam verpflichtet sei, damit aber auch seine Gelehrtenstellung bei Anton Ulrich und der Bibliothek für immer erschüttert sein werde. Charlotte gestand ein, daß sie in der ersten Aufregung Alles, was sie von Leibnitz erfahren, an den Bruder berichtet habe. „Die Politik meines Stammhauses," sprach sie, „ist die meinige; Preußen ist eng mit Hannover verbündet; habt Ihr meine Mutter und mich wahrhaftig lieb, und seid uns treu, so setzet flugs den Bericht auf. Ich selbst beauftrage Euch damit; nun überlegt, ob Charlotte von Hannover oder Anton Ulrich Euch mehr gilt?"

Leibnitz hatte keine Wahl mehr. Er schrieb den

Bericht, der zugleich sein Abschied von Anton Ulrich war.

Das neue Jahr 1702 hatte begonnen, auf den Bericht war nichts weiter erfolgt; Leibnitz verkehrte auf Charlottenburg bei der Königin und in Gesellschaft der Fürstin von Hohenzollern, des Fräulein von Pöllnitz und der Zutritt habenden Geistlichen und Künstler, wie Jablonski, Beausobre, Schlüter, Ariosti ꝛc., nach wie vor in wissenschaftlichen und künstlerischen Gesprächen und dichtete sogar neue Texte für die Operetten, die Charlottens größtes Vergnügen nach der Ermüdung der Gedanken waren. Da erhielt die Königin aus Hannover die Nachricht von ihrer Mutter, daß man am Hofe beabsichtige, einen großen und glänzenden Carneval zu feiern, der wohl nur, angesichts der Wolfenbüttler Rüstungen, eine Maske der Sorglosigkeit zu sein scheine, um dem wachsamen Feinde zu zeigen, daß man sich stark genug fühle, sich unbekümmert den Freuden des Friedens hinzugeben. Charlotte, welche fürchtete, daß die Sorglosigkeit am heimathlichen Hofe mehr Gleichgültigkeit und Leichtsinn gegen die drohenden Ereignisse, als politische Klugheit sei, ruhte nicht, erbat sich vom Gemahl die Erlaubniß zur Reise nach Hannover und fuhr mit Leibnitz und der Hofdame von Pöllnitz Ende Februar dahin ab.

Sie wurde mit Auszeichnung empfangen und fand

überall nur Vorbereitungen und heitere Hoffnungen auf den Carneval. Auch Leibnitzen war es befremdend, daß man ihn über seinen Bericht nicht weiter vernahm und die Staatsmänner ihn kaum beachteten. Durch seinen Freund, den Kammerherrn von Braun, hatte er nur erfahren, daß der Celle'sche Minister Bernstorf die Seele der kurhannoverschen Politik sei, häufig in Hannover erscheine und der Kurfürst ihm blindlings vertraue.

Der Carnevalsmonat Februar erinnerte an den großen Carneval, womit Ernst August einst seine Kurwürde im Glanze des Hoflebens repräsentirte; Maskeraden und Bälle, Tafel und Theater, Aufzüge und Scenen im Schlosse drängten sich und es schien, als ob Hannover mitten im Frieden lebe und schwelge. Auch am Hofe hatte sich einiges im Personal und in dessen Einflüssen geändert. Im vergangenen Jahre war der Geheimrath, Hofrichter und Berghauptmann von der Schulenburg gestorben, aber die ihm verwandte Melusine hatte neben der Frau von Kielmannsegge den größten Einfluß auf den Kurfürsten gewonnen und schien mit jener sich über das Terrain verständigt zu haben, welches sie zum gemeinsamen Zwecke der Selbst- und Herrschsucht inne hielten. Seit der Thronfolgewahl Sophiens hielten sich sehr viele Engländer am Hofe auf, die sich um den englischen Gesandten und die designirte Königin gruppirten,

Leibnitz aus Neugier auffsuchten, mit dem Kurfürsten persönlich wenig in Berührung kamen, da dieser bei seiner Bequemlichkeit neben vielen anderen Kenntnissen, auch die englische Sprache nicht gelernt hatte, aber zugleich ein beobachtendes Auge auf die Kurfürstin Sophia richteten, um, je nach ihrer politischen Partei, darüber zu berichten. Hätten diese Engländer übrigens französisch verstanden, so würden sie über den Sinn und Inhalt der scenischen Darstellungen erschrocken gewesen sein, welche in dieser Carnevalszeit auf Veranstaltung der herrschenden Personen stattfanden. Es wurde sogar auf den Wunsch gewisser Personen das Gastmahl des Trimalcion in einer veränderten Gestalt als Travestie des Patronius wieder in Scene gesetzt, und der in der Freude arglos fortreibende Frohsinn Charlottens hatte sich verleiten lassen, selbst eine Rolle dabei zu übernehmen. Der Bürgermeister der Altstadt, Herr Anton Busmann, welcher als Nachfolger des vor anderthalb Jahren gestorbenen Hermann von Soden, an der Spitze des Rathes stand, war auf die Ehre bedacht gewesen, die früher, unter Ernst August, sein Vorgänger genossen hatte, nämlich den Landesherrn und Hof auf der Stadtmaskerade im Huldigungssaale des Rathhauses „unter allerlei Canaille" empfangen zu können; Georg lehnte es aber ab, und die Bürger feierten den Carneval für sich. In dieser Zeit der Februarfeste

war auch die alte Gräfin von Platen wieder in verjüngter Gestalt erschienen. Sie war lange kränklich gewesen, hatte den Sommer hindurch auf dem Landgute in der Grafschaft Halbermund zugebracht, und die Leute trugen sich mit dem Gerüchte, daß sie an einer innerlichen, schmerzhaften Krankheit leide und oft von trüben Gemüthszuständen, großer Furcht und Angst heimgesucht werde. Jetzt sah man ihr wohl einen leidenden Zug, aber nicht die Bestätigung der umlaufenden Gerüchte an.

Daß aber bei diesen Carnevalsfreuden ein heimlicher, politischer Geist durch die engeren Vertrauenskreise des Kurfürsten schlich, hätte schon das öftere Erscheinen Bernstorf's aus Celle muthmaßen lassen, der sehr viel Heimliches mit Platen und Görtz und dem englischen Gesandten zu reden hatte, wenn nicht Leibnitz und Sophia durch ihren Kammerherrn von Braun und durch die stets politisirenden Engländer erfahren hätten, daß es sich um eine Kriegserklärung gegen Frankreich handle.

Der Carnevalrausch war mit Beendigung des Februar noch nicht in seinen ermattenden Nachwirkungen verrauscht, als die Königin Charlotte, die sich bereits zur Rückreise rüstete, durch ein Schreiben des Königs in den größten Schreck versetzt wurde. Bestürzt eilte sie damit zur Kurfürstin. Der König schrieb unter Anderem: „Es sind sehr unangenehme Gerüchte über

die Carnevalsvergnügungen dort zu meiner und Unseres Hofes Kenntniß gekommen, daß es dort nicht immer mit der gehörigen Mäßigung und Discretion hergegangen und mancherlei Aergerniß für die gute Sitte vorgefallen ist. Mit großem Unwillen haben Wir vernommen, daß Ihre Majestät so sehr Ihren Rang und Respect versäumt haben, sich zur Comödiantin in einem sehr obscönen Stücke zu machen, daß Wir Ihrer Liebden nicht in Charlottenberg permittiret haben würden. Wir geben Ihnen hiermit ernstlich auf, sich sofort nach Charlottenburg zurück zu begeben und Dero Neigungen vor verschlossenen Thüren zu executiren oder besser des königlichen Ranges eingedenk zu sein."

Charlotte brach in Thränen aus, die Mutter tröstete sie, ermahnte, direct nach Berlin zu reisen und den König zu beruhigen und zu versöhnen.

Die stille Politik der Carnevalswoche trat am 15. März an das Licht. Die mit dem Kaiser Verbündeten erklärten an Frankreich den Krieg. In aller Stille waren die hannoverschen Truppen marschfertig gemacht; am 19. März überfielen sie unter der Führung von dem Bussche's und von Gohr's die in den braunschweigischen Dörfern cantonirenden Heereshaufen des Herzogs von Wolfenbüttel, nahmen sie fast ohne Gegenwehr gefangen und brachen am 20. März in der Nacht in die Residenz Wolfenbüttel ein. Anton

Ulrich entfloh erbittert nach Gotha; der Regent Rudolph August blieb und sein schwacher, frömmelnder Charakter unterwarf sich. Der Zorn des Kaisers und des Kurfürsten richtete sich vornehmlich auf den Flüchtling, welcher in Gotha abwartete, was die Ereignisse über Braunschweig verhängen würden, alsbald aber mischten sich Preußen, das diesen Ueberfall rücksichtslos fand, und England, das plötzlich zum Frieden stimmte, da König Wilhelm von Oranien am 19. März gestorben und Anna zur englischen Königin ausgerufen war, in den Streit der beiden Welfenhäuser ein, und schon am 19. April kam es zu einem Vertrage zwischen Rudolph August und Hannover, der den Frieden wenigstens äußerlich herstellte, und worin das Wolfenbüttler Haus die Kurwürde und das Erstgeburtsrecht in Hannover anerkannte, dem Kaiser die Pflichten eines Reichsfürsten zu erfüllen, ihm 3200 Mann Soldaten zur Disposition zu stellen und das angeworbene Heer bis auf 4500 Mann zu entlassen gelobte. Von der Macht der Ereignisse gezwungen und da Rudolph August gleich nach dem Vertrage bedenklich erkrankte, schloß sich einige Wochen später auch Anton Ulrich aus Klugheit den Friedensbedingungen an und kehrte in sein Land zurück um die Mitregierung fortzuführen und bessere Zeiten abzuwarten.

IV.

Großer und kleiner Kampf.

Die Königin Charlotte hatte, wenn auch keine trüben Tage, doch das Gefühl eines Druckes, der auf ihrer Lebensfreiheit lastete. Der König hatte sie bei ihrer Rückkehr von Hannover nicht angenommen, sondern grollend nach Charlottenburg verwiesen und jeder Versuch einer Verständigung und Annäherung war erfolglos geblieben. Dazu kam eine offene Spannung zwischen dem Berliner und hannoverschen Hofe wegen des Einbruchs in Wolfenbüttel. Daß der Einfluß der Frau Kolbe von Wartenberg hier eine Rolle spiele, verrieth ihr die grenzenlose Anmaßung, die jene Favoritin am Hofe kund gab und gar bald auch ein Umstand, der sie persönlich in Mitbethätigung versetzte. Sie hatte ihre gewöhnlichen Klagen an die Kurfürstin in Herrenhausen gerichtet, welche, durch den Tod des Königs von England und Anna's Thronbesteigung, der eigenen

Krone um ein Menschenleben näher gerückt, ihre Gedanken nach England gewendet und viel zu thun hatte, um das Treiben der Parteien und die Ereignisse im Parlamente aufmerksam zu verfolgen. Sie rieth der klagenden Königin, sich ihr Leben selbst angenehm zu machen, in Charlottenburg sich ihren Neigungen zu überlassen und unter den freundlichen Eindrücken der Wissenschaft und Kunst die niedrigen Intriguen des Hofes zu vergessen. Das befolgte Charlotte denn auch. Sie gab sich mit ihrem Kapellmeister den musikalischen Studien hin, componirte, spielte Klavier und sang, veranstaltete täglich ein Concert, wozu ihre Freundinnen und Freunde eingeladen waren und beauftragte Schlüter, ein besonderes Theater in Charlottenburg zu bauen, das auf des Königs Geburtstag am 1. Juli eröffnet werden sollte, wozu sie schon eine neue Oper: „Jl Trionfi del Parnasso“ vorbereitete. Dabei versäumte sie den Briefverkehr mit Leibnitz nicht, der genug zu thun hatte, ihre vielen Fragen nach den Erklärungen der höchsten Dinge zu befriedigen, und seine Zeit zwischen diesem Briefwechsel, den täglichen Unterredungen mit der Kurfürstin und den stillen Arbeiten in seiner Studirstube theilen mußte, da er sein altes Thema über die „allgemeine Weltsprache“ wieder aufgenommen und nebenbei ein neues Zahlensystem, eine „Arithmétique binaire,“ aufzustellen beflissen war.

Mitte Mai dieses Jahres 1702 war endlich die

lange verschleppte Untersuchung gegen den eingekerkerten Danckelmann zu einem letzten Richterspruche gekommen; trotz aller kleinlichen Anschuldigungen lautete das gerichtliche Gutachten auf völlige Schuldlosigkeit. Eines Abends ließ sich der Minister Fuchs auf Charlottenburg anmelden. Die Königin hörte gerade ein Concert ihrer Hauskapelle an, das Ariosti leitete, und hieß den Angemeldeten in den Concertsaal kommen. Fuchs bat aber um eine geheime Audienz nach der musikalischen Aufführung, da er incognito eingetroffen sei. Charlotte verließ den Saal und empfing den befreundeten Staatsmann in ihrem Sprechzimmer allein.

„Ich habe gewissermaßen eine politische Mission übernommen," sagte Fuchs, „es handelt sich um einen Regierungswechsel. Die militairische Partei, die Kolbe und dessen Frau benutzt hat, um Danckelmann zu stürzen, ist von des Emporkömmlings Uebermuthe und Alleinherrschaft in ihrem alten Adelsgefühle höchst gekränkt und denkt an seine Verdrängung."

Der Abscheu gegen die Kolbe trieb das Feuer des Beifalls in Charlotten's Augen; Fuchs durfte sicherer fortfahren: „Das gerichtliche Gutachten über Danckelmann's Unschuld soll benutzt werden, Kolbe bei dem Kurfürsten als einen falschen Berichterstatter und Beherrscher der Krone zu insinuiren."

„Aber Fuchs, habt Ihr nicht selbst die Anklageschrift verfaßt?"

„Auf Befehl und nach Angaben der Partei, die Kolbe vorschob und die dieser nun selbst tyrannisirt. General Barfus hat bereits eine Partei gesammelt, die über Kolbe's und seiner Frau Despotie die königliche Ungnade herbeiführen will. Diese Partei, zugleich beseelt für die gekränkten Rechte der geliebten Königin, bittet Ihre Majestät, ihr deren Weihe und Beistand durch eine Sympathie zu schenken, welche die Partei begeistern wird, für Ihre Königin Genugthuung zu fordern."

„Eine Verschwörung gegen den König, meinen Gemahl?"

„Gegen eine Unwürdige, die den König umstrickt, gegen einen Mann, der durch ein übermüthiges Weib sich zum Herrn des Hofes und des Landes gemacht hat und ungeheure Summen zu seiner Bereicherung zieht."

„Was soll ich thun?" fragte die Königin, welche wirklich kein Talent für die Politik hatte, und auch diese Angelegenheit mit dem Herzen auffaßte.

„Es ist vorläufig genug, wenn Ihre Majestät sich in Sympathie des Einverständnisses mit der Partei des Feldmarschalls Barfus setzen, die Ihre Versöhnung mit der alten Militair-Aristokratie schon politisch nutzbar machen wird. Man darf für die Ehre der Königin wirken, und Ihre Majestät haben viele unbekannte Anhänger."

Charlotte verleugnete ihre Sympathie für eine Partei nicht, welche gegen die größte Feindin ihres Lebens sich rüstete; sie hatte nicht diplomatischen Scharfblick genug, um vorauszusehen, welchen politischen Einfluß ihre Beistimmung allein auf eine Verschwörung ausüben mußte, die nach Anhang in den Hofkreisen suchte.

Etwas zerstreut, mit heißeren Wangen, kehrte sie in den Concertsaal zurück. Sie erfuhr einstweilen nichts weiter von der politischen Intrigue, nicht ahnend, daß Barfus und seine Adelspartei die Sympathie der Königin benutzten, um neue Verbündete zu sich herüberzuziehen und verschiedene Interessen vor einen und denselben Zweck zu spannen. Der Bau des Theaters, die Einstudirung der neuen Oper auf den ersten Juli, die Correspondenz mit Leibnitz hatten schon die flüchtige politische Erscheinung des Ministers Fuchs aus der Königin Sinne geschlagen, als sich eines Tages der Feldmarschall Barfus bei ihr melden ließ, welcher seine Freude aussprach, daß der gemeinsame Feind verschiedene Parteien mit einander befreundet und verständigt und auch die Königin überzeugt habe, daß die Alleinherrschaft des Reichsgrafen Wartenberg nicht länger bestehen dürfe. Er theilte ihr mit, daß die alte militairische Aristokratie sich auch mit der Danckelmann'schen Partei versöhnt und verbunden, sowie alle Anhänger der Königin mit sich verständigt habe, daß

mit der Rehabilitation Danckelmann's dem Könige die Augen geöffnet werden und Kolbe nebst Frau stürzen müssten. Charlotte dachte bei allen diesen Mittheilungen nur an die Beseitigung der übermüthigen Maitresse, bei deren Vorstellung ihr Herz kochte, und nicht an die gefährliche Lage, worin sie sich als eine Eingeweihte der Verschwörung befand, wozu sie Fuchs und Barfus gemacht hatten. Sie konnte das Grollen ihres Gemahls nur in dem Einflusse der Katharina suchen, die sie bei dem Könige verleumdet haben mußte, und der Haß gegen sie riß sie hin, dem General Glück zu wünschen und sich über Danckelmann's Freisprechung von aller Schuld zu freuen.

Zwei Tage darauf saß Charlotte auf einer Terrasse des Gartens mit dem Fräulein von Pöllnitz, und hielt einen offenen Brief von Leibnitz auf dem Schooße. „Wenn ich ihn nicht so recht von Herzen liebte," sprach sie, „würde ich Lust verspüren, mich öfter über ihn zu erzürnen. Ich mag gern nach den letzten Gründen aller Erkenntnisse fragen und er behandelt Alles so oberflächlich mit mir, wie ein großer Gelehrter mit Weibern im Allgemeinen zu thun pflegt. Das ärgert mich manchmal. Da schreibt er mir heute wieder: Es ist nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen, Sie wollen das Pourquoi des Pourquoi wissen." Letzthin gab er mir eine Darstellung der unendlich kleinen Theile, welche alle Wesen machen, und Monaden

heißen. Ach! wenn Gott solche Geschöpfe bildete, wie das böse Weib, so hat er gewiß nicht nach seinem Ebenbilde geschaffen, sondern ein Maulthier, damit wir die Grazie und Schönheit der nach Gottes Bilde Geschaffenen besser durch Vergleichung kennen lernen."

„Ihre Majestät machen aus Leibnitzens Philosophie eine besondere Anwendung."

„Ist aber auch eine Philosophie, die Trost giebt."

„Fuchs kommt dort in den Garten, er sieht sehr unruhig aus, er nahet sich zögernd; befehlen Sie, daß ich mich entferne?"

Charlotte blickte überrascht auf; die Miene des Fuchs erschien ihr nicht so, als kündige sie etwas Erfreuliches an. „Bleiben Sie, oder verweilen Sie in der Nähe, doch gehen Sie ihm entgegen, sagen Sie ihm, daß ich ihn hier sprechen wolle," stieß Charlotte zerstreut hervor. Das Fräulein von Pöllnitz ging in ungewisser Haltung dem Minister entgegen, wies ihn nach der Königin und wandelte in der Entfernung auf und nieder. Fuchs war jetzt rascher herangetreten; die Königin sah besorgt in sein erhitztes Gesicht: „Was giebt es in Berlin?" fragte sie, „ist Danckelmann frei?"

„Die Sorge für Ihre Majestät Ruhe treibt mich her," erwiderte Fuchs, vorsichtig nach dem Gebüsch blickend, in welchem ein Paar munterer Vögel eben rauschten. „Darf ich hier ohne Zeugen reden?"

„Mein Gott, Fuchs, was bedeutet Eure Vorsicht? Ihr traget Unglück in der Miene.“

„Leider, Majestät! Kolbe hat gesiegt; er hat das Uebergewicht über den König gewonnen. Seine Spione haben die Verschwörung gegen ihn verrathen, mehre unserer Freunde sind diese Nacht verhaftet, Barfus ist von den Regierungsgeschäften plötzlich entfernt, Kolbe zum ersten Minister ernannt, die Befreiung Danckelmann's verworfen; durch fernere Festungshaft unschädlich gemacht, ist sein einziger Erfolg der Schuldlosigkeit die Erlaubniß, täglich eine halbe Stunde auf dem Festungswalle spazieren gehen zu dürfen.“

„Und Ihr, Fuchs, Ihr? hat man auch mich genannt?“

„Da ich die Partei der Königin vertrete, so war es meine erste Sorge, jeden Verdacht von Ihrer Majestät fern zu halten. Ich war vorsichtig genug, frühzeitig Alles zu vermeiden, was mich compromittiren konnte, nur ist es Kolbe's Spionen bekannt geworden, daß Barfus auf Charlottenburg gewesen ist. Ich gestehe ein, daß der König durch die Gräfin Verdacht gegen Ihre Majestät geschöpft hat, aber ich bürge dafür, daß kein Beweis gefunden werden kann, den der König auch ohnedies, aus Rücksichten des Stolzes, nicht verlautbar werden lassen würde.“

Charlotte trug auf ihren Wangen die Blässe des Schreckes und der Rathlosigkeit. „Was soll ich thun?“

fragte sie, „O, warum habt Ihr mich mit Eurem Vorhaben bekannt gemacht!“ Beängstigende Bilder mochten durch ihre Phantasie jagen, das Schloß Ahlden, Moltke, der Kerker Danckelmann's.

„Mein Rath ist, daß Ihre Majestät ganz ruhig und unbefangen hier in gewohnter Weise fortleben. Sollten Sie über Barfus' Besuch zur Rede gestellt werden, so erklären sie ihn als einen einfachen Versuch, eine Dame der alten Adelspartei bei Ihnen als Hofdame zu placiren. Mag man darin eine politische Absicht finden, so haben Sie durch Abweisung dieses Antrages nichts weiter damit zu thun. Barfus ist bereits von mir unterrichtet. Auf ihn hat sich einmal der ganze Zorn des Königs gerichtet, er wird ungefährdet sich in's Privatleben zurückziehen, einen thatsächlichen Angriff auf die alten Freunde des großen Kurfürsten wird der König nicht dulden, denn die militairische Tradition der Größe Brandenburgs giebt dem General und seiner Partei eine Unverletzlichkeit.“

Fuchs verließ die Königin wenig beruhigt. Erst als eine Woche vergangen war, daß sie unbelästigt blieb und von der entdeckten Verschwörung nichts mehr verlautete, glaubte Charlotte außer Gefahr zu sein. Sie erschien in Berlin, um den König zu seinem Geburtstage zu beglückwünschen, und ihn einzuladen der Eröffnung des neuen Theaters zu Charlottenburg die Ehre seiner Gegenwart zu schenken; sie wurde in

ernster Form empfangen, ihre Bitte abgelehnt; sie erhielt den Befehl, am Hofe bei der Geburtstagsfeier die Königin mit Würde zu repräsentiren. Mit gedrücktem Herzen erschien sie in den Kreisen, welche Kolbe als den ersten Mann nach dem Könige und seine Frau als die ungekrönte Königin durch Huldigungen auszeichneten. Je förmlicher und kälter der König gegen Charlotte war, desto anmaßender und hohnlächelnder benahm sich die Gräfin gegen sie; der kränkende Uebermuth derselben überwältigte Charlottens Gefühl, sie kehrte nach Charlottenburg zurück, ergoß ihren Schmerz in Thränen und in einen verzweiflungsvollen Brief an die Mutter.

Die Kurfürstin Sophia hatte eben eine Spazierfahrt mit Leibnitz gemacht und sich mit den Ereignissen in England unter der neuen Königin Anna Regierungsantritte beschäftigt, als Charlottens Brief in ihre Hände gelangte. „Ich muß persönlich die Verhältnisse wieder ausgleichen,“ sprach Sophia, „muß trösten und rathen. Ach! hätte die Königin doch nur etwas Staatsklugheit! Sie muß sich, das sehe ich ein, von allen Parteien fern halten, auf ihrem Schlosse sich mit Wissenschaften und Künsten allein beschäftigen und sich an ihren Neigungen zerstreuen. Wir wollen nach Charlottenburg reisen; Ihr begleitet mich, Leibnitz, richtet Euch ein, daß Ihr dort einige Zeit bleiben werdet. Ihr wisset sie zu unterhalten und zu beschäftigen. Ich werde mit

meinem Sohne, dem Kurfürsten, und dem Geheimen-Rathe Schlitz-Görtz sprechen; die eingetretene Spannung beider Höfe ist ohnehin im gegenwärtigen Kriege mit Frankreich eine Calamität; ich werde es versuchen, eine Versöhnung zwischen dem Könige und dem Kurfürsten wegen des Wolfenbüttler Einfalls herzustellen; das sei meiner Reise diplomatische Mission, die man mir willig übertragen wird."

Rasch im Entschlusse war Sophia auch in der Ausführung. Wenige Tage später traf sie zu der muthlosen Königin Freude und Troste mit Leibnitz in Charlottenburg ein. Die Tochter berichtete der Mutter die geheime Mitwissenschaft der Verschwörung und schüttete ihr beleidigtes Herz mit dem Groll gegen die Gräfin aus. Sophiens Klugheit handelte gewandt, vorsichtig und erfolgreich; sie schmeichelte der Gräfin, vermittelte überall, überwand die Kälte des Königs, stellte ein leidliches Verhältniß wieder her und kehrte, Leibnitz zurücklassend, zugleich mit dem diplomatischen Siege nach Hannover zurück, die Spannung beider Höfe wieder ausgeglichen und versöhnt zu haben. Nach einiger Zeit schrieb Leibnitz an sie: „In Charlottenburg ist Heiterkeit und Leben; Oper, Ballet und Concert wechseln mit gelehrten Amüsements; ich muß freilich, um den Widersprüchen der Hofleute ein verständiges Argument entgegen zu halten, manchmal Beweise suchen, die mir wie Possen erscheinen, indessen Alles dient,

die gute Königin heiter zu stimmen. Die französischen Hofprediger Beausobre und Lenfant sind charmante Leute und es kommt auch der lutherische Probst Lüttke aus Berlin oft auf's Schloß, wo wir über die todte Union manches unnütze Wort verlieren. Spener sehe ich kaum, wenn ich nach Berlin komme; die Societät hält er sich fern, er lebt ganz in seinen Kreisen und mit den Hallenser Pietisten. Er ist ein gelehrter, und ich glaube, auch guter Mann, nur bedient er sich als Werkzeug seiner Partei solcher Männer, deren Leben und Sitten er nicht achtet, aber die er lenken zu können glaubt, vertuscht aber gern an ihnen, was er an Anderen tadelt. Thomasius in Halle scheint nur noch locker mit den Pietisten verbunden zu sein. Sein neues „Lehrbuch der Staatslehre," das ich Ihrer kurfürstlichen Gnaden mit einigen Randglossen meiner Hand mitsende, geht über Pufendorf nicht hinaus; er stellt den Staatsvertrag in die Willkür der Contrahenten; seine Zwangsdurchführung des strengen Rechtes scheint mir eine „Todtschlagsmoral" zu sein. Er hat jetzt einen Anhänger in Hieronymus Gundling in Halle gefunden, der ihn treu copirt und dessen, in diesem Sommer erschienene „Neue Unterredungen" wir auf Charlottenburg tüchtig durchhecheln; ungeschickte Recensionen über Bücher aus allen Ländern. Man sagt, man wolle das Buch in Preußen verbieten. Sein Spott gegen die Orthodoxie ist scharf und geißelt

die lutherischen Päpste und frommen Heuchler. Ein Glück, daß Toland nicht hier ist, er würde uns gewaltig in die Enge treiben. Ich schicke Ihnen das Buch mit, lesen Sie es, wo keine Engländer es sehen."

Sophia theilte ihr Studium mit der englischen Politik, die ihr jetzt so nahe stand und mit der sie durch die englische Gesandtschaft in Hannover und die massenhaft hierher strömenden Whigs stets in Rapport gehalten wurde, da die Torries bei Anna's Thronbesteigung gegen die protestantische Succession agirten und die Whigs bei Sophia einen persönlichen Einfluß und eine künftige Stellung vorbereiten wollten. Der Hochtorry Lord Bolingbroke agirte gegen den an der Spitze der Whigs stehenden, in den Niederlanden kämpfenden Herzog von Marlborough, der auch an die Kurfürstin geschrieben hatte, bei den Agitationen der Parteien sich einen Vorladebrief auszuwirken, kraft dessen der Kurfürst Georg, der zum Peer von England und zum Herzog von Cambridge ernannt war, den Sitz im Oberhause einnehmen könne, um den Whigs zu nützen. Sophia hatte den Rath befolgt und den hannoverschen Gesandten am englischen Hofe, den Baron Valentin von Schütz beauftragt, einen solchen Vorladebrief zu fordern. Hierüber war aber die Königin Anna, die unter schwankenden Einflüssen des Bolingbroke stand und für den Prätendenten

Stuart gewonnen werden sollte, so entrüstet gemacht worden, daß sie dem hannoverschen Gesandten das fernere Erscheinen am Hofe untersagte. Es trat nun eine Correspondenz Anna's mit Sophien ein, die zuerst der Mr. Harley, Bruder des englischen Premierministers Lord Oxford, nach Hannover brachte und bald so heftigen Inhalts wurde, daß Anna sich jeden Besuch des Kurfürsten Georg verbat.

So brachte die Anwartschaft auf die Krone Englands keine Rosen in der alten Kurfürstin Leben. Sie wünschte jetzt nichts mehr, als ein so hohes, kräftiges Alter zu erreichen, um als Königin von England sterben zu können, nicht aus Eitelkeit, sondern aus der immer fester gewordenen Ueberzeugung, daß die Persönlichkeit ihres Sohnes Georg, der sich nicht einmal Mühe gab, englisch sprechen zu lernen und in seiner sinnlichen Bequemlichkeit fortlebte, auf die nach Hannover strömenden Engländer aus beiden Parteien einen ungünstigen Eindruck gemacht habe, und daß es nöthig sei, erst selbst den Thron zu befestigen, wenn nicht nach ihrem, früher als Anna's Tode eintretenden Absterben, die Krone für Hannover gefährdet werden solle, da Georg nicht der Mann war, sich in England durch Person, Verstand und Sitte Einfluß zu verschaffen.

Unter solchen politischen Sorgen verlebte Sophia das Jahr 1702, das ohnehin durch die Kriegsereignisse am Rhein und Italien, um die Krone Spaniens, ein

bewegtes war. Der Kurfürst Maximilian von Bayern hatte im Anfange Septembers im Bunde Frankreichs Ulm besetzt, man stritt mit Waffen um eine Krone, während Sophia um die ihrige diplomatisch kämpfte. Ihre Erholung war Leibnitz, der im Herbste aus Charlottenburg heimgekehrt war und die Königin in zurückgezogener Ruhe verlassen hatte.

In ähnlicher Weise ging das Jahr 1703 hin. Marlborough zog gegen die Franzosen und Bayern in Tyrol; die Kurfürstin wechselte wenig freundliche Briefe mit der schwankenden, ihr feindlichen, über ihre Kinderlosigkeit höchst launisch gewordenen, und wie man sagte, dem Trunke ergebenen Anna. Diese wollte, das trat immer deutlicher hervor, ihren Bruder, der sich als Ritter von St. Georg in Lothringen aufhielt und als Kronprätendent der römischen Kirche schmeichelte, auf den Thron bringen und die Wahl Sophiens vereiteln; in jeder Parlamentssitzung wurden Reden gegen die protestantische Erbfolge laut und Lord Oxford und Lord Bolingbroke stimmten die Königin dafür. Schon dachten die Whigs an eine Revolution und gewaltsame Herführung der hannoverschen Kurfürstin.

Trotz der vielen Verdrießlichkeiten bewahrte sich diese die geistige Kraft, die heitere Laune und den Muth für die Zukunft im Vertrauen auf die eigene, unverwüstliche Natur, während Georg, für den sie sorgte, kalt, gleichgültig und träge gegen die Sorgen

war, die seine Mutter in steter Bewegung erhielten und welche über der Ehre des Welfenhauses die geringe Aufmerksamkeit vergaß, womit der Sohn ihren Mühen um eine Krone für ihn dankte, die er nicht achtete, da sie seine träge Natur drückte und sein Ehrgeiz sich durch die Geringschätzung beleidigt fühlte, womit Anna ihm die Thür gewiesen und die Torries ihn im Parlamente mißachtet hatten. Er schien sich vor dieser Krone zu fürchten und ignorirte sie daher, zumal seine Favoritinnen das Reich am kurfürstlichen Hofe für sicherer und behaglicher als in England hielten.

Treten wir wieder in das stillere Privatleben Sophiens zurück.

Mit dem Frühjahre hatte Leibnitz wieder nach Berlin reisen müssen, um der Königin Verlangen nach seiner Unterhaltung zu erfüllen und in Angelegenheiten seiner Präsidentschaft der Societät der Wissenschaften zu wirken. Die Königin hatte Leibnitzens Ueberkunft gewünscht, weil auf Charlottenburg im März dieses Jahres ein gelehrter Jesuit, der Beichtvater des Königs-Kurfürsten von Polen und Sachsen, Namens Vota, eingetroffen war, der zu den schlauen, intriguanten Naturen gehörte, die durch angenehme, gelehrte Bildung, gesellige Form und Scharfsinn für ihre Absichten gewinnen und auch Anderen eine gewisse Wärme der Huldigung erweisen können. Schnell war er, wie einst Toland, für die geistreiche, gern philoso-

phirende Königin enthusiasmirt, und wie Toland mit ihr für seine deistisch-pantheistischen Ansichten stritt, so der Jesuit Vota für die Kirche Roms. Da Charlotte der jesuitischen Dialectik nicht gewachsen war, so zog sie die beiden französischen Hofprediger Beausobre und Lenfant zu Hülfe und belustigte sich über die oft heftigen Kämpfe der gelehrten Herren, deren Leidenschaft sie dann, wie früher bei Toland, durch scherzende Einmischung zu mäßigen suchte. Sie wünschte aber sehnlichst, daß Leibnitz zugegen sei, um durch dessen Mitbetheiligung an den Debatten sich selber ein klares Urtheil zu bilden. Sie hatte erwartet, daß er den Jesuiten in die Enge treiben werde, war aber nicht wenig erstaunt, daß er von dem religiösen Kampfe fast ganz ablenkte, den Jesuiten auch schnell willig fand, mit ihm auf ein allgemeineres, wissenschaftliches Feld überzugehen und beide in eifrige Gespräche über die zeitgemäße Nothwendigkeit gelehrter Gesellschaften sich vertieften. In Leibnitz lebte nämlich der schon alte Gedanke wieder auf, in den Residenzstädten des Reiches Akademien zu stiften, welche gemeinschaftlich für die deutsche Sprache und Wissenschaft wirken sollten; er kannte Vota schon aus früheren Zeiten her, wo jener in einem befreundeten Verhältnisse zu dem alten Landgrafen Ernst gestanden hatte, und Vota war genug Jesuit, um jedes Mittel zum Zwecke zu ergreifen und auf Leibnitzens Ideen einzugehen. Im Stillen ver-

säumte er aber auch nicht, für seine Kirche zu arbeiten und schrieb eine Abhandlung über das Papstthum, die er bei seiner Abreise nach Hannover, welche er mit Leibnitz antreten wollte, und wozu Charlotte ihm einen Empfehlungsbrief an ihre Mutter versprochen hatte, der Königin überreichte. Leibnitz war von dem Gedanken entbrannt, daß Vota den König August den Starken veranlassen solle, in Dresden eine Akademie zu stiften, wie in Berlin bereits vorhanden war; auch Charlotte, welche sich als eine Mitstifterin der Berliner Societät betrachtete, war für diesen Gedanken schnell begeistert, und Leibnitz schrieb sofort eine Denkschrift nebst Programm, die Vota billigte und zu unterstützen übernahm. Kurz vor der festgesetzten Abreise erkrankte aber Leibnitz in Berlin an einem Gichtanfalle; er adressirte Vota an Ekkard und trug demselben auf, mit der Denkschrift und dem Begleitungsschreiben Vota's sich persönlich auf den Weg nach Warschau zu begeben und den König für die Dresdener Akademie zu gewinnen.

Als die französischen Hofprediger nach der Abreise des Jesuiten die Königin mit Eifer am Manuscripte desselben fanden, und Leibnitz, seiner Erkrankung wegen, nicht den Ideengang der Schrift im Kopfe der Königin leiten konnte, so übernahm es der hugenottische Hofprediger Lenfant, eine gründliche Antwort auf jenes Manuscript zu schreiben und dieselbe mit der Königin

zu besprechen. Sie selbst übernahm Aenderungen und Zusätze in der Schrift des Predigers, womit dieser einverstanden war, und sandte mit einem sehr freundlichen Schreiben die Gegenschrift an Vota nach Hannover. Die Erscheinung des Jesuiten jedoch und die Anwesenheit Leibnitzens in Berlin hatten die Societät veranlaßt, die in's Stocken gerathene Union der Lutheraner und Reformirten auf's Neue bei dem Könige in Anregung zu bringen und dieser zeigte eine unvermuthete Geneigtheit, welche näherstehende, in die vertrauliche Hofpolitik eingeweihte Personen sich aus dem geheimen Umstande erklären wollten, daß der reformirte Kronprinz seine Jugendneigung zu der schönen, lutherischen Prinzessin Sophia Dorothea, der Tochter Georg's und der unglücklichen, in Ahlden gefangenen, geschiedenen Herzogin von Celle, bewahrt und der König den Plan habe, zur Zeit der Volljährigkeit Beide zu vermählen.

Die Kurfürstin Sophia, die in Herrenhausen fast nur von Engländern umringt und deren Hofstaat spottweise „klein England" genannt wurde, war gerade nicht in der Stimmung, sich über die römische Kirche mit einem Jesuiten zu unterhalten, als Vota eintraf. Sie empfing ihn zwar, nahm der Tochter Empfehlungsschreiben und Leibnitzens Brief aus seinen Händen, ging in die akademischen Pläne ihres Freundes ein, hatte aber theils mit der englischen Politik, theils mit

ihren eigenen Gemüthsbewegungen zu thun, um nicht Vota ganz dem Verkehre mit Ekkard zu überlassen, welcher auch wirklich mit Leibnitzens Denkschrift nach Warschau abreiste.

In Abwesenheit ihres philosophischen Freundes war der Kammerherr von Braun ihr Vertrauter, gegen den sie sich aussprach und der mit ihrem Verstande sympathisirte; er war ein gelehrter, aufgeklärter Mann, schätzte Leibnitz hoch und hatte eine große Hochachtung vor der englischen Nation, aber zugleich eine so treue Ergebenheit für die Interessen seiner Kurfürstin, daß er mit scharfem Auge die Engländer bewachte, welche nach Hannover kamen.

Es war Sophia eben mit Braun in einem Gespräche begriffen, das sie auf dem Spaziergange im Garten führten, als Vota seinen Besuch gemacht hatte. Sie war der Meinung, daß sie sich, schon der beobachtenden, englischen Partei-Augen wegen, mit dem Jesuiten nicht zu sehr in Verbindung begeben dürfe, und überhaupt das Interesse an einer protestantisch-katholischen Union durch die politische Aenderung ihrer Lage verloren habe. Da wurde ihr ein Graf von der Lippe-Biesterfeld gemeldet, der mit dem ihn begleitenden Missionair Hochmann von Hohenau um eine Audienz bitte. Zugleich überreichte der anmeldende Lakai einen Brief. Dieser war vom Grafen Wittgenstein-Berleburg geschrieben, über dessen Phan-

tasten=Herberge früher schon Leibnitz gespöttelt hatte, und welcher jetzt den Missionair als ein göttliches Werkzeug der Aufmerksamkeit der Kurfürstin empfahl. Braun rieth ab, den Mann anzunehmen, Sophia, die für alle neuen Erscheinungen den Reiz der Neugier empfand, entschloß sich, die Audienz zu ertheilen und Braun sollte gegenwärtig sein. Als sie in ihr Sprechzimmer trat, sah sie in dem Lippe'schen Grafen einen Mann, dessen ehrbare, fromme Miene die Züge eines genossenen Lebens trug, das eine feierliche Demuth verschleierte; sein Begleiter war ein anscheinend roher Mensch, von starkem Bau und den Spuren gemeiner Arbeit; sein Gesicht verrieth den Phantasten, sein schwärmerischer Blick eine freche Kühnheit, die sich die Büßermaske frommer Ergebung angeeignet hatte. Sophia sah etwas ironisch auf Braun, der gegen den Missionair seinen wüthenden Blick heftete. In der That war die Absicht dieser Leute sonderbar; der Lippe'sche Graf erklärte in einer demüthigen Weise, daß sein Begleiter ein Handwerksgesell aus dem Lauenburgischen sei, der von Gott durch einen Offenbarungstraum die Mission erhalten habe, die hohen Herrschaften von der Weltlust, von Theater und Tanz zu bekehren, sie zu frommen Bußübungen zu führen und ihrer Seligkeit den rechten Weg zu zeigen. Der Graf stellte nicht nur den Grafen von Wittgenstein und viele andere vornehme Lebemänner, sondern sich selbst als

redendes Beispiel hin, das aus einem stark debouchirten Sündenleben, gleich dem heiligen Augustinus, die heilige Bußwirkung dieses göttlichen Missionairs erfahren habe, und bat die Kurfürstin, zu gestatten, daß Hochmann die Mission am weltlustigen Hofe zu Hannover mit einigen Disputationen über die Materie des Heils eröffnen dürfe.

„Beginnt sogleich," sprach Sophia, indem sie Braun's ungeduldige, zornige Miene mit einem feinen, muthwilligen Lächeln beschwichtigte, und sich auf einen Sessel niederließ. Nun begann der Wundermann mit einer plumpen, formlosen Begeisterung von seiner höheren Eingebung zu reden, von seinen Bußwirkungen und seinen Ansichten über Himmel und Erde, Sünde und Heiligung; er arbeitete dabei mit den Armen, schlug sich vor die Brust, rollte die Augen und schilderte die Verderbniß der Welt durch Theater, Tanz und Genußsucht. Sophia suchte ihn aus neckischer Laune zu widerlegen, er wurde leidenschaftlich, Braun hielt sich nicht länger und sprach ziemlich ärgerlich mit ein. Mehr um Braun zu reizen, als aus Ernst zu einer Disputation, sagte Sophia: „Ihr habt gewiß im Allgemeinen Recht, es wäre vermessen, wollte ich gegen Gottes Gedanken streiten, deren Ihr Euch bedient, wie Ihr behauptet; aber sagt mir doch, Herr Graf, fühlt Ihr Euch in Eurer Buße jetzt selig und glücklich? Das Gute giebt sich nur an den Wirkungen zu erkennen."

Jetzt war die Reihe am Grafen, von seinem früheren, schlechten Leben zu erzählen; er gestand, daß er auch seine Gattin mitgebracht habe, für die er ebenfalls um Anhörung bitte, die sich jetzt glücklich fühle, einen frommen Büßer zum Manne zu haben, der alle Weltlust fliehe, und die sich gleich ihm entschlossen habe, von Hof zu Hof zu ziehen, um Gottes Reich zu begründen. Braun trippelte in höchster Ungeduld, Sophia erhob sich, erlaubte, daß der Graf am andern Tage auch die Gräfin vorstelle und entließ den Missionair mit den Worten: „Frommer Mann, Ihr habt ein schweres Amt übernommen, bekehret zunächst diesen, meinen weltlustigen Kammerherrn, damit ich ein Wunder sehe, das mich von Eurer Kraft überzeugt."

Braun fuhr einen Schritt zurück, trat wie ein Kämpfer wieder gegen den Missionair vor und stierte ihn herausfordernd wild an, als jener feierlich sprach: „Höre den Herrn Zebaoth aus mir reden, sündiger Mensch, kehre Dich ab und — "

„Genug!" rief Braun, „ich werde den Bekehrer zu mir einladen, den Grafen und die Gräfin, aber es wird noch einen Disput geben."

Als sich Graf und Wundermann in feierlicher Würde selbstbewußter Demuth entfernt hatten, sah Sophia ihren Kammerherrn lächelnd an.

„Kurfürstliche Durchlaucht sind wirklich in einer sehr grausamen und doch unendlich duldsamen Laune."

„Was haltet Ihr davon?“

„Wenn diese Menschen nicht durch die Torries aufgehetzt sind, Ihrer Durchlaucht Ruf in Gefahr zu bringen, so sind Beide toll; die Ueberspannung spricht aus Ihnen.“

„Nun, nun, Braun, es war einmal eine kleine Caprize von mir. Ich hätte den Leibnitz wohl sehen mögen. Nun versucht Ihr es einmal, mich wieder von diesem Volke zu befreien und diesen Phantasten zu schlagen.“

„Das werde ich, wenn auch nicht mit Leibnitzischer Feinheit, doch mit schlagenden Gründen.“

Schon am andern Morgen meldete sich der Graf mit der Gräfin und dem Wundermann wieder. Sophia fertigte sie flüchtig ab, denn eben hatte sie die viele schmerzliche Erinnerungen erweckende Nachricht erhalten, daß ihr ungetreuer, fünfter Sohn Christian bei Ulm, indem er sich im Gefecht mit den Franzosen mit dem Pferde durch die Donau retten wollte, ertrunken sei. Ihr Humor war vorüber, ein neuer, kränkender Brief der Königin Anna traf noch obenein in Herrenhausen ein. Als am Nachmittage der Missionair schon wieder mit Grafen und Gräfin um die Wohnung der Kurfürstin schlich, und diese vom Fenster aus sie bemerkte, seufzte sie: „Braun, befreiet mich von diesen Leuten, ich büße schon meinen Frevel!“

Braun faßte einen schnellen Entschluß und lud die

drei heiligen Bekehrer sofort ein, mit ihm nach seiner Wohnung in der Stadt zu fahren, um das Bußwerk zu beginnen."

Zwei Stunden später entstand ein Auflauf vor dem Hause des Kammerherrn in der Stadt; ein furchtbarer Lärm erscholl aus der Hausthür. Drei Personen, zwei Männer und eine Dame wurden von Bedienten, mit Fäusten und Stöcken durchgeprügelt, auf die Straße getrieben; der Missionair, der in seinen Gesellenarmen die alte Herbergskraft erwachen fühlte, schlug tüchtig wieder, unter nichts weniger als heiligen Wörtern, auf die Bedienten los, wurde aber um so nachdrücklicher ausgebläut, während Graf und Gräfin dem Pöbel in die Hände fielen. Als aber die Bedienten, beim Erscheinen der Militairwache, laut riefen: „Schleppt sie in Arrest, sie haben hier Wunder thun und Gewalt gebrauchen wollen!" da wären die drei frommen Weltverächter fast vom Pöbel gesteinigt, wenn die Wache sie nicht beschützt hätte. Nach einer Unterredung Braun's mit dem Herrn von Schlitz-Görtz wurden der Graf, die Gräfin und der Gesell noch am Abend aus der Stadt gewiesen.

Dieses, schon am Abend bei Hofe und in der Stadt bekannt gewordene Ereigniß characterisirt den Freund Sophia's als einen Mann von aufgeklärtem Verstande und energischer Thatkraft, der, wo ihm Leibnitzens feine Dialektik abging, andere „schlagende

Gründe" zur Disposition hatte, und wohl geeignet war, der Kurfürstin Umgebung schützend zu bewachen. Er hatte sich die weltfeindlichen Bekehrer, die sich mit ihm über die „Materie" streiten wollten, auf eine ziemlich realistische Weise vom Halse geschafft. Schon in der Audienz des Gesellen Hochmann bei der Kurfürstin war es ihm bemerklich geworden, daß derselbe in formloser Rohheit stark mit den Armen gestikulirte, sobald er in Eifer gerieth und einige Male die gewohnte Geberde machte, die Person, mit der er sprach, anzugreifen und festzuhalten. Selbst bei der Kurfürstin hatte ihn von dieser Angewöhnung die noch rechtzeitige Erinnerung an den Respect halbweges zurückgehalten. Hierauf hatte Braun seine Gegendemonstration gestützt. Er gab seinen Bedienten Befehl, sich im Nebenzimmer bereit zu halten, und wenn er schreien würde, hereinzustürzen und den Wunderthäter nebst dem bekehrten Gräflichen Paare aus dem Hause zu prügeln. Sehr bald hatte Braun durch seinen Widerspruch den Missionair in leidenschaftlichen Eifer gesetzt; dieser fing an, heftig zu gestikuliren, sprang auf und packte den Kammerherrn an beiden Armen, um ihn unter die Kraft seiner Bekehrung zu bringen. Hierauf hatte Braun nur gewartet, um sogleich Hülfe zu rufen. Die Bedienten stürzten herein, schlugen auf die drei Leute loß, der Gesell aber setzte sich zur Wehr, es entstand eine allgemeine Prügelei, deren Schluß die Steinigungs-

versuche des herbeigelaufenen Pöbels abgaben. Der ganze Vorfall erschien als Nothwehr und wurde mit der Ausweisung der Gestäupten abgethan. Die Kurfürstin billigte zwar solche schlagende Gründe ihres Kammerherrn nicht, aber mußte doch darüber lächeln.

Leibnitz war im Anfange des Mai, von seinem Gichtanfalle genesen, nach Hannover zurückgekommen; Mit seiner Gegenwart trat in Sophiens engeren Lebenskreis ein regsamerer Geistesaustausch zurück. Er brachte die für Sophia nicht unwichtige Nachricht von Berlin mit, daß der König ein „Collegium irenicum“ unter dem Präsidium des Bischofs Ursinus befohlen habe, zu dem die Reformirten Jablonski und der Frankfurter Professor Strimesius, sowie die Lutheraner Probst Lüttke zu Berlin und Domprediger Winkler zu Magdeburg als Beisitzer berufen waren.

„Und Spener?“ fragte Sophia.

„Hat sich geweigert,“ versetzte Leibnitz, „und es ist recht gut, daß er nicht dabei ist, da die orthodoxen Lutheraner ihn der Abweichung beschuldigen. Ich habe keine zu großen Hoffnungen von diesem irenischen Versuche, zumal jetzt, wo Politik und Krieg die Höfe beschäftigen. Außerdem ist unsere eigene lutherische und reformirte Kirche so unbußfertig und verdorben, daß es nöthig ist, jeder Theil reinige sich erst selbst, was aber nicht in einer Synode binnen Jahresfrist

geschehen kann. In gewisser Hinsicht ist die Trennung beider protestantischen Kirchen ein Glück, wenn auch ein alter, nicht gefahrloser Schaden; wenn man einen solchen aber direct angreift, macht man ihn ärger und kann die ganze Kur verderben; aus zwei Parteien können leicht vier werden."

Was Leibnitz voraus befürchtet hatte, geschah schon in den nächsten Wochen; schon in der vierten Sitzung des Collegium irenicum entzweieten sich die Mitglieder desselben, traten zurück, oder schrieben separate Denkschriften, die zu einem so heftigen, literarischen Streite führten, daß anstatt Frieden erst recht der Krieg zwischen den Evangelischen ausbrach und die Römischen in's Fäustchen lachten. Molanus war vergebens bemüht gewesen, die Parteien zu versöhnen, aber es war keine Aussicht dazu, da selbst der Versuch, die englische Kirche mit sich zu einigen, ebenfalls erfolglos blieb.

Nicht minder ohne Resultat lief Ekkard's Reise nach Warschau ab; er kehrte mit der Nachricht zurück, daß der König von Polen zuviel mit dem schwedischen Könige Karl XII. zu thun habe, um sich für friedliche Stiftungen interessiren zu können. Auch einen persönlichen Umstand hatte er noch im Laufe dieses Jahres in seinem Innern allein abzumachen. Noch immer war die Kanzlerstelle in Hannover nicht wieder besetzt und, trotz der früheren Abweisung seiner Be-

werbung hatte er doch an spätere, ihm günstiger scheinende Zeiten von Neuem angeknüpft und seine Hoffnungen auf den Geheimrath Schlitz-Görtz gesetzt. Er glaubte jetzt einen abermaligen Schritt thun zu dürfen, bewarb sich noch einmal schriftlich beim Kurfürsten, und bat die Kurfürstin um Unterstützung. „Ich begreife Euch nicht, Leibnitz," sprach diese verwundert, „wie Ihr so sehnsüchtig nach einem Amte sein mögt; habt Ihr als Gelehrter nicht weit wichtigere und bessere Dinge zu arbeiten, und ist Euer Schaffen nicht ein solches, das Euch die ganze Welt als Euren Geschäftskreis öffnet? Wie möchtet Ihr Eure Zeit und Kräfte an ein Amt fesseln, das Euch nur zum Diener eines egoistischen, kleinen Staates macht? Und habt Ihr nicht selbst vor Jahren gewünscht, von den Prozeßakten des Justizcollegiums entbunden zu werden, um der Wissenschaft frei und ungehindert leben zu können."

„Hochfürstliche Gnaden," versetzte Leibnitz, „ich fühle, daß der Mensch eine praktische Thätigkeit haben muß, um ganz in seinem Kraftbewußtsein befriedigt zu werden. Das bloße Denken, Schreiben und Forschen, das theoretische Schaffen eines Gelehrten ist ein herrliches, freies Feld des Geistes, aber führt diesen in ein schrankenloses Gebiet, das keine praktische Früchte trägt, wenn der Mensch nicht auf irgend einem Punkte der Erde einen bestimmten, abgegrenzten

Boden verwaltet. Diesen giebt ihm ein Amt, ein praktischer Beruf. Die Ideen bleiben schwebende Nebel und Sterne, wenn sie nicht in das Leben selbst gestaltend und formend eingreifen. Ein Staatsgelehrter zu sein, befriedigt mich nicht, ich möchte als Staatsbeamter meine Ideen wirksam und lebendig machen. Darum suche ich ein Staatsamt, das mir Gelegenheit giebt, sichtbare Schöpfungen zu veranlassen. Fast alle Männer meiner Art stehen bei ihren Landesherren in einem solchen öffentlichen Amte, das sie fähig macht, auszuführen, was sie denken — während sie verfügen, handeln, kann ich nur grübeln, Denkschriften verfassen, nur literarische Antworten herausfordern, aber werde von denjenigen Männern im Staate nicht gehört, die meine Gedanken praktisch machen könnten, die eine Pflicht hätten, wenn sie meine Ideen nützen, auch den Urheber derselben zur Mitwirkung an der praktischen Ausführung und staatlichen Verwirklichung derselben zu berufen. Ein solches Amt wäre, da ich einmal in Hannover lebe, das vakante Kanzler-Amt, und ich sehne mich danach."

Sophia sah ihn beinahe wehmüthig an. „Lieber Leibnitz," sprach sie nach einer Pause, in der sie mit sich selbst zu kämpfen schien, „lieber Leibnitz, Ihr zwingt mich zu einem schmerzlichen, beschämenden Geständnisse; ich wünsche von Herzen, daß Ihr die Kanzlerstelle erhalten möchtet, aber ich habe gar keinen

Einfluß auf meinen Sohn; meine Fürsprache könnte Euch eher schaden als nützen. Es ist ein hartes Bekenntniß, daß der Sohn, für dessen Krone ich mein Alter mit politischen Kämpfen beunruhige, mich wie eine Verstorbene betrachtet und keine Liebe zu mir hat."

In Sophia's Augen glänzte eine zerdrückte Thräne. Leibnitz küßte ihre Hand und verstummte.

Die Gründe seiner Sehnsucht nach einem praktischen Amte seiner Neigung hatten ihn getrieben, sich beim Kurfürsten ernstlich um die Kanzlerstelle zu bewerben. Schlitz-Görtz gab ihm Hoffnungen; Fabricius versprach seine Fürsprache; Platen war ausweichend. Erst gegen Ende des Septembers erhielt er eine entschiedene, abschlägige Antwort des Kurfürsten, kurz nach einem Besuche Bernstorf's aus Celle. Leibnitz redete kein Wort wieder mit der Kurfürstin davon, war aber in tiefster Seele verstimmt und suchte sich durch angestrengte, philosophische Arbeiten von seinem Unmuthe los zu machen, indem er ganz nach Herrenhausen zog, die Schriften L o c k e's eifrig studirte, mit der Kurfürstin besprach und in Gesprächsform eine Widerlegung der Locke'schen Ansichten zu schreiben begann, um nachzuweisen, daß nicht alle menschliche Erkenntniß durch die Sinne geschehe, sondern die wichtigsten und nothwendigsten Wahrheiten auf dem Geiste e i n g e b o r n e n I d e e n beruhen. Mitten

in diesen Arbeiten wurde er durch die Nachricht überrascht, daß Locke am 20. Oktober in England gestorben sei; das verhinderte Leibnitz, seine Gegenschrift zu vollenden und herauszugeben. Sein Unmuth aber war nicht gewichen, selbst Sophia's Umgang und der rege Briefwechsel mit seiner königlichen Freundin auf Charlottenburg, die er an seinen Studien über Locke Theil nehmen ließ, konnten seine Sehnsucht nach einer öffentlichen, ihm angemessenen, amtlichen Thätigkeit in der Politik und Staatswissenschaft und die Unzufriedenheit über die ihm in Hannover bewiesene Geringschätzung nicht verdunkeln. Heimlich richtete sich sein Auge auf Wien und eine Anstellung beim Kaiser; sein Drang war so groß, daß er, die katholische Religion unbeachtet lassend, am Ende des Jahres an seine Freunde in Wien schrieb, um eine mögliche Berufung durch Anregung einer Wiener Akademie einzuleiten.

Das Jahr 1704 begann. Die öffentlichen Angelegenheiten des Kaisers standen sehr schlecht, der Krieg gegen die Franzosen am Rhein und in Italien, und gleichzeitig gegen die Türken machte keine dem Reiche günstigen Fortschritte, der Kurfürst von Bayern und der französische General Vendome beherrschten Tyrol, das kaiserliche Schwert wollte nicht gehörig wirken. Der Erzherzog Karl, um dessen spanische Krone man stritt, hatte wenig Hoffnung, den Philipp von Anjou

aus Madrid zu vertreiben und zog mit Anfang des Jahres persönlich mit einem Heere nach Spanien. Was das Schwert nicht vermochte, sollte die Feder ergänzen; Leibnitz erhielt von Wien aus die Aufforderung, für die Erbrechte des Erzherzogs Karl auf Spanien eine öffentliche Vertheidigungsschrift auszuarbeiten. In diesem Auftrage erblickte er den ersten Schritt zu einer so sehnlichst gewünschten staatsmännischen Berufung und er machte sich, die protestantische Stellung seines Gelehrtennamens vergessend, nur das Ziel seiner Absichten vor Augen sehend und vom Unmuthe über Hannover geleitet, sofort an die Arbeit. Erst spät wagte er sich der Kurfürstin zu entdecken, die freilich über die katholische Parteistellung ihres freidenkenden Freundes erschrak, aber zuviel Einsicht und Duldung besaß, um nicht mit Schonung über ihn zu urtheilen und schmerzlich beklagte, selbst nicht in der Lage zu sein, ihm die rechte Stellung anweisen zu können.

Schon im Anfange des März trat seine Schrift für des Erzherzogs Karl spanische Kronrechte vor die Oeffentlichkeit. Der Kurfürst Georg nahm anfangs eine günstige Notiz davon, da sie gegen die Franzosen, den Reichsfeind, und für des Kaisers Interesse geschrieben war, dem der Kurfürst selbst mit Geld und Truppen dienen mußte. Leibnitz hatte im guten Eifer, sich bei dem Kaiser zu empfehlen, die religiösen Mo-

tive freilich etwas stark aufgetragen, aber man sah in Hannover darüber weg, weil er das Haus Bourbon tüchtig angegriffen und es beschuldigt hatte, nur halb katholisch, kaum christlich zu sein, die Rechte des Papstes zu verachten und, indem es Secten unterstützte, die päpstlichen Anhänger verfolge, darum auch der spanischen Monarchie einen König entreißen wolle, der seinem Gotte stets treu geblieben sei, und daß es mit Ausbreitung der französischen Sprache das Gift der Gottlosigkeit, des Unglaubens und der Unordnung über Europa's Throne und Völker bringe.

Eine solche Sprache erregte Anton Ulrich's Aufmerksamkeit, der seit der letzten Niederlage, die er durch Hannover erlitten hatte, sich scheinbar still verhalten und mit dem Leibnitz aus Klugheit und Rücksicht fast allen Verkehr abgebrochen hatte. Am 15. Januar dieses Jahres war der Herzog Rudolph August gestorben und Anton Ulrich hatte die alleinige Regierung in Wolfenbüttel angetreten; jetzt schrieb er an Leibnitz, besprach sein Manifest und lobte dessen Vertheidigung des Kaisers und der katholischen Kirche, knüpfte daran neue Unionsanregungen und forderte Leibnitz auf, zu ihm zu kommen. Sophia rieth ihm ab und es wäre auch gewiß seine Doppelstellung auf's Neue unbequem geworden, da man noch in Hannover stets mit Groll gegen den intriguanten Vetter erfüllt

und wohl unterrichtet war, daß der, nunmehr bereits in das 71. Lebensjahr getretene Herzog nichts von seinem Jugendehrgeize, der ihn die „Römische Octavia" schreiben ließ, verloren hatte, sondern immer noch darauf bedacht war, da er den Kurhut Hannover's nicht rückgängig machen konnte, sich mit dem Kaiser und Papste auf guten Fuß zu setzen, um für sich selbst ehrgeizige Pläne zu erreichen. Von Anton Ulrich's Plane einer Vermählung seiner Enkelin mit dem Erzherzoge Karl, dem spanischen Kronprätendenten, hatte man bereits Kenntnisse, und da der Kurfürst Leibnitzens stille Absichten auf eine Wiener Berufung nicht kannte, so hatte er ihn in Verdacht, im Auftrage Anton Ulrich's geschrieben zu haben, um dessen Ehrgeize zu dienen und der Enkelin eine spanische Krone zu vermitteln. Dieser Verdacht, welcher bald die erste günstige Notiz, die man von dem Manifeste nahm, verdunkelte, blieb Leibnitzen nicht fremd und vermehrte seinen Unmuth, zumal er schon wegen des Verkehrs mit seinen Helmstedter Freunden, die persönlichen Beziehungen zu Anton Ulrich, dessen Vertrauen er besaß, ungern entbehrte.

Seine Verstimmung erhielt eine Ableitung, die ihm jetzt um so willkommener war, da Sophia selbst eine Zerstreuung ihres Freundes wünschte. Die Königin Charlotte, die sich vor dem kränkenden Uebermuthe der Gräfin Wartenberg und der kalten, fast tyran-

nischen Würde des Königs ganz auf Charlottenburg zurückgezogen und den Berliner Hof gemieden hatte, lebte gänzlich ihren Studien und der Musik. Leibnitz hatte ihr sein Manuscript über Locke senden müssen und dadurch unermüdliche Fragen zu brieflichen Erklä-klärungen veranlaßt. Jetzt schrieb ihm die Königin: „Ihr müsset schleunigst zu mir kommen, ich quäle mich mit Zweifeln und Unklarheiten. Nicht nur Locke und Bayle lassen mir keine Ruhe, sondern Toland hat mir „Lettres to Serena“ zugeschickt, die mich ganz irre machen. Er ist nicht mehr Deist, sondern ganz Spinozist geworden, er nimmt nicht mehr einen Gott über der Welt, sondern nur die Welt als Gott an.“

Leibnitz mußte die Kurfürstin verlassen und nach Charlottenburg aufbrechen. Hier lebte er im engeren Kreise der Königin den ganzen Sommer hindurch stille, philosophische Stunden; hier mußte er der wißbegierigen, durch keine Erklärung ganz befriedigten Königin die „Weltseele“, die Toland vertheidigte, erklären, widerlegen und durchsprechen; er mußte Locke's Behauptungen kritisiren und mit der Freundin, die das „Warum des Warum“ wissen wollte, die Schriften des großen Zweiflers Bayle gemeinschaftlich lesen. Als er seine Erläuterungen hinzufügte, forderte Charlotte, sie schriftlich in einem Buche ausgeführt zu sehen.

„Gedulden sich Ihre Majestät noch einige Zeit," sagte Leibnitz; „aus diesen Erläuterungen werde ich, sobald mir die Muße dazu gegeben ist, eine „Theodicee" ausarbeiten, die meine Ueberzeugung gründlich darthun soll, daß sich Gott, also auch der Geist, niemals widersprechen kann, und daß die echte Vernunft stets auf Seiten der echten Religion stehen muß."

Zu schnell für die philosophische Königin flogen Sommer und Herbst dahin. Leibnitz hatte sich den größten Theil des Jahres ihr ganz gewidmet und seine Zeit in Gesprächen mit der schönen, geistreichen Frau und Briefen an die Kurfürstin getheilt. Oft, wenn er aufzubrechen wünschte oder an seine eigenen Arbeiten dachte, hielt ihn ein seltsames Heimwehgefühl zurück, es war ihm, als könne er sich diesmal selbst nicht losreißen, als müsse er mit der Stunde geizen, die er mit der königlichen Freundin in beinahe verschollener Einsamkeit auf dem ländlichen Schlosse verkehrte. Der Gedanke an eine Trennung, etwa durch eine Berufung nach Wien, lag wie eine schwere Wolke oder wehmüthige Ahnung still über seiner Seele. Endlich kam der Tag; der Kurfürst hatte nach ihm gefragt, ihn heimlich bei Anton Ulrich vermuthet und geäußert, daß er ihn, wie einen verlornen Hund öffentlich austrommeln lassen werde, wenn er nicht bald seinen Bibliothekpflichten in Hannover nach-

komme. Sophia hatte Leibnitz davon unterrichtet und zurückgerufen.

„Ich komme nach Hannover," sagte Charlotte beim Abschiede, „nächsten Winter zur Carnevalszeit!" —

V.

Ein Sterbejahr.

Das Jahr 1705 begann heiter und viel verheißend. Der natürliche Himmel schien mit klaren, wenn auch kalten Sonnenstrahlen auf die gefrorene Erde nieder, auch der politische Himmel hatte theilweise seine schwarzen Wolken des vergangenen Jahres geklärt. Die große Schlacht bei Hochstädt, in welcher die Franzosen und Bayern eine völlige Niederlage erlitten hatten, war für den Kaiser von großen Vortheilen geworden; Eugen kehrte nach Italien, Marlborough nach den Niederlanden zurück, der Kurfürst von Bayern und sein Bruder, der Kurfürst von Köln, waren in die Reichsacht erklärt, die Oesterreicher hatten das bayersche Land besetzt. Erzherzog Karl war mit seinem Heere in Besitz mehrerer spanischen Provinzen gekommen; die Engländer hatten die Felsenfeste Gibraltar erobert.

Auch in Hannover wollte man die kaiserlichen Siege durch einen glänzenden Carneval feiern, denn die hannoverschen Truppen hatten unter Marlborough ihren Antheil am Siege gehabt und bei Hochstädt durch ihr zweites Reiterregiment, das alle Officiere und Unterofficiere verlor, eine allgemeine Anerkennung der Tapferkeit gefunden.

Am 12. Januar traf die Königin Charlotte in Hannover ein. Leibnitz, welcher sie hatte holen wollen, war noch in Berlin auf Befehl des Königs zurückgehalten worden, um am Dienst des Observatoriums und der Societät einige Präsidialarbeiten zu thun, und er hoffte im Anfang des Februar in Hannover wieder einzutreffen.

Charlotte klagte bei ihrer Ankunft in den Armen der zärtlichen Mutter über Halsschmerz, den sie sich unterwegs durch eine Erkältung zugezogen habe. Trotz ihrer Freude, die der Anblick der Heimath, und rüstigen, glücklich erregten Mutter in ihr veranlaßte, fühlte sie sich doch unwohl und ermattet, so daß sie am zweiten Tage nicht das Bett verließ. Die zuversichtliche Aussicht auf eine schnelle Erholung unterbrach die Vorbereitungen auf den ersten Februar nicht, an welchem die Carnevalslustbarkeiten beginnen sollten. Plötzlich lief ein beängstigendes Gerücht im Schlosse um, es hieß, die Kurfürstin sei in letzter Nacht nicht aus dem Gemache der Königin gewichen, die Krankheit habe

eine üble Wendung genommen, es sei nach fremden Aerzten geschickt, der Kurfürst habe jedes Geräusch in und vor dem Schlosse untersagt, das Trommeln der Wachtparade abbefohlen; es wurde Stroh in die Schloßstraße und auf den Ottenwerder, den Platz vor der Brückmühle gestreut, um das Rollen der Wagen unhörbar zu machen. Am 20. Januar wurden die Vorbereitungen zum Carneval unterbrochen, es gingen Estaffetten nach Berlin, der König schickte Aerzte, kam aber nicht selbst. Leibnitz erschrak so heftig, daß er, im Begriff, schleunigst nach Hannover zu fahren, von einem sehr heftigen Gichtanfalle auf das Lager geworfen wurde, der sich durch die Angst und Aufregung seines Gemüthes und durch die quälende Sehnsucht nach Hannover verschlimmerte.

Charlottens Zustand wurde indessen immer bedenklicher. Der starke Geist der Kurfürstin bestand seine härteste Probe; indem sie das geliebte Kind, die vertrauteste Freundin ihres Herzens, das schönste, geistreiche Weib, mit dem Tode ringen sah und sich sagen mußte, daß mit dem Verluste dieser einzigen Tochter, ihrem treuesten Ebenbilde, ein verödetes Alter für sie selbst eintreten werde, erschien sie dennoch männlich stark, um an ihrer Seelenkraft auch die Kranke aufzurichten und derselben den furchtbaren Abschied zu erleichtern. Charlotte aber blieb ergeben, zufrieden, freundlich; sie hielt die Hand der Mutter, blickte ihr

wie eine Verklärte in die Augen, als erkenne sie die darin verborgenen Thränen des Schmerzes und der Liebe um sie; sie selbst ward die Tröstende, indem sie mit klarem Geiste und großer Seelenstärke den Tod in seiner schönsten Gestalt anschaulich machte.

Die ganze Stadt war in Aufregung, das Volk harrte geräuschlos am Schlosse, um jede Nachricht über die Königin zu erhaschen. Es hieß, sie sei auf Besserung; aufrichtige Freude, wie über die Rettung eines eigenen nächsten Verwandten, malte sich auf allen Mienen. Aber eine neue Sorge ergriff das Volk und die Schloßdienerschaft, als am 30. Januar der Hofprediger La Bergerie im Ornat in das Schloß ging; man dachte sofort an das letzte Sterbesacrament. Wirklich war der Geistliche gekommen, um auf eigenen Antrieb die hohe Kranke mit religiösem Zuspruche zu trösten. Charlotte hatte ihm freundlich und dankbar die Hand gereicht und seine erste geistliche Anrede mit den Worten unterbrochen: „Lieber Mann, was Ihr mir sagen könnt, habe ich lange in mir selbst durchdacht; seit zwanzig Jahren hat mich der Gedanke des Todes beschäftigt, und ich bin so vertraut damit geworden, daß ich nichts fürchte. Mein Leibnitz hat mich über Gott und ewiges Leben aufgeklärt. Man hat mich eine Philosophin genannt, nun, habe ich nicht nur ein Spiel der Gedanken getrieben, so muß ich auch philosophisch sterben können. Seht, lieber La

Bergerie, Ihr werdet mir aus der Religion nichts mehr sagen können, was mich nicht schon innerlich gestärkt hätte."

Fräulein von Pöllnitz, die mit aller Kraft des Willens ihren Schmerz zurückgehalten und an der bewunderungswürdigen Fassung und Charakterstärke der alten Kurfürstin sich ermannt hatte, konnte jetzt ihren Gefühlen keinen Zwang mehr anthun; sie warf sich am Lager auf die Knie nieder, und sprach mit gepreßter Stimme: „O, denken Sie denn wirklich an den Tod?" aber sie konnte nicht aussprechen, da ein Thränenerguß aus ihren Augen hervorbrach und ihre Seele zu schmelzen schien. Die Königin legte ihre Hand in die der Freundin, lächelte wie ein Engel, dem die Erde keine Last ist und sprach: „Beklaget mich nicht; ist der Tod nicht die Pforte, durch die ich eingehe, um meine Wißbegierde über die Urgründe der Dinge, die mir Leibnitz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts zu befriedigen? Wo ist Leibnitz? Noch immer in Berlin? Mutter, schreiben Sie ihm, daß ich seiner ewig gedenken werde. Dort, wohin unsere Gedanken so oft Einlaß begehrten, dort werde ich Sie, Mutter, werde ich Leibnitz wieder treffen, ohne Zweifel und Irrthum. Ermahnen Sie ihn, die „Theodicee" zu schreiben, mir zum Andenken und damit seine Gedanken nicht für diese Welt verloren gehen."

Nach einer Weile fragte sie nach ihren Kindern. Dieselben waren noch nicht eingetroffen. Sie horchte nach den Flüsterworten der Pöllnitz, welche diese an die Kurfürstin richtete, und begann: „Was wollt Ihr meinen Gemahl, den König beunruhigen? Lasset ihn, mein Anblick würde ihn bedrücken. Was meint Ihr? Er würde untröstlich sein, mich nicht wieder gesehen zu haben? O, glaubet das nicht, er wird sich schon trösten; bereitet ihm doch mein Tod das Schauspiel eines prächtigen Leichenbegängnisses."

Am Abend traf der Kronprinz ein, in der Nacht die Prinzessin von Hessen. Am 1. Februar herrschte eine dumpfe Stille im Schlosse, in der Stadt. Niemand dachte daran, daß heute die Carnevalszeit ihren Anfang genommen habe; die niederschlagende Nachricht, daß heute die Königin Charlotte gestorben sei, hatte alle Gemüther ergriffen. Die Kurfürstin Sophie hatte bis zum Nachmittage stieren Blickes und unbeweglich an der Leiche gesessen, dann war sie stumm nach Herrenhausen gefahren, nm allein ihren Schmerz auszukämpfen. Die Pöllnitz blieb mit den als Ehrenwache bestellten Hofdamen und Cavalieren im Sterbezimmer. Die schöne Königin glich einem schlafenden Engel; ein höherer Friede lächelte über ihrem verstummten Munde; sie war erst 37 Jahre alt geworden, eine mit den Keimen eines langen Lebens aus-

gestattete, unerwartet gebrochene edelste Blüthe des Menschengeschlechts.

Die Kunde ihres Todes erregte in Berlin eine niederschmetternde Wirkung; der König war bestürzt, schloß sich in sein Cabinet ein und schien tief ergriffen; Hof und Volk waren betrübt, Leibnitz war wie vom Blitze getroffen und verlor alle Fassung. Jedermann wußte, daß er das Theuerste seines eigenen Lebens verloren hatte und er empfing von den vornehmen Personen, den fremden Gesandten und vielen Gelehrten persönliche und schriftliche Condolenzen, als wäre seine nächste Blutsverwandte gestorben. Die Leiche Charlottens war unter Feierlichkeiten in Berlin eingetroffen; er überwand seine Gichtschmerzen, schleppte sich an den Sarg, blickte weinend in das Friedensantlitz der Freundin und durchlebte noch einmal im Anschauen ihrer verklärten Züge die Welt höherer, ewiger Geheimnisse, die er mit ihr aufzuschließen bemüht gewesen war. Seinen grenzenlosen Schmerz ergoß er in Briefen an die Kurfürstin, seinen Trost suchte er in der Verherrlichung der unvergleichlichen Frau, in der Vergegenwärtigung ihres Daseins, in dem er sein leidendes Gemüth sonnte. Erst spät erhielt er die Fassung, sich als Philosoph zu trösten und der Kurfürstin zu schreiben: „Nothwendige Gründe zwingen mich, eine Substanz anzuerkennen, die Alles ordnet, als wie ein Wesen von höchster Kraft, Weisheit

und Vollkommenheit. Sie ist es, welche die heilige Schrift, der Vernunft entsprechend, lehrt, wenn sie sagt, daß Gott bei denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Besten kehrt. Diese Liebe ist nichts anderes, als der Zustand, in welchem man sein Vergnügen an der Vollendung und Vollkommenheit des geliebten Gegenstandes findet. Jetzt, wo die Schönheit und Vollkommenheit dieser unvergleichlichen Frau unseren Augen entzogen ist, bleibt Gottes Liebe unsere Hoffnung, nicht durch den Glauben, sondern die Vernunft gesichert."

Charlotte hatte ihren königlichen Gemahl richtig gewürdigt; ein großartiges, prächtiges Leichenbegängniß tröstete ihn; seine Prunksucht überbot die Gefühle der Trauer und Selbstbetrachtung seiner unerfüllten Pflichten gegen die Lebende und Todte. Und wie es gewöhnlich der Fall ist, daß die orthodoxe Geistlichkeit einem freidenkenden Menschen, den sie während des Lebens nicht Gelegenheit oder Muth hat, anzugreifen, noch im Tode einen feigen Vorwurf der Ungläubigkeit in das Grab nachwirft, so mußte auch Charlotte dieser gräßlichen Rache unterliegen, indem der Bischof Ursinus in der Leichenrede sagte: „Die Verewigte habe im Leben geglaubt, daß die Religion, wie sie auf den alten Münzen der Heiden dargestellt werde, am Besten verhüllt erscheine."

Außer dem prunkenden Leichenbegängnisse, womit

sich der König über den Tod der Gemahlin, die er nie verstanden und darum nie gewürdigt hatte, zu trösten wußte, suchte er auch Leibnitzen durch ein reiches Geschenk für den Verlust zu entschädigen, und Herr von Besser, der den Tod der Königin in siebenzig Strophen besang, erhielt dafür 3000 Thaler. Der Professor Neukirch an der Ritterakademie zu Berlin hielt eine Trauerrede und der hannoversche Poet Abbate Mauro, den Charlotte sehr gern hatte, schrieb eine lateinische Elegie.

Die Pietisten hatten sich in dieser Zeit ziemlich still verhalten, obgleich der Freiherr von Canstein und der Hofprediger Spener immer noch die Führer einer gewaltigen Partei bildeten, die in Halle ihre Universität und ihr propagirendes Waisenhaus hatte. Aber wenige Tage nach der Königin Tode trat der Engel des Lebens auch zu jener Partei und kehrte die Fackel erlöschend nach unten. Am 5. Februar starb Spener in den Armen seiner Freunde, namentlich Cansteins, und sie bekamen dadurch mit ihren eigenen Angelegenheiten zu viel zu thun, um an die Philosophin von Charlottenburg zu denken, die sie ohnehin für eine „böse Christin" erklärten. Die orthodoxen lutherischen Theologen weigerten sich, dem verstorbenen Spener die Seligkeit zuzusprechen, da er seine Irrthümer nicht gebüßt und widerrufen habe, und so entstand über dessen Grabe ein scandalöser Streit in

Predigten und Schriften, der immer weiter um sich griff und Orthodoxe, Wiedergeborne, Schwärmer und Propheten auf den literarischen Kampfplatz rief. Leibnitz blieb fern davon, er war nach Herrenhausen zurückgekehrt und tröstete sich mit der Kurfürstin in Gesprächen über Leben, Tod und Unsterblichkeit.

Das Jahr 1705 war aber noch nicht durch Charlottens und Speners Tod befriedigt, obgleich es zwei der entschiedensten Gegner im Leben und Glauben vor die Himmelsthür der Wahrheit und den Urtheilsspruch der Seligkeit gerufen hatte; es legte die Sense der Zeitlichkeit auch an andere Personen, die sich von Gottes Gnaden nannten.

Der alte Kaiser Leopold I. sollte den Frieden und den Erfolg seines endlich erkämpften Sieges bei Hochstädt, der seinen stolzen Gegner demüthigte, nicht lange überleben. Er starb am 5. Mai und sein Sohn Joseph, der Gemahl der Prinzessin Amalie, der Tochter des Herzogs Johann Friedrich von Hannover und dessen Gemahlin Benedicta, jener Prinzessin, welche der Hofbaudirector Quirini von Hannover nach Modena dem Gemahl zugeführt hatte, bestieg den Kaiserthron des heiligen römisch-deutschen Reiches. Dadurch war nun Hannover mit dem Oberhaupte Deutschlands enger verbunden und der Kurhut mächtiger beschützt. Der 27jährige Kaiser, entschlossen und ehrgeizig, verfolgte, dem Rathe des Prinzen

Eugen ergeben, den spanischen Erbfolgekrieg mit neuer Energie und ging persönlich in das Feld, was sein Vater nie gethan hatte. Günstig war er auch für den Herzog Anton Ulrich gestimmt und ging auf dessen ehrgeizige Pläne, eine Vermählung seines Bruders Karl mit des Herzogs Enkelin Elisabeth, so bereitwillig ein, daß er die Unterhandlungen selbst in die Hand nahm und die spanische Krone, deren Erwerb jetzt näher als jemals stand, auch auf das Haupt der Wolfenbüttler Prinzessin setzen wollte.

Als im August die Verhandlungen in Wolfenbüttel zur Oeffentlichkeit gelangten, und Anton Ulrich seine Sympathie für die katholische Kirche ohne Scheu kund gab, zumal Elisabeth katholisch werden sollte, erhob sich die Geistlichkeit; die Beichtprediger beunruhigten das Gewissen der noch sehr jungen Prinzessin, gaben eine Vorstelluug bei den Eltern derselben ein, aber Anton Ulrich entsetzte sie ihres Amtes, und verbot der Geistlichkeit alle fernere Einmischung, übernahm selbst alle Verantwortung und legte, um den Kanzelangriffen Einhalt zu thun, der theologischen Fakultät in Helmstedt die Frage zur Entscheidung vor: ob lutherische Personen, wenn sie katholisch würden, auch selig werden könnten? Auch Leibnitz und Molanus, selbst Thomasius wurden zu gutachtlichen Aeußerungen aufgerufen und besonders verlangte Anton Ulrich von Leibnitz eine persönliche Betheiligung, und

stützte sich auf das Gutachen, das der indessen verstorbene Calixtus einst bei der Vermählung der Amalie mit dem Kaiser Joseph abgegeben hatte, und welches lautete: „daß höchstwichtige Umstände von Weltbedeutung den Religionswechsel wohl gestatten könnten und der Uebertritt keine Gefahr für die Seligkeit bringe, wenn nur nicht, wider besseres Wissen und und Gewissen, die Wahrheit als Unwahrheit gescholten werde." So urtheilte auch der Helmstedter Professor Fabricius, so fügte sich Leibnitz, obgleich Molanus Bedenken in der Praxis der katholischen Lehre fand, Thomasius aber geradezu den Uebertritt vertheidigte, da äußerliche Umstände auch eine Macht wären und der Herzog alle opponirenden Geistlichen aus dem Lande jagen dürfe.

Leibnitzens und Sophiens Unterredungen über diesen Gegenstand erhielten plötzlich eine Ableitung, die ein ihnen persönlich näher stehendes Ereigniß hervorrief. Der Herzog Wilhelm von Celle war schon seit einiger Zeit krank und starb am 28. August im hohen Alter; das Herzogthum Celle-Lüneburg fiel damit als Erbtheil an Hannover, während die wahre Vermittlerin dieses reichen Erbes, die unglückliche Sophia Dorothea, eine Gefangene auf dem Schlosse Ahlden war. Das ganze Braunschweig-Lüneburgische Land wurde nun wieder unter ein Oberhaupt vereinigt; das Kurfürstenthum hatte eine ansehnliche Ver-

größerung erhalten, auch ein Herr von 10,000 Cellischen Truppen ging auf Hannover über und Georg stellte jetzt dem Kaiser 20,000 Mann in's Feld, um sich dem neuen Reichsoberhaupte zu verpflichten. Mit dem Tode Wilhelm's und dem Antritte der Erbschaft trat auch der bisherige Cellische Minister Bernstorf, der bereits Georg's ganzes Vertrauen besaß, da er ihm die Erbschaft bei der Scheidung von Dorotheen gerettet hatte, in hannoversche Dienste über und wurde nun in der Stellung, was er seit vielen Jahren schon der That nach gewesen war, der eigentliche Regent des Kurfürstenthums. Er war ein Mann, der sich nach Richelieu gebildet und auch dessen Grundsatz: „Dissimuler c'est regner“ adoptirt hatte. Er stammte aus Mecklenburg, mußte, weil er sich im Dienste der Herzogin von Mecklenburg in seine Herrin verliebte, fort, und die Herzogin empfahl ihn dem Herzog von Celle. Sophia sowohl wie Leibnitz fürchteten die Wirksamkeit dieses Mannes, der die Kurfürstin ignorirte, Leibnitz aber ziemlich geringschätzte und auf Georg einen überwiegenden, allesvermögenden Einfluß übte, den er bereits in der kalten, gleichgültigen Stimmung kund gab, womit Georg seine Familie und Leibnitz behandelte.

Ein für Bernstorf's Absichten dienstfertiges, und für Alle, die jener nicht begünstigte, gefährliches Werkzeug war sein Factotum und Rathgeber, der Geheime

Legationsrath Johann von Robethon, ein geborener Franzose, der seine Laufbahn als Secretair des englischen Königs Wilhelm von Oranien begonnen hatte, dann Geheimsecretair des Herzogs von Celle gewesen und nun in gleicher Eigenschaft von Bernstorf bei dem Kurfürsten Georg placirt war. Sophia trauete diesem Menschen nicht, der mit allen Parteiverhältnissen, lokalen und Familien-Einflüssen in England genau bekannt war und dem sie es beimaß, die Ursache geworden zu sein, daß die Königin Anna und ihr Torry-Anhang eine kränkende Agitation gegen sie übte. Man hatte ihn als einen bestechlichen, zweideutigen Charakter von England aus geschildert und sie zog sich jetzt enger auf Herrenhausen zurück, als sie den schnell gesteigerten Einfluß dieses lauschenden, überall wirksamen Menschen sah, der alle Briefe Georg's concipirte, die Gesandten instruirte, dem Kurprinzen sich zum Unterricht in der englischen Sprache antrug, und sich auch an die Kurfürstin drängte, um sie zu Aeußerungen zu verlocken. Sophia aber hatte einen Wink erhalten, daß Robethon zwar der geheime Agent des Herzogs Marlborough am hannoverschen Hofe und der Chef eines ausgebreiteten Spionagewesens sei, das der Herzog im spanischen Erbfolgekriege unterhalte, aber trotz dieser Thätigkeit für die Whigs, doch auch mit den Häuptern der Torries correspondire.

Während in Hannover der Hof und die Regierung

genug zu thun hatten, das Cellisch-Lüneburgische Herzogthum dem kurstaatlichen Gesammtgebiete einzuverleiben und zu organisiren, schritten im nahen Wolfenbüttel die ehrgeizigen Bestrebungen Anton Ulrich's immer mehr ihrem Ziele entgegen; konnte er selbst keinen Kurhut erwerben, so sollte die spanische Krone, um die halb Europa kämpfte, mit seinem Blute eng verwandt werden. Nachdem das Gewissen der Prinzessin Elisabeth bekämpft war, willigte diese schließlich am Ende Septembers ein, die katholische Religion anzunehmen und dem spanischen Könige Karl die Hand zu reichen.

Der September dieses Jahres, welcher in Wolfenbüttel eine Vermählungsintrigue zum siegreichen Erfolge gebracht und den alten Herzog sehr heiter gestimmt hatte, war indessen auch für den hannoverschen Hof in einer ähnlichen Weise von nachhaltigen Folgen geworden. Schon während der Krankheit des alten Celler Regenten hatte Bernstorf den Kurfürsten an die Nothwendigkeit erinnert, den Kurprinzen Georg, der bereits das 22. Jahr erreicht hatte, zu vermählen und auch die diplomatische Wahl der Braut bereits vorgesehen. Diese Unterhandlungen, welche durch den Tod des Herzogs von Celle um so weniger unterbrochen wurden, als sie schon dem Abschlusse nahe gekommen waren, hatte Bernstorf mit politischer Klugheit in Berlin angeknüpft und noch vor dem Tode des Herzogs Wilhelm zu einem Abschlusse gebracht.

Der Charakter des Kurprinzen, den wir bereits in seiner Jugend, als 14jährigen Knaben mit dem preußischen Erbprinzen, während dessen Aufenthaltes am hannoverschen Hofe, im Streite gefunden haben und der seine Feindschaft zu jenem auch jetzt noch im Herzen trug, war eine bizarre Mischung von hochfahrendem Selbgefühle, hitzigem Temperamente und brutaler Rücksichtslosigkeit, wo es galt, seinen Launen der Willkür Nachdruck zu geben. Man war geneigt, das französische Blut seiner, durch Leidenschaft der Gefühle unglücklich gewordenen Mutter als Ursache seiner Fehler zu betrachten. Er hatte zwar Verstand, aber konnte diesen nicht liebenswürdig machen; zu seinem Vater, dem Kurfürsten, stand er ziemlich fremd, mit seiner Großmutter aber, der Kurfürstin, hatte er alles herzliche Verhältniß unmöglich gemacht, da ihre Ermahnungen und Tadel seinen maßlosen Hochmuth beleidigt und zu einer brutalen Abweisung derselben vermocht hatten. Bernstorf mochte das unfürstliche Wesen des Kurprinzen dem Vater vorgestellt und den vertraulichen Rath ertheilt haben, daß eine gebildete und geistvolle Gattin vielleicht das beste Erziehungsmittel für den Charakter des Prinzen sei, und als der Kurfürst, davon überzeugt, dem vertrauten Rathgeber Vollmacht gegeben hatte, sich nach einer Prinzessin umzusehen, war dieser aus politischen Rücksichten klug genug gewesen, seine Blicke nach Berlin zu richten.

Mit dem Tode Charlottens war plötzlich eine fühlbare Kälte und Entfremdung zwischen beide Höfe gekommen; vielleicht wollte Kolbe-Wartenberg jeden Einfluß, der durch die Kurfürstin in Berlin stattgefunden hatte, mit dem verödeten Charlottenburg ebenfalls absterben lassen. Hannovers Politik hatte aber ein Zusammengehen mit Preußen nöthig, und hierzu konnte eine Heirath unter Preußens Mitwirkung den besten Vorschub leisten. Der Markgraf Johann Friedrich von Anspach war im Jahre 1686 gestorben und hatte ein dreijähriges Töchterchen hinterlassen, Caroline, die mit ihrer Mutter, einer Prinzessin von Sachsen-Eisenach, nach des Vaters Tode nach Dresden kam, wo sich die letztere wieder mit dem Kurfürsten Johann Georg IV. von Sachsen vermählte, dem Bruder August's, dem die Gräfin Rochlitz nebenbei als Gattin linker Hand diente. Der schnelle Tod dieses Kurfürsten und, nach zwei Jahren, der Tod der erst 34jährigen Mutter machte die dreizehn Jahre alte Caroline zu einer Waise; sie mußte nach Anspach zurückkehren, wo ihr Stiefbruder regierte, und sie eine traurige Jugend verlebte. Als ihr wirklicher Bruder 1703 zur Regierung kam, brachte der Erzherzog Karl, der nunmehr um die spanische Krone kämpfende, für die Enkelin Anton Ulrich's bestimmte zweite Sohn Leopold's, eine Vermählung mit Carolinen zur Sprache, kam auch auf seinem Wege aus den

Niederlanden über England nach Spanien persönlich nach Weißenfels, um Caroline zu sehen, die sehr schön war, aber das Project kam nicht zu Stande, weil sie sich beharrlich weigerte, katholisch zu werden, obgleich der König Friedrich I. von Preußen, als ihr Vormund, den gewandten Jesuitenpater Urban zu ihrer Bekehrung, die in Berlin geschehen sollte, zugelassen hatte. Caroline aber blieb ihrer protestantischen Religion, trotz heftiger Kämpfe, getreu, und kehrte, in Ungnade des Vormundes, nach Anspach im jüngst verflossenen Jahre zurück.

Jetzt wandte sich die hannoversche Diplomatie nach Berlin, um den königlichen Vormund für eine Vermählung Charolinens mit dem Kurprinzen Georg geneigt zu machen; nach mancherlei Schwierigkeiten siegte Bernstorfs, durch alle seine geheimen Werkzeuge unterstützte Bewerbung nud es war der 2. September dieses Sterbejahres bestimmt worden, die Vermählung zu vollziehen.

Caroline traf mit ihrem jungen Gemahl in Hannover ein. Die Festlichkeiten verdrängten die Trauer um den Herzog von Celle, der ohnehin nur lachende Erben hinterlassen hatte. Die 22jährige Caroline war in der That eine vollkommene Schönheit, ihr Wuchs hoch, angenehm und kräftig, in den tiefen Augen wohnten Geist und Nachdenken; das Gesicht mit den feinen Linien des Mundes, den gewölbten Lippen und

der hohen, edlen, träumerisch ruhigen Stirn, hatte den Ausdruck klassischer, griechischer Form.

Sehr bald mußte Caroline am hannoverschen Hofe herausgefühlt haben, wo sie für Geist und Gemüth ihre wahren Sympathieen zu suchen hatte; der Gemahl war ihr an Bildung tief untergeordnet; sein hochfahrender Stolz, seine launische Willkür konnten ihrem Wesen nicht zusagen; der, von seinen Favoritinnen beherrschte, immer schweigsamere, träge und verdrießliche Kurfürst konnte ihr kein Vertrauen erwecken. Schnell aber hatte sie die Großmutter, die Kurfürstin Sophia gefunden und Beide waren schon beim ersten Begegnen für einander erwärmt. Vertrauen, geistiges Bedürfniß, Achtung und das Gefühl der Unbefriedigung im Verkehre am Hofe vollendeten bald die engste und treueste Freundschaft, in die auch Leibnitz eingeschlossen wurde. Caroline hatte eine Mutter, Sophia eine Tochter wieder erhalten; Leibnitz konnte seine glücklichsten Stunden wieder zwischen zwei geistigen Freundinnen theilen. „Was mir Gott in meiner Charlotte genommen, hat er mir in Carolinen für mein Alter wiedergeben wollen," rief Sophia einst im Gefühle der Liebe aus, als sie die junge Freundin an die Brust drückte.

Dieser intime Verkehr Carolinens mit der Kurfürstin und Leibnitz konnte allerdings das Verhältniß der Gemahlin zum Gemahl und die Stellung zum

Hofe nicht fördern; Kurprinz Georg, der seinen eigenen Vater ohne Herz behandelte, vermied seine Großmutter und begegnete ihr mit Stolz und Unhöflichkeit; es kam wegen Carolinens Freundschaft und täglichem Verkehrs mit ihr bald zu Erörterungen, in denen die Achtung, welche Caroline für die Kurfürstin fühlte, sich, durch Georg's liebloses Benehmen tief verletzt, geltend machte, aber um so mehr flüchtete sich ihre Liebe an die Brust der mütterlichen Freundin, wo sie immer unzertrennlicher die Stellung einnahm, die Charlotte verlassen hatte, und wo sie die Wolken lichtete, die am Hofe und unter den mancherlei Verstimmungen, die Vater und Sohn entfremdeten, und unter den Intriguen der Favoritinnen, sich in ihr Leben eindrängten. Im Boudoir Sophia's, auf den Spaziergängen mit ihr, im Gespräche mit Leibnitz entfaltete Caroline Geist, Gemüth und Freude und hier fand sie Trost und Schutz für die immer schonungsloser werdende Behandlung seitens des Gemahls und der Personen, welche die gehoffte Wirkung der Prinzessin auf den Gemahl und das bessere Einvernehmen im Familienkreise nicht realisirt sahen und ihr vorwarfen, über der Freundschaft zu Sophien die Stellung zu versäumen, welche man ihr angewiesen habe. Ein besonderer Haß des Kurfürsten, der sich gegen die Schwiegertochter immer mehr kund gab, wurde von manchen Leuten, die ihre Augen und Ohren überall zu

haben pflegten, einem delicaten Geheimnisse beigemessen; man wollte wissen, daß Caroline eine zu große Neigung des Kurfürsten durch Abweisung in Haß gekehrt habe, doch verstummte dieses Geflüster unbegründeter Muthmaßungen schnell wieder; die Abneigung gegen Caroline blieb aber Thatsache und mochte wohl in der immer engeren Anschließung an die alte Kurfürstin zu suchen sein. Der Kurprinz Georg, welcher schon im vorigen Jahre, um sich die Lorbeeren des Helden zu verdienen und dem Kaiser zu schmeicheln, persönlich in den Feldzug nach den Niederlanden gegangen war, brach auch jetzt wieder auf, um einem neu ausgebrochenen Zwiste mit seinem Vater zu entgehen, oder, wie es officiel hieß: um den durch die Cellischen Truppen vergrößerten Contingent unter die Fahnen des jungen Kaisers Joseph zu führen.

VI.

1706 bis 1713.

Das laufende Jahr 1706 wurde durch ein neues Vermählungsproject für den Hannoverschen Hof bedeutungsvoll, und auch Leibnitz wurde dadurch aus seiner gelehrten Muße und den geistreichen Stunden zu Herrenhausen aufgerufen, die ihm nur durch Anton Ulrichs Verlangen, seine Feder für die katholische Angelegenheit der Prinzessin Elisabeth in Thätigkeit zu setzen und die alte Unionssache mit Bossuet und dem Cardinal Davia, so wie mit dem Pater Vota wieder aufzunehmen, etwas lästig gestört wurden, denn Leibnitz fühlte keine Neigung, dem Herzoge, der seine Interessen an Kaiser und Papst knüpfte, in seinen katholischen Plänen behülflich zu sein, obgleich jener ihn dazu verpflichtet hielt, indem er sich auf die Staatsschrift berief, worin Leibnitz die Berechtigung des Erzherzogs Karl zur Spanischen Krone vertheidigt, sich

aber auch, in seiner damaligen, unmuthigen Sehnsucht nach einer Anstellung in Wien, im Eifer etwas zu warm für die katholische Kirche ausgesprochen hatte. Leibnitz war überhaupt eine geschmeidige Natur, die aus Gefälligkeit gegen fürstliche Personen leicht Geist und Feder dienstbar machte. Dieses sowohl, wie sein Streben, von verschiedenen, obenein feindlich zu einander stehenden Fürsten Jahresgelder zu beziehen, wodurch seine geistige und äußere Stellung in eine Doppelrolle gerieth, machten ihm seine Gegner vielleicht nicht ohne Grund, zum Vorwurf.

Am 17. Juni 1706 erschien eine Preußische Legation in Hannover, welche der Welt kund gab, was schon ins Geheim beide Cabinette beschäftigt hatte. Der König von Preußen bewarb sich für seinen Sohn, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, um die Hand Sophie Dorotheens, der Tochter des Kurfürsten Georg, die den Namen ihrer unglücklichen Mutter, der Herzogin von Ahlden, trug. Die Jugendneigung des Kronprinzen, die Sophia und Charlotte begünstigt hatten, war nicht geschwächt worden. Als Friedrich Wilhelm unter dem Fürsten von Dessau den Feldzug mitgemacht und nunmehr sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, forderte der kaltblütige, in seinen Sitten einfache und willensfeste Jüngling die Schwester seines Feindes, die anmuthige Sophie Dorothea.

Dieses Ereigniß brachte in den stilleren Philoso-

phenkreis zu Herrenhausen, wo die Kurfürstin ausschließlich lebte und das man spottweise „Kleinengland" nannte, eine geistige Bewegung. Ein Reformirter warb um eine Lutheranerin, und was konnte Leibnitzen näher liegen, als der Gedanke, diese Gelegenheit zu ergreifen und die in Berlin angeregte, durch das unfriedliche collegium irenicum zu keinem Resultat gebrachte und seitdem ruhende evangelische Union wieder in Anregung zu bringen. Erfüllt von diesem Gedanken, begeisterte er auch die Kurfürstin dafür und schrieb sofort an Jablonski, an die ihm günstigen Mitglieder der Societät und an Staatsmänner, und redete die geeigneten Personen der Preußischen Gesandschaft darauf an, die ihm Hoffnung gaben, da der König es selber gewünscht habe. Auch Molanus gerieth in neue Bewegung. Unterdessen gingen die Vermählungsunterhandlungen ihren gemessenen, steifformellen und langsamen Fortgang. Aber auch noch eine stillere persönliche Sorge brachte Leibnitz zu einem Abschlusse. Er fühlte, daß, wenn die Kurfürstin, obgleich immer noch ihre Rüstigkeit bewahrend, sterben würde, für ihn kein Bleiben mehr in Hannover sein werde, da er eine dem Hofe ganz fremde Person geworden war und Bernstorf's Abneigung deutlich genug erfuhr. Was sollte aus Ekkard werden, dem treuen Gehülfen seiner Arbeiten, dem fleißigen Genossen, der in Leibnitzens Abwesenheit die Bibliothek geordnet und das Archiv

durchforscht hatte! Das Gefühl der Dankbarkeit mischte sich in ihm mit dem Wunsche, da er nicht selbst in Wolfenbüttel viel verkehren durfte, um nicht das Mißtrauen zu verstärken, einen Mann in der Nähe der dortigen Bibliothek zu haben, der ganz in seinem Geiste wirkte. Die Gelegenheit bot sich dar; Leibnitz bewarb sich, obgleich er viel an dem Gehülfen seiner Studien im persönlichen Vortheile verlor, um einen Lehrstuhl für Ekkard in Helmstedt und die Berufung, von Anton Ulrich bestätigt, traf ein. Der jetzt 34jährige Ekkard reiste im Herbste nach Helmstedt ab.

Die Doppelstellung aber, welche Leibnitz seit Jahren zwischen zwei feindlichen Fürsten übernommen hatte, sollte auch in dieser Zeit ihr Ende finden und das dienstliche Verhältniß des Philosophen von dem Drucke entgegenstrebender Zumuthungen an ihn befreien. Den unermüdlichen Bemühungen des Wolfenbüttler Ministers von Wendhausen gelang es endlich nach zweijährigen persönlichen Ueberredungen des Herzogs und diplomatischen Verhandlungen mit Bernstorf, eine formelle Aussöhnung Anton Ulrichs und Georgs herzustellen und es wurde ein Abkommen getroffen, wonach Hannover der älteren Braunschweigischen Linie das Seniorat mit allen davon abhängigen Rechten zuerkannte und, für das in Besitz genommene Lüneburg, das Amt Kempten nebst drei Ortschaften des Amtes

Gifhorn an Braunschweig abtrat. Der 73jährige Anton Ulrich schien selbst der Intriguen müde geworden zu sein und sich nach Altersruhe zu sehnen, um seinen eigenen Haushalt zu bestellen, der übrigens prächtig war, und um die Bibliothek durch Ankäufe zu bereichern. Der Satyr der „Römischen Octavia", die dem Hannoverschen Hofe so viele Jahre zum Aergerniß gereichte, hatte sich in einen ernsten Greis verwandelt.

Am 2. November wurden denn endlich auch die Ehepacten zwischen Preußen und Hannover ausgewechselt. Sophie Dorothea wurde als Verlobte des Kronprinzen Friedrich Wilhelm proklamirt und Festlichkeiten zu Hannover und Berlin gaben diesem Ereignisse den formellen Freudenausdruck. Leibnitz dachte dabei nur an die evangelische Union und schloß sich, als im November die junge Kronprinzessin nach Berlin abgeholt und dem Gemahl zugeführt wurde, der Begleitung an, um in der frisch angeregten evangelischen Kircheneinigungsfrage sofort die Schritte zu thun, welche er bereits von Hannover aus vorbereitet hatte. Er war aber kaum einen Tag lang in Berlin gewesen, als ein Rescript des Kurfürsten bei ihm einlief, welches lautete: „Ihr seid, wie Uns gemeldet ist, beflissen, die erfreuliche Gelegenheit der Vermählung Unserer Prinzessin Tochter Liebden, mit Seiner königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Preußen, als einen guten Vor-

wand zu benutzen, die Unionssache wieder zu betreiben. Wir aber wollen, daß Ihr Euch auf keinerlei Weise, weder direct noch indirect, in diese Sachen einmischet oder gebrauchen lasset und befehlen Euch hiermit ernstlich, daß Ihr von Allem, was das Vereinigungs-Negocium der lutherischen und reformirten Religion betrifft, hinfüro abstrahiret."

Der ganze Unmuth seiner Hannoverschen Unterthanenstellung trat bei diesem Rescripte in Leibnitzens Seele zurück, denn er erkannte in diesem Befehle die Einflüsterung und Sprache Bernstorfs und seines Werkzeuges Robethon, der durch seine Spionagen, womit er das Boudoir zu Herrenhausen umschleichen ließ, längst die Hoffnungen Leibnitzens und dessen Correspondenzen nach Berlin durchschaut und der Absicht des Ministers gemäß, für wünschenswerth gehalten hatte, Leibnitzen jeden Einfluß am Berliner Hofe und auf das kronprinzliche Paar zu entziehen.

Leibnitz fühlte sich so unbehaglich, daß er keine Lust verspürte, trotz des Verlangens der Kurfürstin Sophia und der Kurprinzessin Caroline, nach Hannover zurückzukehren. Er blieb in Berlin, um seinen Unmuth durch mathematische Arbeiten mit dem Astronomen Kirch und durch Präsidialgeschäfte der königlichen Societät zu zerstreuen. Die Vorsehung schien ihm indessen schnell, schon am nächsten Tage nach dem kurfürstlichen Rescript, durch eine geistige Freude eini-

gen Ersatz für die Mißachtungen seiner Hannöverschen Gegner darbieten zu wollen.

Leibnitz saß, wie er es gewohnt war, in früher Morgenstunde noch am Schreibtische im Stuhle, in welchem er einige Stunden Schlaf abgehalten und dann fortgearbeitet hatte, und blickte in einen Brief, der am Abend vorher bei ihm eingelaufen war und den er noch einmal durchlas.

Er war von der Kurfürstin. Sie meldete ihm den Tod der Gräfin Platen; aber die Feder war von einer erregten Stimmung geführt worden und es blieb Leibnitzen unverständlich, was die Kurfürstin mit den Worten hatte ausdrücken wollen: „Ich kann es Euch nicht schreiben, was mich mit Schreckgestalten der Phantasie erregt. Das Grab, das sich für die Frau, die mir ein Leben harter Prüfung bereitet hat, aufgethan hat, öffnete auch ein entsetzliches Geheimniß und ließ einen scheuen Blick in die Welt der Todten werfen. Gott sei ihr gnädig. Ich will nicht an die Angst der Sterbenden denken, sondern an Fieberträume, die kein Gericht zulassen."

Leibnitz wußte, daß die Gräfin Jahre lang krank lag, daß, wie man sagte, ein schmerzhaftes Uebel sie quäle und auf beiden Augen Blindheit eingetreten sei. Da ihr Zustand sehr geheim gehalten wurde, so waren auch nur Gerüchte in Umlauf gewesen. Zu diesen gehörte unter anderm, daß sie periodisch in heftige

Fieberphantasien gerathe nud ein Gespenst zu sehen glaube, das sich an ihr Bette dränge; daß sie einstmals, in der Komödie plötzlich ohnmächtig geworden, dann in Phantasie gefallen sei und gerufen habe, daß unter den verkleideten Teufeln auf der Bühne auch ihr Teufel erschienen sei und furchtbar gedroht hätte. Der Pöbel wollte behaupten, daß die Milch, die sie als verdienstliches Werk der Barmherzigkeit täglich unter die Armen vertheilen lasse, dieselbe Milch sei, die ihr ein Arzt aus Hamburg zum zweimaligen Bade des Tages verordnet habe. Leibnitz sowohl wie die Kurfürstin hatten auf alle solche Gerüchte wenig gehört, die sie schon aus dem Grunde für erdichtet hielten, weil sie wußten, daß das Volk seine Abneigung gegen einen gefürchteten und gehaßten Menschen durch dergleichen Gerüchte auszudrücken pflegt.

Solchen Reflexionen hingegeben und von mancherlei Erinnerungen an die Zeiten gefesselt, wo jene schöne, intriguante Frau einst den Hof beherrscht und auch ihm manche Kränkung des Hochmuths fühlbar gemacht hatte, wurde Leibnitz durch das Eintreten seines Dieners unterbrochen, welcher einen fremden Herrn meldete, der zwar etwas dürftig aussehe, aber sich als einen Bekannten des Geheimen Justizrathes ausgebe und sich Christian Wolf nenne.

Leibnitz horchte auf. „Wolf aus Leipzig?" fragte er schnell, denn er hatte mit diesem, ihm bekannten

Mathematiker schon einige Male in wissenschaftlichen Dingen correspondirt, und er hieß dem Diener, den Fremden einzulassen. Ein Mann von dürftigem Aeußeren, 26 Jahre alt, mit einem ernsten, sinnenden, festen Gesichte, ohne einen besonderen belebten oder gedankenreichen Anflug, trat ein und stellte sich als den Verfasser der Habilitations-Abhandlung: „Philosophia practica universalis mathematica methodo conscripta“ vor, einer Beweisführung vom Dasein Gottes in mathematischer Form, die vor drei Jahren Professor Mencke an Leibnitz und an den Grafen Tschirnhaus gesandt und ersterer gelobt habe. Freudig empfing Leibnitz diesen jungen Collegen der mathematischen Wissenschaft, der, in Folge des günstigen Urtheils Leibnitzens, demselben noch vor zwei Jahren eine Abhandlung über die Differentialrechnung dedicirt hatte, der Leibnitz freilich mit Widerspruch entgegengetreten war, hieß ihn als Freund willkommen und gab sich der geistigen Anregung des persönlichen Austausches hin.

„Ich komme als Bittsteller zu Ihnen, wollte um Ihren Einfluß und Ihre Empfehlung bitten, wozu mich mein Gönner, der Herr Professor der Medecin Hoffmann in Halle ermuthigt hat, der mich zu Ihnen sendet.“ Er überreichte einen Brief desselben. Aus diesem und den mündlichen Mittheilungen Wolfs erfuhr Leibnitz, daß derselbe unter schweren Zeitumstän-

den in Breslau geboren, fromm und sittlich streng erzogen, in der Schule von dem Rector Gryphius und dem Lehrer und Prediger Caspar Neumann unterrichtet, in der Theologie besonders über die Mängel der Scholastik früh aufgeklärt und durch ein Gelübde der Eltern in theurer Zeit zum Prediger und Theologen bestimmt worden sei. Er fuhr fort: „Immer lag mir der Gedanke im Sinne, ob es denn nicht möglich sei, die Wahrheit in der Theologie so deutlich zu zeigen, daß sie keinen Widerspruch erleide. Das führte mich auf die Mathematik, da ich hörte, daß Alles darin so gewiß sei, und mein Lehrer Neumann, der mir sagte, daß ich wenig für hohe Gedankenflüge gemacht sei, sondern Alles langsam, bedächtig und mit Sorgfalt lernend begreifen müsse, bestärkte mich in der mathematischen Methode des Erkennens. Ich studirte von 1699 an in Jena, da ich die Theologie schon ziemlich kannte, vornehmlich Mathematik und Geometrie, immer aber als Nebenwerk der Theologie, und hörte Philosophie bei dem Scholastiker Hebenstreit und dessen Gegner Treuner, studirte auch für mich, um etwas vom Rechte zu verstehen, den Pufendorf, hauptsächlich aber die Medicina mentis von Tschirnhaus, hörte auch zuletzt noch ein Collegium über Astronomie, und ging dann nach Leipzig, wo ich mich durch die Ihnen bekannte Abhandlung habilitirte und das Glück hatte, die Aufmerksamkeit

Mencke's zu gewinnen, der mich Ihnen empfahl. In Leipzig hielt ich Vorlesungen über Mathematik, Philosophie und in diesem Jahre auch über Theologie, so wie auch über Tschirnhausens Medicina mentis, um immer praktisch zu bleiben. Im vorigen Jahre, im April, reiste ich zum Grafen Tschirnhaus, um ihn um Dasjenige zu fragen, was ich in dessen Buche noch nicht fand, und er rieth mir, von der Mathematik abzulassen und Spinoza kennen zu lernen."

Leibnitz lächelte auf seine feine, überlegene Weise und suchte durch schonende Fragen das biographische Selbstgeständniß des jungen Gelehrten zu erleichtern, von dem er erfuhr, daß er recht kümmerlich gelebt, und fast allein von dem geringen Honorar gelebt habe, welches ihm seine Recensionen in den „Acta Eruditorium" einbringe, daß man in Breslau die Absicht gehabt hätte, ihn dorthin zu berufen, aber sein früherer Lehrer Caspar Neumann dagegen aufgetreten wäre, weil er ihn für einen Anhänger des Spinoza, einen Atheisten, halte, da er das Naturgesetz über die Worte der heiligen Schrift gesetzt habe.

Wolf erzählte ferner, daß er in Leipzig auch gepredigt habe, das letzte Mal im vergangenen Mai in der Nikolaikirche und dieselbe immer mit beifälligen Zuhörern gefüllt gewesen sei. Seitdem sich aber der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, August der Starke, im Kriege mit dem Schwedenkönige Karl

XII. befinde und dieser jetzt, nach der Niederlage der Polen und Russen und Absetzung des Polnischen Königs, in Sachsen eingedrungen sei, Leipzig besetzt und sein Hauptquartier bei Altranstädt aufgeschlagen habe, seien die meisten Einwohner vor der Contribution und den plündernden Polen geflüchtet; und nach dem schimpflichen Frieden, den August der Starke mit dem Schwedenkönige am 25. September geschlossen und der die Auslieferung seines Rathgebers Patkul und dessen Hinrichtung zur Folge gehabt habe, wäre auch Wolf nicht mehr in Sachsen sicher gewesen, denn statt der abgedankten Aurora von Königsmark regiere die Maitresse Kosel, die der König-Kurfürst gleich nach dem Frieden zur Reichsgräfin gemacht habe, und es sei den lutherischen Predigern, die dagegen geeifert, der Bescheid geworden, sie möchten sagen, was sie wollten, die Kanzeln wären für den König-Kurfürsten, der ein Weltkind sei, noch höher, als für den Papst, daß er es nicht höre.

„Ich suchte, fuhr Wolf fort, nach Gießen zu kommen, reiste dorthin, traf aber den Landgrafen nicht und ging nach Halle, wo der Professor der Medicin, Hoffmann, der mir, meiner Schriften wegen wohl wollte, mich aufforderte zu bleiben. Nun sendet er mich zu Ihnen, daß Sie sich meiner annehmen und dem Minister empfehlen möchten."

Leibnitz ließ sich jetzt näher in ein wissenschaftliches

Gespräch mit ihm ein, schien aber bald gemerkt zu haben, daß Wolf nicht für die Ideen und Mysterien der Philosophie, wie sie im genialen Gedankenauffluge Leibnitzens für eine große Zukunft reiften, begabt sei, denn er lenkte in das engere Gebiet der Mathematik ein und lernte hier die Bedeutung des Mannes so hoch schätzen, daß er ihm bereitwillig versicherte, mit dem Minister von Wartenberg sprechen und seine Anstellung in Halle befördern zu wollen. Leibnitz hatte zugleich diesen Mann durchblickt, daß er eine große Zukunft vor sich habe und einen feindlichen Samen in die Haller Pietistenschule einstreuen könne, der bald aufgehen und den Naturalismus mitten im Lager der frommen Seelen zum Baum der Erkenntniß auftreiben werde. Froh kehrte Leibnitz noch an demselben Tage vom Minister zurück, der die Vorstellung des jungen, warm empfohlenen Gelehrten bewilligt hatte. Dieselbe fand am nächsten Tage statt, Leibnitz setzte alle seine Hebel in Bewegung und schon nach einer Woche erhielt Wolf die Anstellung als Professor in Halle.

Dankbar, als ein unbedingter Anhänger und Wortführer Leibnitzens, reiste Wolf schon im November nach Halle ab.

Noch eine andere Person hielt Leibnitz in Berlin den Winter hindurch fest, obgleich man sich in Herrenhausen nach ihm sehnte. Toland, der begeisterte Verehrer Charlottens, die er wie ein Mann seine

Geliebte betrauerte, war, da ihm die kirchliche Orthodoxie in England lästig geworden war, nach Berlin gekommen, wo ein gewisser Grad von Gewissens- und Denkfreiheit herrschte. Leibnitz erschrak zwar über den jungen Freigeist, der nach seiner letzten Trennung von ihm ein fanatischer Spinozist geworden war und nun mit Leibnitzen in heftige Debatten gerieth, welche für diesen aber höchst anregend wurden, indem er seine eigene Philosophie vertheidigte und im Gegensatze zu der neueren englischen Ideenrichtung Newton's, Lockes und Toland's selbst mehr zusammenfaßte und systematisirte. Auch über Bayle und die Unterredungen mit der verstorbenen Königin Charlotte wurde viel gesprochen und Leibnitz fühlte die Mahnung der seligen Freundin, seine Gedanken über Gott in einer „Theodicee" niederzuschreiben. So erweckte Toland's Widerspruch in ihm Ideen und Entschlüsse.

Man nannte Toland einen „Ketzer" der Religion, aber Leibnitz, den man zwar in Hannover den „Glaubenichts" schalt, fühlte sich dadurch wenig in seinem täglichen Umgange mit Toland beschränkt. Er hielt es jedoch für nöthig, seine eigenen Ueberzeugungen bestimmter in systematischer Form niederzuschreiben, und er bemerkte in einem Briefe an die Kurfürstin: „Ich bin ganz erfüllt mit Ideen, mit Schriften gegen Newton, mit der Theodicee, die ich gleich nach meiner Rückkehr nach Hannover beginnen

werde. Aber ach! ich fürchte, das Jahrhundert ist nicht gemacht, um meine Ideen zu empfangen!"

Noch eine andere Person ging um diese Zeit zuweilen bei Leibnitz ein und aus, ohne jedoch in die innere Welt desselben einzutreten. Es war derselbe Dippel, über den er in früheren Gesprächen mit der Kurfürstin sich unterhalten und den er als einen kühnen Kämpfer gegen die Pietisten geschildert hatte. Seit seinem, aus den Boudoirstunden der Kurfürstin uns erinnerlichen Scandal in Gießen, wo er eine Pfarre mit der Pfarrerswittwe übernehmen sollte und sich als Pseudonymus: Christianus Democritus in einer humoristischen Schrift: Oreodocia Orthodoxorum an den Frommen gerächt hatte, war er durch mancherlei Aergerniß, die seine ferneren Schriften erregten, im vorigen Jahre nach Berlin gekommen, wo er sich am Sichersten glaubte, da man ihn wie einen Ketzer verfolgte. Hier hatte er sich mit Eifer auf Alchymie und Medicin gelegt, und eine neue Farbe aus Eisen, Kali und Blausäure, das sogenannte Berliner Blau erfunden. Die Hallische Pietisten-Fakultät aber, welche die Angriffe nicht verschmerzen konnte, die Dippel ihr versetzt hatte, war mit rachsüchtigen Augen auf ihn aufmerksam geblieben und wußte ihn durch ihren Anhang in Berlin als Teufelsbanner und Goldmacher verdächtig zu machen, so daß er plötzlich im Winter verhaftet und seine Habe mit Beschlag belegt

wurde. Unglücklicherweise fand man unter seinen Papieren eine Schrift, die als eine Beleidigung und Herabwürdigung des Preußischen Hofes beurtheilt ward, und seine Person dadurch in die bedenklichste Gefahr gerieth. Es geschah dieses eben, als Leibnitz im Februar 1707 sich zur Abreise nach Hannover bereit hielt. Kurfürstin Sophia und Kurprinzessin Caroline empfingen den seit Anfange Novembers vorigen Jahres entbehrten Freund mit herzlicher Freude. Sie fanden ihn lebhaft, heiter und beweglich, denn sein Kopf war erhitzt von Ideen, die Toland angeregt hatte, und die nun zu Schriften werden sollten. Wirklich begann er die „Theodicee" zu schreiben, und es waren ihm heilige Stunden der Erinnerung, wenn er während der Arbeit in Charlottenburg zu sein und der Königin liebliche Stimme zu hören glaubte, wenn er Abends beiden fürstlichen Freundinnen vorlas und erklärte, was er geschrieben hatte. Nur oberflächlich erfuhr er, daß Dippel nach Holland entkommen sei; mehr und näher berührte es ihn, daß Mencke in Leipzig starb, daß Anton Ulrich, der durch den Abt von Corvey die erst fünfzehnjährige Elisabeth, als Braut Karl's von Spanien, in den Grundlehren der katholischen Kirche unter seiner persönlichen Aufsicht hatte unterrichten lassen, dieselbe nun am 1. Mai dieses Jahres feierlich in Bamberg in die römische Glaubensgemeinschaft aufnehmen ließ, wonach sie durch

ein Breve des Papstes gesegnet und durch Procura dem Könige von Spanien angetrauet wurde, dem sie, nach weiterer Bestimmung, am 1. August in Barcelona zugeführt werden sollte.

Dieser Umstand störte durch hinzutretende Folgen zunächst die stille wissenschaftliche Muße, in welcher sich Leibnitz seit seiner Rückkehr gehalten hatte. Es konnte ihn weniger in seinen Arbeiten zerstreuen, daß ihn der Kurfürst Georg (der sich mit seinem Sohne rüstete, um in diesem Sommer persönlich an der Campagne am Rhein, ersterer als Commandant der Reichsarmee, letzterer als Volontair, theilzunehmen, in Absicht, sich dem Kaiserhofe auf's Engste zu verbinden) durch Bernstorf auffordern ließ, sich etwas eifriger in der Geschichte des Braunschweig'schen Hauses zu zeigen und nicht durch „allerhand Allotria" von seinen rechten, dienstlichen Pflichten des Historiographen und Genealogen zerstreuen zu lassen, damit das officielle Werk gefördert werde. Leibnitz aber zögerte trotz seines historischen Eifers, weil er recht gut wußte, daß der Kurfürst nur ungeduldig war, den Ruhm und die Belobung seines Hauses zu lesen und gedruckt zu wissen; Leibnitz jedoch trieb seine braunschweigischen Studien ernster, als der Kurfürst beabsichtigte, dem es nur um die Verherrlichung seiner Dynastie zu thun war, und es war Leibnitzens Absicht, nur von Braunschweig zu=

fällig anhebend, gründliche historisch-kritische Arbeiten über ganze Zeitalter zu liefern.

Um den Uebertritt der jungen und schönen Elisabeth zur römischen Kirche in etwas zu mäßigen, Preußen zu schmeicheln und die Glaubensunterschiede in ihrer Schroffheit abzustumpfen, bewilligte Anton Ulrich sofort nach seiner Rückkehr von Bamberg den Reformirten in seinem Lande Religionsfreiheit. Das brachte aber seine lutherische Geistlichkeit in große Aufregung und als nun obenein die lateinische Rechtfertigungsschrift des Helmstedter Professors Fabricius, die den Glaubenswechsel Elisabeth's gut hieß, jetzt, von Katholischen veranlaßt, in deutscher Sprache erschien und dem Volke verständlich wurde, entstand ein neues Aergerniß, das direct den Kurfürsten Georg berührte. Da die Helmstedter Universität halb hannöverisch war und vom Kurfürsten mit unterhalten wurde, so entstand plötzlich in der Welt das Gerücht, auch der Kurfürst sei gewillt, in die römische Kirche überzutreten und die Torries ergriffen dieses, vielleicht von ihnen veranlaßte Gerücht, um das Volk in Aufregung zu bringen, indem sie riefen: „Der englische Thronfolger ist ein Römischer! die Whigs glaubten einen Protestanten für den Thron gesichert zu haben, er hat sich von den Whigs losgesagt!“

Die Kurfürstin Sophia fürchtete schlimme Folgen von diesem Gerüchte in England und schrieb an Burnet,

welcher eiligst rieth, dem Gerüchte entgegenzuwirken. Vergebens versuchte es der Abt Molanus; der Kurfürst aber befahl dem Leibnitz, in seinem Namen die Universität aufzufordern, dem Gerüchte selbst zu widersprechen und sich zugleich von dem Verdachte zu reinigen, daß sie selbst die katholischen Interessen vertrete. Nun entstand ein eifriger Briefwechsel Leibnitzens mit dem Professor Fabricius, seinem Dutzfreunde, und Anton Ulrich, der dem Verlangen Georg's entgegenarbeitete. Des Friedens wegen verstand sich endlich die Fakultät zu einer Erklärung, daß sie nicht zum Katholicismus neige. Damit war der Kurfürst nicht befriedigt; seine englische Thronanwartschaft machte eine entschiedenere Erklärung nothwendig, wozu die Whigs den Minister Bernstorf, und Sophia den Leibnitz drängten, der jetzt abermals in eine sehr schwierige Klemme seiner Doppelstellung zwischen alter und neuer Linie des Braunschweigischen Hauses gerieth, indem er von Georg gezwungen wurde, die Helmstedter Fakultät zu einer öffentlichen Verdammung der römischen Kirche aufzufordern; diese aber, Anton Ulrich's Zorn fürchtend, lehnte diese Zumuthung ab. Ergrimmt befahl Georg nun, die Tübingische Fakultät zu einer Anklage Helmstedt's zu veranlassen.

Mitten in dieser Thätigkeit rief Bernstorf, bereits im Juni, Leibnitz auf, im diplomatischen Interesse als Begleiter des hannoverschen Envoyé in das Lager des

Schwedenkönigs Karl XII. nach Altranstädt abzureisen, wo die Gesandten der Reichsmächte und auch der Herzog Marlborough versammelt waren, indem man von dem Schwedenkönige, bei einer möglichen Verbindung mit Ludwig XIV., trotz der Siege des Kaisers in Italien durch Prinz Eugen und der von Marlborough bei Oudenarde am 23. Mai in den Niederlanden gegen Vendome gewonnenen Schlacht, eine große Gefahr für das deutsche Reich fürchtete. Es war die Absicht dieser Versammlung, den Franzosenhaß Karl's XII. zu befestigen und Friedenszusicherungen gegen das Reich zu fordern, die Karl nur insofern gab, als er sie von der Vermeidung jeglicher Kränkung der Protestanten in Deutschland abhängig machte.

Als Leibnitz heimkehrte, erwarte ihn die unbequeme Helmstedter Angelegenheit von Neuem. Neugierig fragte ihn Sophia, der jede Größe des Geistes und Charakters imponirte, nach dem jungen Schwedenkönige. Leibnitz konnte ihr nur von dessen Erscheinung berichten und setzte hinzu: „Gesprochen habe ich ihn nicht, und was hätte ich ihm auch sagen sollen, da er sein Lob nicht gern hört und über Geschäfte mit Niemandem spricht!"

Der im vorigen Jahre erfolgte Tod der Gräfin Platen war in dem drängenden Strome der großen Zeitereignisse vergessen, wurde aber durch einen Um-

stand noch einmal, wenn auch in engeren Kreisen, in eine unheimliche Erinnerung gebracht. Ein düsteres Gerücht, welches durch das Schloß und hin und wieder auch in das Volk sich verlor, weckte ein blutiges Gespenst aus seinem geheimnißvollen Grabe, wurde aber schnell wieder unterdrückt und zur Ruhe gebannt. Mit heißer Miene zog die Kurfürstin ihren Vertrauten auf die Seite, um ihn über das kurz vorher Erfahrene zu befragen. Leibnitz wußte es bereits; es hatte ihm Molanus als ein geistliches Geheimniß zugeflüstert. Ein Mann, Namens Bußmann, der früher zu den Trabanten des Kurfürsten Ernst August gehört und später eine gute Anstellung erhalten hatte, war nämlich am Abend des gestrigen Tages gestorben. Auf dem Sterbebette war er sehr unruhig gewesen, hatte wunderbare, ängstliche Visionen gehabt, Gott um Vergebung einer schweren Sünde angerufen, nach demselben Geistlichen verlangt, welcher der Gräfin Platen im Sterben das Abendmahl gereicht habe, und erklärt, daß er ohne ein reuiges Bekenntniß nicht vor dem furchtbaren Gespenste Ruhe finden könne, das an seinem Bette stehe und drohe. Der Prediger Kramer war geholt worden und Bußmann hatte mit Thränen, Angstschweiß und Seelenqual erklärt, daß er einer der Mörder des Grafen Königsmark sei, daß die Gräfin den, im Sterben heftige Verwünschungen gegen sie ausstoßenden Grafen mit dem Fuße auf den Mund

getreten habe, dann der Verwundete in einem kleinen Gewölbe in einer Tonne mit Wasser vollends ersäuft, vor Morgenzeit noch in einem geheizten Backofen verbrannt und sein Rest in ein heimliches Gemach geworfen sei, das der über die That höchst erbos'te Kurfürst sofort habe mit Kalk zuschütten und zumauern lassen. Schon das Entsetzen über diese That zwang das Gefühl, die Aussage des Trabanten als eine Sterbephantasie zu beurtheilen; auch wir wollen dieser Meinung beitreten, deren wahrer Inhalt uns ein unverhülltes Geheimniß bleiben möge. Das Gerücht verstummte schnell, Niemand liebte es, davon zu sprechen; erst mehre Jahre später frischte der französische Gesandte Blondell am hannoverschen Hofe die Geschichte wieder auf, indem er sie dem englischen Reisenden William Wraxhall unter besonderen Umständen mittheilte.

Das Jahr 1708 verlebte Leibnitz theils im geistigen und gemüthlichen Verkehre mit der Kurfürstin Sophia und Kurprinzessin Caroline, theils in der Arbeit an seiner „Theodicee", und einem brieflichen Streite mit Newton, der ihm das Verdienst der Differentialrechnung absprechen und sich zueignen wollte, theils in den unangenehmen Verhandlungen der Helmstedter Fakultät, die jetzt von der Tübinger Collegin öffentlich angeklagt war, aus dem Braunschweigischen Gesangbuche den Vers:

„Erhalt uns, Herr, bei Deinem Wort,
Und steu'r des Papst und Türken Mord.“

entfernt und dadurch ihre katholische Sympathie hinlänglich verrathen zu haben. Leibnitz bat Anton Ulrich eindringlich, dem Glauben treu zu sein und sich der Universität und ihres guten Rufes anzunehmen, und das Verlangen des Kurfürsten, dessen ganzes Recht auf England und auf den Haß der römischen Kirche gegründet sei, geschehen zu lassen. Anton Ulrich blieb renitent, verfügte eine Anklage der Tübinger wegen Religionsfriedensbruch und suchte Fabricius und seine Denkschrift oben zu erhalten. Der junge Kaiser, der sich nur ungern in theologische Streitigkeiten einließ, ohnedies durch seine Gemahlin Amalia dem hannoverschen Hofe nahe stand und sich eben genöthigt sah, eine unangenehme Begebenheit in Hamburg zu unterdrücken, schlug die Anklage gegen Tübingen nieder, zwang Anton Ulrich, den Professor Fabricius zu entlassen und endete damit auch für Leibnitz diese lästige Angelegenheit. Anton Ulrich ernannte den abgesetzten Professor im Anfange April zum Director des Schulwesens, was dieser zeitlebens blieb.

Die Hamburger Ereignisse beschäftigten gleichzeitig auch den hannöverschen und preußischen Hof. Nachdem der Operndichter Postel in Hamburg gestorben war, hatte der Advokat Barthold Feind daselbst

sich durch Gedichte und Operntexte, wie „Octavia, Sueno und Masaniello", einen Namen gemacht und sich gegen die herrschende Geistlichkeit mit starken Satyren herausgewagt. Der heftige Pietistenfeind, Pastor Mayer, der an der Jakobikirche predigte und dessen Partei die „Jacobiten" genannt wurde, war nach Greifswald versetzt und der Dresdner Pastor Christian Krumbholz an dessen Stelle gerufen, um der Anführer der Jakobiten zu werden. Er überbot seinen Vorgänger noch an Eifer, hatte die alte, besitzende Bürgerschaft auf seiner Seite und gerieth mit dem Senate in einen offenen Kampf, forderte eine Verbrennung von Feind's Satyren gegen die Jakobiten durch Henkershand, regte den Pöbel gegen des Poeten Leben auf, der am Senate zwar Schutz fand, aber doch nach Schweden flüchten mußte. Ende Januar hatten die Jakobiten Feind's Schriften den Flammen übergeben, sein Bild an den Galgen geschlagen und Krumbholz eiferte von der Kanzel gegen den Senat, den er eine Versammlung von Atheisten nannte, und mit seinem Anhange aus der Stadt zu jagen aufforderte. Der Senat wandte sich an den Kaiser, an Hannover und Preußen um Hülfe. Ende Mai rückten hannöversche und preußische Truppen in Hamburg ein, Krumbholz wurde gefangen genommen und zum Kerker auf Lebenszeit verurtheilt und die Bürgerschaft zu den Kosten der Truppensendung gezwungen. Im eigent-

lichen Grunde war es eine Execution gegen die lutherische Orthodoxie, wenn auch in ihren Extremen rechtgläubigen Fanatismus, gewesen; die Pietisten freueten sich darüber und erhoben auf den deutschen Universitäten immer mehr ihr Haupt; so besonders in Halle, wo gleichzeitig mit jenen Begebenheiten, an Stelle des gestorbenen Cellarius der Professor der Beredsamkeit, Gundling eintrat, welcher eben mit Leibnitz die Ansprüche Preußen's auf das schweizerische Neuenburg staatsrechtlich zu vertheidigen bemüht war, und nun der Herrschaft der Franckeschen Richtung einverleibt wurde. Eine ziemlich selbstständige Haltung hatte indessen Wolf sich angeeignet, der, Leibnitzens Rathe, sich allein auf die höhere Geometrie zu legen, nicht gefolgt war, theils weil er in Halle keinen Geschmack an der Mathematik vorgefunden, theils eine größere Neigung fühlte, sich auf die Philosophie zu werfen und dieselbe in mathematischer Form zu erklären. Darüber war Leibnitz mit ihm in Correspondenz getreten, hatte auch Sophia viel über den jungen Professor unterhalten und, mit dessen Richtung theilweise versöhnt, das von demselben herausgegebene „Lehrbuch der Luftmessung" in ihre Hände gegeben, zumal er von Schmidt in Helmstedt erfahren hatte, daß Wolf damit umgehe, in ähnlicher mathematischer Methode die offenbarte Theologie bearbeiten zu wollen.

In Berlin hatten im Laufe dieses Jahres die

Verhältnisse am Hofe einen neuen Umschwung genommen. Obgleich schon am Ende des verflossenen Novembers die Stimmung gegen den immer noch auf der Festung sitzenden Danckelmann der Art gewesen war, daß man sich dieser Sache gern entledigen wollte, und dem Gefangenen Begnadigung angetragen, dieser aber dieselbe zurückgewiesen und den gerichtlichen Ausspruch seiner völligen Unschuld gefordert hatte, so herrschte doch der Graf Wartenberg noch ungeschwächt und mit ihm der Oberceremonienmeister von Besser, der nach dem Tode seiner „Amazone" sich nicht wieder verheirathet, sondern sich dem Beispiele der Sitte demäß, in einer Tänzerin Conradine, die er schwärmerisch besang, eine Freundin zugelegt hatte. Graf Wittgenstein war des Premierministers rechte Hand geworden, und die Gräfin Wartenberg beherrschte nicht nur den König durch Schmeichelei seiner Pracht- und Ehrsucht, sondern auch den Hof mit übermüthiger Frechheit. Dennoch hatte sich eine Partei gebildet, welche an dem Sturze dieser herrschenden Personen arbeitete und der junge Kronprinz, dessen Gemahlin manche Kränkungen von der königlichen Favoritin erdulden mußte, begünstigte im Stillen diese Oppositionspartei und hatte auch die Begnadigung Danckelmann's angeregt.

Die Nachricht, daß der König von Preußen sich zum Drittenmale vermählen wolle, schien dem han-

növerschen Hofe ein Zeichen zu sein, daß die Gräfin Wartenberg ihren Einfluß verloren habe, und beschäftigte namentlich das von Erinnerungen an Charlotte überfüllte Gemüth Sophia's, die sich einst mit widerstrebendem Herzen herabgelassen hatte, jener übermüthigen Abenteuerin zu schmeicheln, um etwas Frieden in Charlotten's Leben zu bringen. Das Gerücht der Vermählung wurde bald zur Thatsache, Friedrich I. warb um die Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, die eine strenge Lutheranerin und durch ihren Hausgeistlichen Porst zu pietistischen Andachtsversenkungen geneigt gemacht worden war. Am 28. November dieses Jahres fand die festliche Vermählung statt, aber man täuschte sich sehr in Hannover über die Wartenberg, welche nach wie vor in ihrer Stellung verblieb; auch Besser, der die Vermählung durch ein Singspiel: „Alexander's und Roxanens Hochzeit" verherrlichte, wurde überreichlich mit königlicher Gunst und kostbaren Geschenken bedacht. Diese Wiederverheirathung des Königs und die Wahl einer pietistischen Grüblerin mußte danach in Wartenberg's Plänen gelegen haben.

Mit einer gewissen Wehmuth hatte Leibnitz auf die von ihm gestiftete Societät der Wissenschaften hingeblickt, für die seit der Begründung von Seiten der Regierung nichts geschehen, am Wenigstens Geld angewiesen war. Die getäuschte Hoffnung auf einen Um-

schwung der Dinge regte seine Gedanken an, Mittel und Wege zu finden, um irgend einen Geldfond für die Societät zu schaffen, möglichst ohne fremde Hülfe, durch eigene Leistungen des Institutes; er verfiel dabei auf die wunderlichsten Dinge. Als er erfahren hatte, daß der junge Kronprinz eine der Gräfin Wartenberg feindliche Partei begünstige, und selbst die Frau hasse, glaubte er, an ihm eine Stütze zu finden, wandte sich an Sophia Dorothea, um auf ihren Gemahl einzuwirken, erhielt aber von der Kronprinzessin eine schüchterne, ausweichende Antwort. Erst die Kurfürstin war offen genug, ihm die wahre Antwort anzuvertrauen. „Ihr wißt," sprach sie in einer vertraulichen Stunde, „daß Friedrich Wilhelm schon in Hannover die Soldaten und großen Leute lieber hatte, als die Wissenschaften. Meine Großtochter gesteht mir, daß er keinen Sinn für Gelehrsamkeit hat und nur starke, große Soldaten sucht. Als sie ihn gebeten hat, sich der Societät anzunehmen, gab er die harte Antwort: „Was geht mich der Leibnitz an, den Kerl kann ich nicht einmal zur Schildwache gebrauchen!"

Leibnitz lächelte mitleidig, fuhr aber jetzt um so eifriger fort, seiner, ohne Lebenszeichen schlummernden Societät die Mittel der Thätigkeit zu verschaffen. Er wagte sich an Anton Ulrich, an die hannöversche Regierung und an Berliner Freunde, die Cultur der

Seidenraupe zu unterstützen und durch den Ertrag der Societät zu Geldmitteln zu verhelfen; er schlug der preußischen Regierung sogar vor, dem Institute das Monopol des Buchhandels zu decretiren, ihm die Stellung einer Ober-Censurbehörde zu geben, die Gelehrte mit Geld unterstütze und nützliche Bücher in billigen Ausgaben verkaufe; er bat um Organisation der Societät, die noch gar nicht in Klassen abgetheilt war; er ermunterte den Vicepräsidenten Jablonski, der ihm antwortete: „Hoffen wir auf Nichts einstweilen; Sie sind hier nicht mehr von Einfluß, ich weiß nicht, warum."

Still ging für Leibnitz das Jahr 1709 vorüber; er widmete sich ganz den gelehrten Arbeiten, der Theodicee, der braunschweigischen Geschichte, seiner Correspondenz und dem erfrischenden Umgange mit Sophien und Carolinen. Thomasius war in diesem Jahre Hofrath und Director der Universität Halle geworden, Wolf gewann eine immer festere Stellung und einen großen Hörerkreis, indem er einen deutlichen, lebendigen, durch Witze gewürzten Vortrag hatte, obgleich die Pietisten vor ihm die Studenten warnten und Francke erklärt hatte, daß er Keinen zum Christen machen könne, der den Euklid studire, und obgleich auch Thomasius eifersüchtig war, daß seine Philosophie durch die Wolf'sche verdrängt werden solle. In der politischen Welt herrschte indessen immer noch der

Kampf um die spanische Krone; die Franzosen waren abermals durch Eugen und Marlborough bei Malplaquet unweit Mons, am 11. September geschlagen und König Ludwig erbot sich sogar, seinen Enkel Philipp aus Spanien vertreiben zu helfen, da die Nachricht eingetroffen war, daß der Erzherzog als Karl III. in Madrid eingezogen sei. Man sah bei der Demüthigung Ludwig's und den Siegen Karl's im streitigen Lande selbst, dem baldigen Ende dieses, bereits achtjährigen Krieges entgegen und gab sich in Deutschland den Angelegenheiten des Friedens wieder hin. Hiervon hoffte auch Leibnitz Gewinn für seine gelehrten Absichten, da der Krieg alle Geldmittel der Höfe in Anspruch nahm.

Das Jahr 1710 begann mit einer günstigen politischen Lage im Osten und Westen des Reiches. Die Schlacht bei Pultawa hatte auch den Schwedenkönig Karl XII. gefahrlos gemacht; August der Starke war am vergangenen 5. Oktober mit dem Czaren Peter in Thorn zusammengekommen und hatte die Krone Polens wieder im Besitz genommen.

Leibnitz war besonders durch die Kurfürstin Sophia auf die politischen Vorgänge in England hingelenkt, denn hier hatten sich Kämpfe vorbereitet, die, mit einer zu fürchtenden Niederlage der Whigs, leicht der Kurfürstin Thronrecht gefährden konnten. Man war daher am „kleinen, englischen Hofe“ zu Herrenhausen sehr

aufgeregt und mit Politik beschäftigt. Sophia und Leibnitz schrieben nach England, erstere an Anna und die Führer der Whigs, letzterer an Bischof Burnet.

Aber auch in unmittelbarer Nähe war ein Ereigniß geschehen, das Leibnitz persönlich berührte und Sophia in große Unzufriedenheit versetzte. Der 77jährige Anton Ulrich, der mit stolzer Befriedigung die Thatsache erfuhr, daß der Gemahl seiner Enkelin als Karl III. in Madrid eingezogen und der Kaiser über die Franzosen Sieger geworden war, glaubte, daß jetzt die Zeit gekommen sei, seinem intriguanten Ehrgeize eine persönliche Befriedigung zu verschaffen; die Aussicht auf den Kurhut von Köln, den der Kaiser dem mit seinem Bruder, dem Kurfürsten von Bayern, in die Reichsacht gethanen früheren Besitzer genommen hatte, trieb ihn zu einem Entschlusse, der längst vorbereitet war. Es traf die Nachricht ein, daß Anton Ulrich am 11. Januar heimlich zu der römischen Kirche übergetreten und vom Papste apostolisch gesegnet sei.

In Wolfenbüttel war die Aufregung groß; das gesammte Volk, von den Geistlichen noch mehr angespornt, erhob sich gegen dieses Gerücht; Leibnitz hatte diesen Schritt kommen sehen und gefürchtet; die Geistlichkeit des braunschweigischen Landes wandte sich direct an den Herzog mit einer dringlichen Vorstellung, worin es hieß: „Durchlaucht wollen in Erwägung ziehen,

daß Sie nicht nur unter allen evangelischen, sondern allen christlichen Fürsten die Krone des höchsten Alters tragen. Was Eurer Durchlaucht tiefsinnige Wissenschaften, langgeschärfte Erfahrung, evangelische Schriften und in aller Welt ausgebreiteter Ruhm der Weisheit dazu sagen, ist klar zu ermessen, und da Sie bereits mit einem Fuße im Grabe und an der Pforte der Ewigkeit stehen, so werden Sie sowohl die Gefahr der eigenen theuren Seele, als auch das Andenken der Nachkommen in Betracht ziehen wollen.“ Auch in Berlin war die Nachricht des unverhofften Religionswechsels, der keinen Zweifel mehr aufkommen ließ, mit Ueberraschung aufgenommen. König Friedrich I. schrieb darüber an seinen Schwager Georg: „Ich habe die Zeitung mit Bestürzung und Betrübniß vernommen; des Herzogs Seele ist am Meisten zu beklagen, Alter schadet vor Thorheit nicht, aber wie passen die Lieder dazu, die der Herzog selbst gemacht hat? Man hört jetzt von so vielen Abfällen, daß es scheint, als seien die letzten Zeiten da und der Teufel los.“

Anton Ulrich konnte und wollte das Geschehene nicht länger verheimlichen; am 11. April erkärte er seinem Lande den Uebertritt zur römischen Kirche. Es war eine Beruhigung für das Land, daß sich des Herzogs Söhne weigerten, dem Beispiele des Vaters zu folgen, sondern der evangelischen Lehre treu blieben. Nur seine beiden Töchter, von denen die eine an den

Grafen Stolberg verheirathet und die andere Aebtistin des protestantischen Stiftes Gandersheim und seltsamer Weise gerade in Mutterhoffnung war, traten gleichfalls zur katholischen Kirche über. Der erwähnte, etwas zweideutige Umstand der Aebtistin verhinderte nicht, daß sie erklärte, es sei ohne Verletzung der evangelischen Züchtigkeit geschehen, und daß der Papst ihre Heiligkeit öffentlich lobte.

Neue Ereignisse lenkten Sophiens und Leibnitzens Aufmerksamkeit und Austausch von Wolfenbüttel ab. Aus Berlin hatte Sophia Dorothea mancherlei berichtet, was schließen ließ, daß sich dort große Dinge vorbereiteten und der junge Kronprinz, seinem derben, soldatischen Charakter folgend, auf einen Gewaltstreich sinne, um die ihm feindlichen Personen zu entfernen. Der Pietismus hatte jetzt Ueberhand genommen, die Königin war durch den Cabinetsprediger Porst mit den Pietisten zu Halle in eine intime Verbindung gebracht, die frömmelnde Grübelei der Königin wurde genährt, um durch sie Einfluß auf die Stimmung des Königs zu erlangen. Die Gräfin Wartenberg aber benahm sich gegen sie nicht weniger hochfahrend und übermüthig, als früher gegen Charlotte und ihr Einfluß hatte einen so festen Schwerpunkt auf des Königs Willen gewonnen, daß sogar vor einiger Zeit, als es zwischen ihr und der Frau des holländischen Gesandten bis zum Ohrfeigen gekommen war, der König unter

Androhung einer Kriegserklärung gegen die Niederlande, den Gesandten zwang, seiner Frau eine demüthige Abbitte vor der Gräfin aufzuerlegen. Das war dem Kronprinzen doch zu maßlos gewesen, er hatte sich enger mit der Oppositionspartei verbunden und, selbst von dem Grafen beleidigt, sich zum stillen Führer der Unzufriedenen gemacht.

Während einst Charlotte, im Schmerze der Kränkung durch jene freche Buhlerei, sich an das Mutterherz, auf das stille Charlottenburg, in das schöne, freie Reich der Musik, Poesie und Philosophie, in Leibnitzens geistige Atmosphäre flüchtete, rettete sich die Nachfolgerin in das weinerliche Gebiet der Frömmelei, in die Arme des Heilandes, in die Kreise Canstein's und Francke's, aber ihr Gemüth schöpfte hier nicht, wie einst Charlotte im Reiche der Kunst und Wissenschaft, Seelenstärke und heitere Geistesfrische, sondern umschleierte sich mit den farblosen Nebeln der Mystik und versank mehr und mehr in Tiefsinn und Gemüthskrankheit. Der König konnte nicht blind gegen die Einwirkungen der Frömmelei auf seine Gemahlin bleiben, die er von sich entfernt hielt; die öffentliche Stimme des Volkes erhob sich immer lauter gegen die Pietisten und die schandvolle Wirthschaft der Gräfin. Endlich im Juni kam es zu einer Explosion zwischen Vater und Sohn, Partei gegen Partei; der Kronprinz trat offen als Opponent am Hofe auf, sein Anhang

erhob sich gegen die Gräfin und ihren Mann, eine Palais-Revolution drohte zu einem Aufruhr in Berlin zu werden.

Man war in Herrenhausen nicht wenig überrascht und erfreut, als im Laufe des Juni die Nachricht eintraf, daß der König von Preußen der Auflehnung seines Sohnes habe nachgeben müssen, daß das Ministerium Wartenberg gestürzt, der Graf nebst Wittgenstein entlassen, die Gräfin verabschiedet und Besser in Ungnade gefallen sei. Daß der König nur mit heftigem Widerstreben der Macht der Verhältnisse nachgegeben hatte, bewies der Umstand, daß er dem Grafen Wartenberg alle ihm verliehenen Güter ließ und ihm eine Pension von 20,000 Thalern aussetzte. Die Luft am Hofe war aber einmal gereinigt, wenn auch erkauft durch eine dauernde feindliche Stimmung zwischen Vater und Sohn. Letzterer hatte auch die sofortige Unschuldsanerkennung Danckelmann's gefordert, aber der König sich nur auf eine Begnadigung einlassen wollen, die der Gefangene abermals ablehnte.

Kaum hatte Leibnitz den Sturz Wartenberg's erfahren, als sein stets combinirender Geist neue Hoffnungen für seine Societät der Wissenschaften daran knüpfte, denn jenem Manne allein schrieb er die Verweigerung der Geldmittel und die Nichtbeachtung aller seiner Vorschläge zu. Freilich konnte er vom Kronprinzen keine Fürsprache erwarten, der die Wissen-

schaften so wenig, wie ihn selbst achtete, aber er entschloß sich, direct an das neue Ministerium und den König die Bitte zu richten, endlich der Societät eine Aufmerksamkeit zu schenken und deren Arbeiten zu organisiren. Er blieb ohne Antwort; auch der Hofprediger und Vicepräsident hatte nur allgemeine Erwiderungen und wies ziemlich deutlich auf die Abneigung des Kronprinzen gegen ihn hin. Als Präsident der Societät fühlte sich Leibnitz daher tief gekränkt und übergangen, als er plötzlich erfuhr, daß schon am 3. Juli im neuerbauten Observatorium, mit feierlichem Akte, die Societät als Akademie eingerichtet, in vier Klassen constituirt und von Jablonski durch eine feierliche Begrüßungsrede geweihet sei. Man hatte Leibnitz weder um die Einrichtung der Klassen zu Rathe gezogen, noch daran gedacht, daß er Schöpfer und Präsident sei. Er fühlte mit Charlottens Tode seinen Einfluß in Berlin erloschen und suchte sich jetzt im Angedenken dieser unvergeßlichen Frau zu trösten und zu zerstreuen, indem er sich in die Arbeit der „Theodicee" vertiefte und sich dabei in die Stunden zurückversetzte, in denen die Gedanken angeregt waren, die er jetzt niederschrieb.

Die Stille seiner Studirstube, die er den Sommer über in Herrenhausen unter Sophiens Dache aufgeschlagen hatte, wurde aber durch das persönliche Verhältniß zu seiner Freundin, deren Interessen auch die

seinigen waren, mittelst wichtiger Ereignisse unterbrochen. Bald nach dem Julimonate, in dem Ludwig XIV. plötzlich die Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser und Marlborough abgebrochen hatte, traten in England Umstände ein, die für Sophia und ihre Kronerbschaft höchst bedenklich wurden. Die Königin Anna war ganz in den Händen der Torries, der schöne, freigeistige Bolingbroke, ein englischer Alcibiades, gewann das unbedingte Vertrauen der Königin und agirte gegen den Herzog Marlborough, um diesen aus dem Feldzuge der Niederlande abrufen zu lassen und seine Whigpartei zu stürzen. In dieser Partei wurzelte aber Sophiens Erbrecht an die englische Krone. Marlborough's Schwiegersohn, der an der Spitze des Whigministeriums stand, kämpfte, gestützt auf den öffentlichen Geist des Volkes, ermattend gegen die Intriguen der Hoftorries, die dem katholischen Präsidenten Stuart, der in Lothringen lebte, die Krone Anna's zuzuwenden gedachten.

Es ist begreiflich, wie in Herrenhausen diese Schwankungen der englischen Politik verfolgt wurden, und ein reger Briefwechsel zwischen Sophien, Leibnitz und den Whigführern statt fand.

In diesen politischen Aufregungen, an denen der Kurfürst wenig Theil nahm, und deren Antheil er seinem Minister Bernstorf und dem geheimen Secretair, dem Legationsrathe Johann von Robethon überließ, der die englischen Lokal- und Personenverhältnisse

kannte, und jetzt auf Bernstorf's Antrieb für den Kurfürsten agirte, den er als Erben der Krone, ohne Sophia dabei zu berücksichtigen, zu vertreten bemüht war, trat in den Lebenskreis der alten Kurfürstin unerwartet eine friedliche Erscheinung ein. Händel, der Musiker und Componist, der einst in seinem elften Lebensjahre in Charlottenburg der jungen Kurfürstin vorgestellt worden war und dessen Vater die brandenburgische Unterstützung ausgeschlagen hatte, traf, aus Italien kommend, am Hofe zu Hannover ein, um hier seine neue Oper „Rinaldo" und mehre geistliche Concerte aufzuführen. Er war ein Mann von vierundzwanzig Jahren geworden, hatte als Orchestermitglied in Hamburg bereits viele Opern componirt, sich dann in Lübeck eine Summe Geld erspart und sich im vorigen Jahre nach Italien begeben, wo er einen glänzenden Siegeszug gehalten, bei den berühmtesten italienischen Kunstmeistern Corelli und Scarlatti Anerkennung und Bewunderung gefunden, von Fürsten Auszeichnungen und Geschenke reichlich empfangen und von Frauen, die um die Gunst des „schönen Sachsen" sich bewarben, die größten Huldigungen erfahren hatte. In Rom waren seine Opern und seine Gegenwart ein Ereigniß geworden; man hatte ihm sogar große Anerbietungen des Papstes vorgehalten, wenn er katholisch werden wolle, aber seine Antwort war gewesen: „Ich bin nicht geneigt und geschickt, über Religion

nachzuforschen; ich will auf meine protestantischen Glaubenslehren sterben, mögen sie nun wahr oder falsch sein.“

Als ein berühmter Mann kam er jetzt nach Hannover. Der Kurfürst, obgleich weder Kenner noch Enthusiast und Protector der Musik, wurde doch durch den Ehrgeiz gestachelt, einen Mann, der ganz Italien begeistert und solchen Ruf hatte, daß die Fürsten sich um ihn bewarben, an seinem Hofe zu fesseln und schon nach den ersten Opernvorstellungen ließ er ihn kommen, um ihm die Stelle eines Kapellmeisters anzubieten. Händel entgegnete, daß er auf dem Wege nach London sei, wo er erwartet werde, und zögerte. Als er aber die Kurfürstin Sophia und deren für Musik begeisterte Schwiegertochter Caroline im engen Zirkel zu Herrenhausen kennen gelernt hatte und hier durch Geist, Verständniß und Geschmack in ein inneres Sympathieleben eingetreten war, da verlängerte er seinen Aufenthalt in Hannover, und nahm die Stelle des Hofkapellmeisters an, unter der Bedingung, daß er zuvor seinen Einladungen in England nachkomme. Georg ließ ihm die Bestallung ausfertigen, gewährte die Reise als einen „Urlaub“ und der Hof, namentlich aber Sophia und Caroline, sahen der Zeit freudig entgegen, wo ein neues Kunstleben für Hannover anheben werde, da die Wissenschaft nicht im Stande gewesen war, sich geltend zu machen. Leibnitz war allerdings

bei der Kurfürstin mit Händel zusammen gekommen, aber Beide waren sich ziemlich fremd geblieben. Der Componist war für des Philosophen Welt, der Philosoph im Reiche der Töne unfähig gewesen, sich gegenseitig auf einer gemeinschaftlichen Höhe zu begreifen. Leibnitz überließ seine fürstlichen Freundinnen der Gemüthserquickung der Musik, und arbeitete in dieser Zeit um so eifriger an seiner „Theodicee," dem Wiederhall seiner Stunden auf dem längst geistig verödeten Charlottenburg.

Händel reiste im Spätherbste nach London ab, Leibnitz trat wieder in seine alleinigen Rechte der geistigen Freundschaft zu Herrenhausen zurück. Trotz der Zurücksetzung, welche er im Juli als Präsident der Berliner Societät erfahren hatte, war er doch für seine Schöpfung mit solcher versöhnlichen Vaterliebe erfüllt, daß er sich freute, als die Societät endlich ein Lebenszeichen durch Herausgabe der „Miscellanea Berolinensia" geben wollte, und er war bereit, Beiträge dafür zu liefern. Er veröffentliche eine neue Abhandlung über Differentialrechnung, über die Entdeckung des Phosphors und mehre lateinische Gedichte. Ende December aber trat er in das Gemach der Kurfürstin mit einem starken Manuscripte, ihr anzeigend, daß er nunmehr seine „T h o d i c e e" vollendet habe. Sie war in französischer Sprache geschrieben und bot nun, während sie gedruckt wurde, ein reiches Material

für die Unterhaltung in der Winterzeit dar. Er war, im Gedanken an die Stunden, in denen er Charlotten einst die Zweifel Bayle's zu widerlegen bemühet gewesen war, unwillkürlich in der Darstellungsform der Widerlegung geblieben, um den wahren Kern seines Glaubens zu enthüllen, ebenso gegen den bloßen Naturalismus, wie gegen die dogmatische Theologie streitend.

„Ihr habt," sagte Sophia in einer Boudoirstunde, „das Buch für die elegante Welt geschrieben, zugleich belehrend und unterhaltend, ernst und witzig. Was werden die Gelehrten dazu sagen?"

„Für sie will ich gleichzeitig eine lateinische Ausgabe besorgen. Mögen sie es lesen und angreifen, ich tröste mich damit, der Welt bewiesen zu haben, daß die Orthodoxen und Pietisten mit ihrer Lehre von dem irdischen Jammerthale und der Nichtswürdigkeit der Menschenseele eine Albernheit vertreten."

„Man wird Euch erst recht den „Glaubenichts" nennen."

„Ein Glück, daß meine Seligkeit nicht von diesem Urtheile abhängt."

„Ja, ja," flüsterte Sophia, die Thräne der erinnerungsschweren Liebe unterdrückend, „ich sah meine Charlotte mit bewunderungswürdiger Ruhe sterben, so denke auch ich in das große Jenseits einzutreten."

Der Winter verging, das Jahr 1711 schritt vor bis in den Frühling, die Theodicee war erschienen, gleichzeitig mit einer Schrift, in welcher ein Pastor Büttner die „Zeichen und Zeugen der Sündfluth" nachwies, wonach die ganze Erde zu ihrem Untergange reif, gänzlich verdorben, zerstört, schwindsüchtig, wassersüchtig und kaltbrandig sei.

Die Kurfürstin hatte ihren scharfen, feinfühlenden Blick bewährt, als sie gemeint hatte, daß die Theodicee mehr für die elegante Welt, als die Gelehrten sei. Es erschienen fast gar keine Angriffe und Kritiken, weder von Orthodoxen und Pietisten, noch Naturalisten; die Gelehrten hatten einen zu großen Dünkel, um ein Buch zu lesen, daß sie beim flüchtigen Ansehen als ein „belletristisches" geringschätzend wegwarfen. Nur Wolf, der dem Urheber seiner Stellung in Halle noch eine gewisse Aufmerksamkeit schuldig zu sein geglaubt hatte, zeigte das Buch, das er jedoch nur flüchtig durchblättert zu haben versicherte, mit allgemeinen Redensarten an. Und doch enthielt dieses Buch Leibnitzens Glaubensbekenntniß und Seligkeitslehre. Selbst Molanus vermied das Gespräch darüber mit ihm.

Die philosophische, kleine Welt erhielt in diesem Jahre durch die politischen Ereignisse der großen Welt heftige Erschütterungen und Störungen. Schon im Anfange des neuen Jahres hatte Leibnitz, absichtlich

auf einige Tage, eine Ausflucht nach Berlin gemacht, da Jablonski die früheren Unionsverhandlungen mit der anglikanischen Kirche selbstständig wieder in die Hand genommen und deshalb sich an Leibnitz gewandt hatte, um durch die Verbindungen der Kurfürstin mit den Whigs, seine Schritte unterstützen zu lassen. Das machte eine persönliche Verständigung mit Jablonski nothwendig; außerdem sollte die Societät am 11. Januar als Akademie feierlich eingerichtet werden, und er wollte dieses Mal nicht als Präsident dabei fehlen, zumal Jablonski ihn eingeladen hatte, um die frühere Uebergehung vergessen zu machen. Kaum aber in Berlin angelangt, wurde Leibnitz krank und konnte sich nur so langsam erholen, daß er Frühling und Sommer in Berlin liegen bleiben mußte und an eine Rückreise, so sehr auch die Kurfürstin ihn in ihre Nähe wünschte, nicht denken konnte. Es hatte sich indessen auch in Berlin die Stimmung gegen die Pietisten bei der wachsenden Gemüthskrankheit der Königin, die man sogar bewachen mußte, um religiösen Exaltationen vorzubeugen, bedeutend geändert. Im April erschien ein königliches Schreiben, welches ernstlich die Conventikel in Halle und alles fanatische und naturalistische Unwesen bedrohte und verbot. Gleichzeitig wurde aber Leibnitzens persönliche Lage in Berlin sehr unbequem. Der preußische Hof, namentlich der Kronprinz, hielten seine Krankheit für simulirt und ihn selbst für einen

hannoverschen Spion; er wurde mißtrauisch überwacht und mit Kälte betrachtet; es mochte dieser Argwohn zu Bernstorf's Ohren gekommen sein, denn plötzlich erhielt Leibnitz Befehl, nach Hannover zurückzukehren, da der Kurfürst sehr unzufrieden sei über einen Diener, den er für die Bibliothek und Hausbistorie übermäßig bezahle und der nichts darin arbeite, sondern im Auslande nur müßig liege und schlimmen Verdacht erwecke. Leibnitz fühlte sich durch diese plumpe Sprache so gereizt, daß, wenn er nicht wirklich krank und zu reisen unfähig gewesen wäre, er dennoch nicht nach Hannover sich zurückbegeben hätte; er schrieb an die Kurfürstin, die ihm antwortete: „Meines Sohnes Unzufriedenheit hat nur einen flüchtigen Grund gehabt und er denkt wohl nicht mehr an Euch. Es war ein hoher Engländer hier, der nach Euch fragte und voll Rühmens war. Das schmeichelte dem Kurfürsten, und um Euch als eine Novität zu zeigen, befahl er, daß Ihr an den Hof kommen solltet. Als er erfuhr, daß Ihr ohne Urlaub in Berlin seid und Bernstorf ihm bemerkt hatte, daß man Euch dort für einen kurfürstlichen Spion ansehe, ist er sehr heftig geworden und hat das Schreiben an Euch befohlen. So erzählte es mir Braun. Gebe der Himmel, daß Ihr bald genesen möget; ich sehne mich recht nach Euch, es schwindelt mir von dem englischen Wirrwarr der Kopf."

In der That ging es wirr in der Welt zu. In

England war das Whigministerium mit Godolphin gestürzt, Marlborough in Ungnade gefallen und aus den Niederlanden abgerufen; Bolingbroke hatte gesiegt; die Königin Anna, die sich alle Nachmittage berauschte, dachte an die Uebertragung der Krone an den katholischen Jakob. Aber auch Deutschland sollte eine Erschütterung erfahren. Der junge Kaiser Joseph, der Gemahl der hannoverschen Amalie, starb im zweiunddreißigsten Lebensjahre an den Pocken. Eine neue Wahl wurde nothwendig, der König von Polen bewarb sich eifrig um die Nachfolge, auch der König von Preußen, durch Ludwig XIV. aufgereizt, hatte Absichten auf die Reichskrone und darum beargwöhnte man Leibnitzens Aufenthalt in Berlin als eine kurhannöversche Spionage. Da man den langsam genesenden Philosophen weiter nicht nach Hannover verlangte und, wie Sophia voraussagte, nach flüchtiger Aufregung wirklich vergessen zu haben schien, so fühlte er auch nach seiner Wiederherstellung keine besondere Lust, nach dem ihm verhaßten Hannover freiwillig zurückzukehren, zumal die alte Kurfürstin, mit ihren englischen Angelegenheiten jetzt ausschließlich beschäftigt, wenig für philosophische Unterhaltungen aufgelegt und Leibnitz nicht sonderlich mit seiner Politik für die Whigs glücklich gewesen war, die ohnehin jetzt, im Interesse und Auftrage Georg's, der Geheime Legationsrath von Robethon gänzlich in die Hand genommen hatte.

Unterdessen brachten die politischen Begebenheiten auch den alten Anton Ulrich in neue ehrgeizige Bewegung und dieser hatte, trotz seines Religionswechsels, doch so viel Anhänglichkeitsgefühl und Vertrauen zu Leibnitz, daß er sich im Herbste an ihn wandte, um sich seines Rathes oder vielmehr seiner dienstwilligen Feder zu versehen. Er hatte die stolze Freude, daß, trotz der Agitationen Preußens und Sachsens, die Kaiserwahl auf den spanischen König Karl III., den Gemahl der Wolfenbüttel'schen Prinzessin Elisabeth fiel, deren Vermählung und Glaubenswechsel Anton Ulrich betrieben hatte, und die nunmehr das zweifelhafte Glück aller Fürstinnen dieser Zeit genoß, neben einer Favoritin dem Gemahle nur halb anzugehören, denn auch Karl hatte eine Gräfin Pignatelli zur Maitresse. Mit der Wahl desselben zum Nachfolger seines Bruders auf den römisch-deutschen Kaiserthron, war plötzlich die politische Lage Europa's verändert und England konnte so wenig wie andere Mächte des Gleichgewichtes, ein Interesse verspüren, dem deutschen Kaiser noch ferner die spanische Krone zu erkämpfen. König Ludwig, nach der Schlacht bei Malplaquet fast bis zur Demüthigung kleinlaut und friedliebend geworden, schöpfte neue Hoffnungen und Muth, als England sich zurückzog und die europäische Stimmung sich gegen die Vereinigung der deutschen und spanischen Krone aussprach. Gleich nachdem Karl am

12. October zum deutschen Kaiser öffentlich proklamirt war, lud Anton Ulrich den Leibnitz ein, sofort zu ihm zu kommen und mit ihm eine Reise nach Torgau zu machen. Leibnitz, höchst mißvergnügt über seinen Kurfürsten, der überhaupt jetzt mehr als je alle Leute des Geistes haßte, weil sein Ehrgeiz durch das Benehmen seines engagirten Kapellmeisters Händel höchst beleidigt war, der sich nicht wieder in Hannover eingefunden und in England, ohne Entschuldigung gegen den Kurfürsten, eine dauernde Anstellung angenommen hatte, reiste von Berlin nach Wolfenbüttel und wurde hier in die Pläne Anton Ulrich's eingeweiht, die dieser bereits diplomatisch betrieben hatte. Er wollte nämlich seine zweite Enkelin, die 21jährige Tochter des Herzogs von Braunschweig-Blankenburg, Ludwig Rudolph, Charlotte, Christine, Sophie, mit dem Sohne Peter's des Großen, dem von seinem Vater hart behandelten, sogar schon mit Enthauptung bedrohten Alexei vermählen.

Peter glaubte den gegen ihn lieblos gewordenen Sohn, dessen Mutter Eudoxia in einem Kloster schmachtete, durch eine Vermählung umzustimmen, hatte sich gleich nach der Schlacht am Pruth im vorigen Jahre nach Carlsbad begeben und von hier aus bei Anton Ulrich um dessen schöne, sanfte Enkelin werben lassen. Der Ehrgeiz des alten Herzogs kannte die Lockung, auch eine russische Kaiserin aus seinem Stamme

hervorgehen zu sehen, nicht abweisen, die denn auch angenommen und gegenseitig beschlossen war, obgleich Alexei, der sich nur dem Zwange fügte und schon deßhalb die noch nicht gesehene Braut haßte, weil er sie vom Vater nehmen und dieser ihn durch sie bessern wollte, keine glückliche Zukunft versprach. In Braunschweig hatte man bis jetzt diese Vermählung geheim gehalten, kaum war sie aber der Geistlichkeit bekannt geworden, als die Pastoren auf den Kanzeln heftig dagegen eiferten und den Herzog anklagten, eine Prinzessin dem Papstthum, die andere dem Heidenthum geopfert zu haben; und gewiß auch einwilligen werde, wenn morgen der Teufel die dritte fordern würde.

Leibnitz reflectirte nicht darüber, er war Egoist der Wissenschaft und ihm die Wiederbegegnung mit dem Czaren, von dem er, obgleich derselbe im eigenen Lande Barbar war, doch eine weitere Westeuropäische Bildung voraussetzte, die Hauptsache. Alle Projecte, die er früher bei Peters Anwesenheit in Hannover gefaßt und mit der Kurfürstin besprochen hatte, und die er nicht anzubringen fähig gewesen war, da der Czar ihn nicht beachtete, tauchten jetzt frisch wieder in ihm auf, und Anton Ulrich versprach ihm Unterstützung.

Am 25. October fand auf dem Schlosse zu Torgau die Trauung der so unglücklich gewordenen Prin-

zessin mit Alexei, durch einen Russischen Popen in griechischer Sprache statt; der Czar setzte dem Paare eigenhändig die Krone auf, die der Priester den Vermählten ritualmäßig wieder abnahm. Nun aber trat Leibnitz, der ziemlich Russisch sprechen konnte, dem Czaren näher; setzte ihm seine Ideen und Pläne auseinander, fand Gehör und knüpfte den Wunsch daran, daß zur Verwirklichung der Projecte, wodurch Rußlands Bildung und geistiger Austausch mit Westeuropa bedeutend gefördert werde, der Czar eine Akademie in Petersburg stiften möge. Jener fand Wohlgefallen an diesen Vorschlägen, versprach Förderung derselben, namentlich der Lieblingsidee Leibnitzens, organisirte, gleichmäßige Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel möglich zu machen, und forderte eine Denkschrift darüber. Begeistert von dem Czaren schwärmte Leibnitzens combinirender, stets nach einem großen Terrain seiner Ideenausbreitung drängender Geist in die Zukunft hinein und er schrieb darüber exaltirte Briefe schon von Torgau aus an die Kurfürstin und den Freund Fabricius in Wolfenbüttel.

Der neue Kaiser Karl, der letzte des Habsburger Hauses, welcher zwar nicht den energischen Charakter seines verstorbenen Bruders Joseph hatte, sondern mehr engherzig, mißtrauisch und kleinlich war, in die alte schleppende Weise der früheren Verwaltung seines Vaters wieder einlenkte und sich den Prinzen Eugen

entfremdete, hatte trotzdem eine gewisse Achtung für den Geist, und von seinem Vater Leopold ein besonders günstiges Gefühl für Leibnitz übernommen, zumal dieser die Rechte Karls auf Spanien öffentlich vertheidigt und jener diese Schrift hoch aufgenommen hatte. Die Pläne einer Akademie zu Wien, die Leibnitz einst bei der Thronbesteigung Joseph's demselben insinuiren ließ, die aber durch die Kriegsereignisse zurückgedrängt waren, brachte er auch jetzt, von Peters Versprechungen neu und stärker angeregt, zur Kenntniß des neuen Kaisers, auf den er zugleich Anton Ulrichs Einfluß in Bewegung setzte. Daß seine Ideen ein geneigtes Ohr fanden, und er selbst zu neuen Hoffnungen auf Wien berechtigt wurde, bestätigte der Umstand, daß Karl bei seiner Krönung Leibnitz zum Reichshofrathe und Reichsfreiherrn ernannte.

Diese Nachricht erfreute die Kurfürstin Sophie eben so hoch, als sie Georg und der Hannoversche Hofadel mit einer stolzen Sufficance aufnahm, obgleich der Kurfürst eine Regung des Ehrgeizes dabei fühlte, den vom Kaiser ausgezeichneten Mann als seinen Diener zu haben. Damit stieg aber auch die Eifersucht, ihn in Hannover zu fesseln und nicht nur fremden Herren vorherrschend dienstbar zu sehen, so wie die Absicht, ihn als Mittel bei dem Kaiser gelegentlich ausnutzen zu können. Georg ließ ihn deshalb mit schonenden Worten einladen, sich seiner Pflichten in

Hannover zu erinnern und die Welfengeschichte des Hauses nicht zu versäumen. Man wußte recht gut, daß Leibnitz etwas geldgierig war und die 1300 Thaler Gehalt, nebst freier Wohnung, freiem Licht und Holz und den Begünstigungen an Fourage für Pferde sowie die Kostgelder für Dienerschaft nicht verschlagen werde, da Anton Ulrich ihm nur 650 Thaler zahlte. Dieser Geldtrieb Leibnitzens entsprang aber einzig aus dem Streben, der Wissenschaft und der Verwirklichung seiner Ideen um so größere Opfer bringen zu können. Aber auch dieser Geldpunkt erlitt eine Schwächung der Fessel, womit man ihn an die Vollendung der Geschichte des Braunschweigischen Hauses zwingen konnte, als Kaiser Karl zu Neujahr 1712 dem Reichshofrathe eine Jahrespension von 2000 Gulden aussetzte.

Hätte man in Hannover einen anderen Mann aufgefunden, der fähig gewesen wäre, jene Hausgeschichte zu schreiben und in den Archiven so Bescheid gewußt hätte, wie er, man würde ihn, als einen Diener fremder Herrn, der, statt der bezahlten Arbeit „Allotria" trieb, mit sammt seinem Ruhme haben abziehen lassen; jetzt aber mußte man schonender mit ihm verfahren und Bernstorf wollte noch den Umstand ausbeuten, einen in Wien begünstigten Reichshofrath zugleich als pflichtigen Unterthan des Kurfürsten zu verwenden.

Bis zum Sommer 1712 lebte Leibnitz in Hanno-

ver, theils im Verkehr mit der von der englischen Politik vielfach zerstreuten Kurfürstin, theils beschäftigt mit der Denkschrift für den Czaren von Rußland, theils mit den Archiven und Bibliotheken in Hannover und Wolfenbüttel, zur Förderung der Hausgeschichte. Im Grunde fühlte er, daß ihn nichts mehr in Hannover fessele, als die alte Kurfürstin, die er wahrhaft liebte und ehrte. Jetzt, wo er sich nebenbei in einem Streite mit Newton befand, der die Idee der Differentialrechnung sich selbst zuschrieb, und zu dessen Gunsten eine wissenschaftliche Commission in London entschied, wodurch seine bürgerliche Ehre gekränkt und des absichtlichen Plagiats beschuldigt wurde, jetzt, wo er, des Eigenthums seiner Ideen bewußt, in einem hohen Grade verstimmt war, leuchtete ein freundlicher Stern in seine düstere Wolke des unerquicklichsten Streites; Peter der Große war wieder in Karlsbad eingetroffen und ließ ihn zu sich fordern. Neu ermuthigt und in weitere Ideenkreise fortgerissen, reiste er sogleich ab. Der Czar hatte Leibnitzens Denkschrift näher geprüft und beurtheilen lassen, empfing ihn mit großer Freundlichkeit, billigte seine Ideen, hörte ihn aufmerksam an, wenn er ihm verständlich zu machen suchte, daß der Wille eines Herrschers nicht allein von Oben herab die Cultur eines rohen Volkes erzwingen könne, sondern der Geist der Wissenschaft und Philosophie auch im Volke selbst den

Fortschritt anbahnen müsse; er unterhielt sich mit dem Kaiser, der eine große Wißbegierde zeigte, über die Rechenmaschine, Mathemathik, Mechanik und Schulwesen und fesselte ihn so sehr, daß derselbe ihn aus seiner Nähe sobald nicht wieder entließ und ihm wiederholt versprach, wenn kein Krieg störe, die Akademie in Angriff zu nehmen. Als der Czar im November nach Dresden ging, mußte ihm Leibnitz dorthin folgen, wo er sich denn endlich am 27. des Monats, als Peter nach Berlin weiter reiste, von ihm verabschiedete und zum Kaiserlich Russischen Geheimen Justizrathe mit einer Jahrespension von 1000 Albertusthalern, ernannt wurde.

Entzückt von dem Herrscher eines großen Theiles der Erde, das nunmehr dem Geiste Leibnitzens und dem Lichte der Cultur aufgeschlossen werden sollte, freier als jemals in seinem Gemüthe und Gelehrtenrufe, fühlte sich der Philosoph nach Peters Abreise. Dieser, nunmehr ein Mann von 50 Jahren, war nicht mehr der sittenlose Jüngling, der einst den Hannoverschen Hof in Schrecken versetzte und von Charlottens Anmuth gezähmt erschien. Alles und das Größte hoffte Leibnitz jetzt von ihm. Nur das Bild der lieben Kurfürstin trat vor seine Seele, wenn er an Hannover dachte; sein Geist, einmal erregt, glaubte nunmehr die größeren Kreise der Thätigkeit einschlagen zu müssen und nicht seine Zeit in dem ohnehin

unruhig gewordenen Herrenhausen der persönlichen Sympathie widmen zu dürfen. Herzlich, begeistert vom Czaren, schrieb er an die Kurfürstin, daß sie seine längere Abwesenheit entschuldigen möge, da seine Pläne ihn nach Wien zögen. Ohne Urlaub vom Kurfürsten Georg einzuholen, dessen Ungunst ihm jetzt gleichgültig war, reiste er von Dresden direct nach Wien, mit Empfehlungsschreiben des Jesuiten Orbanus an dortige Freunde desselben versehen. In Wien fühlte er sich nicht so fremd, wie in dem kalten Hannover; der Kaiser Karl dankte ihm immer noch die einstige Schrift zur Vertheidigung seiner spanischen Thronrechte durch Zuneigung; seine Gemahlin Elisabeth und die Kaiserin Wittwe empfingen ihn als einen alten, heimathlichen Bekannten ihrer Jugend in Wolfenbüttel und Hannover, als den Freund Anton Ulrichs. Prinz Eugen, den der Krieg nicht mehr in Anspruch nahm, da man wegen der spanischen Erbfolge friedlich zu Utrecht unterhandelte, und der den Einfluß auf die Staatsgeschäfte verloren hatte, wandte sich jetzt den Wissenschaften zu und zog Leibnitz an sich, um sich von ihm die Monadenlehre erklären zu lassen.

So lebte er im Verkehr mit dem Hofe, großen Männern und den Gelehrten Wiens im Vollgenusse seines geistigen Bedürfnisses; das übrige Wien kümmerte ihn nicht, für die schlechten Sitten, die hier das Recht der Mode hatten, war er blind und längst ab-

gestumpft. Jede vornehme Dame hielt sich noch einen Liebhaber, den die Männer als ihren Geschäftsträger im Departement der inneren Angelegenheiten des Hausstaates anerkannten, und der in jeder Gesellschaft an ihrer linken Seite saß. Leibnitz kannte solche Zustände schon zu lange in Hannover, um sich dafür noch aufmerksam zu zeigen. Ihn beschäftigten ganz andere Dinge. Mit dem Prinzen Eugen besprach er, da er auf Berlin alle Hoffnung und auch allen Einfluß verloren hatte, die Gründung einer Wiener Akademie, die zugleich eine Urkundensammlung, ein Antiken- und Kunstcabinet, eine Sternwarte, ein chemisches Laboratorium, eine mechanische Sammlung, ein statistisches Bureau, ein medicinisches Collegium, einen Fond für Prämien und Entdeckungsreisen mit sich vereinigen sollte; er arbeitete alles das in einer Denkschrift aus, überreichte sie dem Kaiser, der mit Wohlgefallen und Ausdauer diese Pläne anhörte und billigte, das Möglichste versprach, aber auch die Frage that: Ob die Finanzen des Staates es gestatten würden, wenn er selbst auch wolle.

Eben an diesen, durch langjährigen Krieg und unordentliche Verwaltung zerrütteten Finanzen des Oesterreichischen Staates stieß sich der Hochflug der Pläne und Leibnitz kam auf die seltsamsten Ideen zur Auffindung von Geldquellen, wie zum Beispiel auf die Anlage von Austernbänken in den Teichen Wiens, auf

Construction von Mühlen, die aus Stein Mehl machen sollten. Leibnitz hatte in Wien sehr schnell einen enthusiasmirten Verehrer in einem Engländer, einem franzosenfeindlichen Whig, dem Ritter Kers von Kersland gefunden, der, von Leibnitzens Plänen entbrannt, sich erbot, eine Anleihe für den Kaiser in England zu betreiben, und der Akademie einen Fond zu verschaffen; auch eine Oesterreichisch-Ostindische Compagnie brachte er zur Sprache.

Mitten in diesen Projecten, welche noch dadurch Leibnitzens Zeit gänzlich füllten, daß er vom Reichsrathe in Staatsangelegenheiten befragt wurde, traf ein Brief Bernstorfs bei ihm ein, der sich darüber tadelnd aussprach, daß Leibnitz ohne Erlaubniß des Kurfürsten den Urlaub zur Reise nach Carlsbad eigenmächtig verlängert und sich ohne Genehmigung des Landesherrn nach Wien begeben habe. Wie gleichgültig Leibnitzen die Gunst oder Ungunst des Kurfürsten war, bewies sein ferneres Bleiben in Wien, wie eigennützig aber auch der Gedanke an seine hannöversche Besoldung in der Schattenseite seines großen Geistes mitflüsterte, verräth sein unwahrer Vorwand, den er gegen Bernstorf im Beantwortungsbriefe gebrauchte, indem er erklärte, daß der Kaiser ihm für seine Forschungen in der Braunschweigischen Geschichte Unterstützung zugesagt habe und er darum nach Wien gegangen sei.

Unter den Plänen, die ihn wegen einer Peters-

burger und Wiener Akademie beschäftigten, hatte er kaum auf die im December 1712 erschienenen „Vernünftigen Gedanken“ von Wolf in Halle gemerkt, worin dieser entwickelter und kühner aus sich hervorgetreten war, und die Kräfte des menschlichen Verstandes und deren Gebrauch zur Wahrheiterkenntniß definirte. Erst im Anfange des Februars 1713 machte ein Brief der Kurfürstin Sophia ihn auf dieses Buch aufmerksam, da sie sein Urtheil darüber verlangte und meinte: den ganzen Inhalt des Buches habe Leibnitz schon früher weit zierlicher und feiner ausgesprochen und Wolf nur dasselbe in deutscher Sprache zuerst geschrieben. Aber der Brief der Kurfürstin enthielt noch andere, nicht unwichtige Mittheilungen. Es hieß darin: „Es wird in Hannover und auch an anderen Orten die Behauptung verbreitet, daß Ihr heimlich zur katholischen Kirche übergetreten seid und man will es daraus erkennen, daß Ihr die Kirche in Wien besuchtet und mit Anton Ulrich wieder viel verkehrtet. Ich bin gewiß, daß die Jesuiten dieses Gerücht aussprengen, um sich eines Sieges ihres Glaubens gegen das unwissende Volk zu rühmen, das nur Euren Namen kennt und daran die Vorstellung des Unglaubens knüpft; aber wie kommt es, daß Ihr katholische Kirchen besucht, während Ihr in Hannover niemals ein Kirchengänger gewesen seid? Thut vor den Augen der Welt irgend einen Schritt, der dem Ge-

rüchte den Schein der Möglichkeit nimmt. Noch muß ich Euch mittheilen, daß ich gestern aus Berlin Nachricht erhalten habe. Die Dinge stehen dort sehr übel; der König ist krank und sehr aufgeregt. Die Königin ist durch ihre pietistischen Grübeleien, in die sie ihr Pastor Porst und Francke in Halle vertieft haben, total gemüthskrank geworden und hat wegen Exaltationen im Schlosse eingesperrt werden müssen. Der König ist darüber so erzürnt gewesen, daß er die Angriffe des Volkes auf die Pietisten dadurch gut geheißen hat, daß er Porst nach Spandau zu schicken gewillt ist. Vor wenig Tagen nun hat sich die Königin in einer nächtlichen Exaltation ihren Wächtern entzogen, ist aus ihrem Verschlusse entwischt und um Mitternacht vor das Bett des kranken Königs gekommen, der, weil er sie für ein Gespenst gehalten, das ihm den Tod verkünde, so heftig erschreckt wurde, daß seine Krankheit seitdem sehr schlimm geworden sein soll und man einen üblen Ausgang fürchtet."

Leibnitz beruhigte in einem Erwiderungsschreiben seine Freundin über das Gerücht seines Glaubensübertrittes auf eine leichtscherzende Weise, indem er erklärte, daß er nur aus Neugier und um einigen Ceremonieen beizuwohnen, auch einmal einen befreundeten Priester predigen zu hören, in die Wiener Kirchen gegangen sei, übrigens den Jesuiten gern die Freude lasse, ihn zu verdächtigen, da seine Schriften das

Gegentheil bewiesen und das unwissende Volk ihm doch ewig fremd bleibe. Er bitte nur, daß die Kurfürstin dem Gerüchte gegen den Hof widerspreche, falls Bernstorf darauf fußen solle. In Betreff der neuen Schrift Wolf's bemerkte er, daß er sich freue, die Mathematik für urtheilsfähig über die Verwicklungen dieser Welt gefunden zu haben, und er begierig sei, wie Thomasius sich geberden werde, der nur dem Jus das Recht dafür zuschreibe.

Die Andeutungen, welche Sophia über die Berliner Zustände gemacht hatte, fanden schnell in den öffentlichen Ereignissen eine weitere und allgemeinere Bedeutung. Der Gespensterschreck, den die wahnsinnige Königin ihrem kranken Gemahl eingejagt hatte, war von beschleunigender Wirkung auf dessen üblen Krankheitsausgang geworden; die Welt wurde durch die Nachricht bewegt, daß der König von Preußen, Friedrich I., am 25. Februar gestorben sei. Bei dem Charkter des Kronprinzen und dessen Stimmung gegen Leibnitz konnte dieser nicht viel mehr von seiner Stellung als Präsident der Berliner Akademie hoffen und die ersten Regierungshandlungen des Friedrich Wilhelm I., auf die Leibnitz gespannt horchte, waren der Art, daß letzterer sich nur um so eifriger um die Verwirklichung einer Wiener und Petersburger Akademie bemühete. Der 25jährige, starkgebaute, strotzende und im Verstande beschränkte Thronfolger, der allen fran-

zösischen Prunk und die Franzosen, sowie jede Verschwendung als Luxus haßte, und mit einer, leicht in Jähzorn gerathenden Willkür eine puritanische Strenge der Einfachheit forderte, schien mit einem prächtigen Leichenbegängnisse im Sinne seines Vaters die Pietät und die vergangene Zeit mit einem Male abschließen zu wollen. Kaum hatte der reiche Hofstaat seine Begräbnißparade beendigt, als der König das gesammte Luxuspersonal und die Repräsentanten des „blauen Dunstes" entließ; der Ober-Ceremonienmeister von Besser war wie vom Donner gerührt, als er seinen Abschied erhielt und zugleich das königliche Decret las, welches Danckelmann aus der Festung in alle seine früheren Aemter wieder zurückrief. Mit einer fast barbarischen Willkür kürzte der junge König sämmtliche Besoldungen der Beamten und Pensionen der Schmarotzer seines Vaters, verbot Pracht, Festlichkeiten, Maskeraden und Schauspiele, überall ließ er für das dadurch ersparte Geld große, riesige Soldaten anwerben. Berlin füllte sich mit Exercier- und Waffengeräusch, die Wachtparade war der Mittelpunkt des neuen Lebens, ein eiserner, roher Despotismus drückte bis in die kleinsten Verhältnisse den Staat und die Unterthanen. An einen Fond für die Akademie und wissenschaftliche Zwecke wagte Niemand mehr zu erinnern. Leibnitz, der ohnehin nicht einmal Achtung erwarten durfte, nahm einen geistigen Abschied von

der Stadt, wo einst Charlottens lichtvolles Wesen so große Hoffnungen für einen Aufschwung der Intelligenz erweckt hatte, und schloß sich um so enger an Wien, den Kaiser und den Prinzen Eugen an, zumal der April den endlich geschlossenen Frieden zu Utrecht brachte, welcher dem langjährigen spanischen Erbfolgekriege ein Ende machte, Philipp V. Spanien und Italien zuschrieb, den Kaiser jedoch nicht befriedigte und die Kurfürsten von Bayern und Köln wieder einsetzte, womit auch Anton Ulrich's Hoffnung auf den Kölner Kurhut zu Schanden wurde.

Im Mai brach in Wien die Pest aus. Angst um Leben und Seligkeit trieb die Katholiken zu ihren Beichtvätern und an den Hochaltar; Leibnitz begnügte sich damit, eine vorsichtige Lebensdiät zu beobachten. In dieser Zeit schrieb Sophie mahnend an ihn, den Ort des tödtenden Würgengels zu verlassen und nach dem gesunden Herrenhausen zurückzukehren; zugleich aber ermahnte sie ihn, den immer mehr, und auch in Hannover sich befestigenden Gerüchte seines Uebertrittes zur römischen Kirche eine öffentliche Kundgabe entgegen zu setzen. Leibnitz lächelte, obgleich auch in Wien selbst das Gerücht von den Jesuiten verbreitet worden war und die Kaiserin selbst ihn darauf anredete. Sein Kutscher, ein guter Katholik, vermochte ihn endlich zu einer Kundgebung zu bestimmen. Derselbe trat eines Tages zu ihm und erklärte, daß er

ihn nicht mehr fahren könne, wenn er nicht, wie andere christliche Leute, dem Himmel ein Werk thue, um die böse Seuche von sich und dem Hause abzuhalten. Er hielt ihm vor, daß, während Jedermann an sein Ende und seine Seligkeit denke und das heilige Sacrament nehme, der Herr Reichshofrath nichts für die Heiligen thue und Christi Leib verschmähe. Leibnitz hörte es ruhig an, der Kutscher drang stärker in ihn und forderte seinen Abschied, da er keinem Herrn dienen könne, der dem Teufel Thür und Seele öffne. Leibnitz hatte den treuen Kutscher gern und versprach ihm, seinen Wunsch zu erfüllen. Einige Tage später schrieb er an die Kurfürstin zurück: „Mein Kutscher hat mich zu einem Schritte getrieben, der dem Gerüchte auf einmal Stillschweigen geboten hat. Was werden die hannoverschen Pastoren sagen, wenn sie erfahren, daß der Glaubenichts, der dem Kreuzkirchen- und jetzigen Schloßkirchenprediger Billerbeck so viel Aergerniß verursachte, gestern das Abendmahl genommen habe, aber nicht zu übersehen, in beiderlei Gestalt. Ich that es mit einigem Eclat und der Ketzer ist wieder von allem Convertiten-Gemunkel gerettet. Uebrigens werde ich bald wieder nach Hannover heimkehren; für den Augenblick ist kein Geld für eine Akademie in Wien vorhanden, und ich sehne mich, Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht, einige angenehme Unterhaltungsstunden zu verschaffen."

VII.

Noch ein Sterbejahr.

Die zweite Hälfte des Jahres 1713 hatte Leibnitz in seiner früheren Weise im Umgange mit der Kurfürstin und der Kurprinzessin Caroline verlebt. Er sah sich jetzt ganz auf die alte, immer noch rüstige Freundin hingewiesen, denn der Hof bekümmerte sich nicht um ihn; man wollte ihm zeigen, daß man seinen Reichsfreiherrnstand nicht respectire und dem hannöverschen Adel nicht für ebenbürtig halte. Bernstorf wies ihn ziemlich bureauchefmäßig an seine Archivarbeit und Robethon betrachtete ihn mit Mißtrauen. Man sah ihn jetzt täglich mit der alten Kurfürstin spazieren fahren oder im Herrenhauser Garten wandern, denn mehr als je fühlte sie das unruhige Bedürfniß, ihr Blut und Gemüth zu zerstreuen, da die englischen Angelegenheiten eine sehr üble Wendung unter dem Torryministerium angenommen hatten.

Das Jahr 1714 brach an, ein inhaltvolles Jahr, obgleich es so klar und himmelblau begann. Leibnitz war im Januar noch einmal nach Wien gereis't, da der Ritter Kers von Kersland dort seine finanziellen Pläne auf's Neue betrieb und wirklich an eine englische Anleihe und die Gründung einer ostindischen Compagnie zum Besten der projectirten Wiener Akademie die Hand gelegt hatte. Als er jetzt zur weiteren Ausführung des Planes nach England abreisen wollte, gab ihm Leibnitz ein Empfehlungsschreiben an die Kurfürstin mit, um, als ein eifriger Whig, von ihr etwaige Aufträge für England in Empfang zu nehmen, da die Spannung zwischen Anna und Sophia den höchsten Grad erreicht hatte und man damit umging, die Thronfolge rückgängig zu machen.

Leibnitz verließ Wien einige Wochen später, denn die inzwischen eingetretenen politischen Ereignisse drängten die Akademie beim Kaiser in den Hintergrund und auch Kers von Kersland schrieb ihm aus London, daß man eine günstigere, weniger politisch bewegte Zeit abwarten müsse. Der Friede zu Utrecht im April vorigen Jahres hatte noch ein kriegerisches Nachspiel gefunden. Kaiser Karl war mit der Bestimmung nicht einverstanden gewesen, daß ihm nur die Niederlande, Neapel, Mailand und Sardinien zufallen sollten, hatte abermals die Waffen ergriffen, aber ohne Erfolg sich am 7. März zu einem Rastatter Frieden zwingen

lassen müssen, der Straßburg und Landau an Frankreich abtrat.

Als Leibnitz im März bei der Kurfürstin wieder eintraf, fand er auch sie in politischer Aufregung. Ihre Einmischung in die englischen Angelegenheiten war auf das Kränkendste von der Königin Anna zurückgewiesen; Spione, welche jeden Schritt der Kurfürstin bewachten, hatten die empörendsten und verdächtigendsten Gerüchte über ihr Leben, ihre Freigeisterei und Absichten in England verbreitet und ein schreckliches Bild von Georg, ihrem Erben der fraglichen Krone, entworfen.

Sophia war greis und merklich alt geworden; ihr Gesicht trug die Züge der Sorge und Kränkung. Als Leibnitz am 28. März nach der Trennung wieder zu ihr trat und betroffen erschien über das erhitzte und doch ermattete Aussehen seiner Freundin, empfing sie ihn mit den Worten: „Ach, lieber Freund, es ist Zeit, daß ich mich jung erhalte durch die letzte Kraft meines Geistes, daß ich wie ein Eichbaum stehe, wo der Sturm um mich die Altersgenossen niederwirft. Ist auch mein Haar grau geworden und ziemt es sich nicht für eine vierundachtzigjährige Frau, noch an eine große Zukunft zu denken, so ist es doch nöthig, daß ich noch lebe, denn Georg ist nicht der Mann, mich zu ersetzen. Ich will zufrieden sterben, wenn man auf meinen Grabstein die Worte setzen kann: „Sophia,

Königin von England!" Gestern ist Anton Ulrich gestorben — Gott sei mir gnädig!"

Leibnitz erschrak; er hatte den Herzog geachtet, geliebt; der Tod mahnte ihn, daß seine Freundin ebenfalls nicht weit vom Rande der Ewigkeit entfernt sei.

„Seht mich nicht so wehmüthig an," sprach sie, sich mit Jugendkraft erhebend, „seht, ich bin ungeschwächt; kommt, wir wollen in den Garten gehen, mein Blut ist unruhig."

Der Mai ging vorüber. Ein Brief der heftigsten Kränkungen und Vorwürfe war von Anna's Hand, aber ohne Zweifel von Bolingbroke dictirt, an Sophia gelangt, der ihre schönsten Hoffnungen, um die sie bald vierzehn Jahre gekämpft hatte, zu zertrümmern drohte. Sie erschien leidend, ohne es sein zu wollen, sie hatte die volle Kraft ihres männlichen Geistes nöthig, um sich ungebeugt zu erhalten, sie war aber innerlich zerknickt, an Herz und Ehre tief verwundet. Bald suchte sie die Einsamkeit, bald eilte sie im heftigen Schritte durch die Laubgänge des Gartens, aber ihr Stolz gestattete nicht, vor fremden Blicken gebrochen zu erscheinen. Ihre heitere Laune, womit sie sich unterhielt, hatte für Leibnitz, ihre Hofmeisterin und Freundin, die Raugräfin Luise, sowie für Caroline, den Kammerherrn von Braun und die ihr nahenden Engländer etwas Unheimliches. Aber sie war dabei

klar und gewiß im Geiste; sie sprach über die englischen Angelegenheiten mit Leibnitz so treffend, wie ein großer Staatsmann.

Am ersten Juni trat Leibnitz unter Billigung der Kurfürstin eine Reise nach Berlin an, wo ein Barbarismus entwickelt war, der die bange Königin Sophia Dorothea zu vertraulichen Ergießungen in das Herz der Großmutter getrieben hatte. Leibnitz sollte unter der Maske eines Präsidenten der Akademie und dem Vorwande wissenschaftlicher Arbeiten im Observatorium, die junge Königin durch seine Gegenwart erfreuen.

Am 8. Juni, an einem schönen, etwas schwülen Abend ging Sophia im Garten zu Herrenhausen mit ihren Damen spazieren. Sie hatte am Nachmittage, wie es seit einiger Zeit geschah, wenn der Kurfürst im westlichen Flügel des Sommerschlosses residirte, mit ihrem Sohne und einem größeren Hofstaate gespeis't, in voller Kraft und bester Laune; dann war sie in ihr liebes Orangeriehaus gegangen, hatte sich eine Handarbeit bringen lassen und in einem muntern Gespräche die Abendstunde erwartet, welche die Gewitterschwüle des Tages kühlen werde. Da heute offene Tafel gewesen war, so befanden sich um sie die meisten Personen ihres Hofstandes, und der übrige Hofadel des Kurfürsten promenirte in den Schattengängen des Schlosses und Gartens. Die kühlere Luft des Abends lockte die Kurfürstin in's Freie; sie trat

mit ihren Damen einen Spaziergang an. Nach einer halben Stunde, ziemlich entfernt vom Schlosse, in einer muntern Unterredung, überraschte sie eine Regenwolke; es fielen plötzlich große Tropfen nieder.

„Es regnet! Es regnet!“ rief sie und begann mit solcher Rüstigkeit gegen das Schloß zu laufen, daß die Hofdamen Mühe hatten, ihr zu folgen.

„Durchlaucht!“ rief die Raugräfin athemlos. „Sie laufen zu schnell, sie werden sich echauffiren?“

„Wahrhaftig!“ erwiderte die Kurfürstin, einen Moment lang anhaltend, „ich glaube es selbst!“ In demselben Augenblick sank sie zu Boden. Erschrocken hoben die Damen sie auf, andere eilten fort, um eine Sänfte zu holen. Das Gesicht Sophia's war bleich, geschwollen und verzerrt, das Auge stier, der Mund stumm. Es entstand Lärm im Garten, der Hof eilte herbei, die Aerzte wurden gerufen, der Kurfürst erschien. Sophia blieb regungslos stumm. Das Auge war gebrochen; sie war todt. Ein Schlagfluß hatte sie mitten im scheinbar heitersten Drange des Lebens zur Leiche gemacht. Schon nach wenigen Stunden war sie so starr, als wäre sie schon vor vier Tagen gestorben.

Ihr unerwarteter Tod verbreitete Entsetzen; mit dumpfem Schweigen stand der Hof an der Leiche. Thränen fielen aus den Augen ihrer Freundinnen und Anhänger. Und doch fehlte der intimste Freund, Leibnitz, der vielleicht in dieser Stunde mit dem Gedanken

umging, an sie, die er rüstig verlassen hatte, zu schreiben. Stadt, Land und Welt empfingen die Botschaft mit Schreck, Schmerz und Sorge. In dem Augenblick, wo eine große Krise sich in England vorbereitete, war dieser Tod von großer, politischer Bedeutung und erregte eine allgemeine Aufmerksamkeit in ganz Europa.

Als Leibnitz die Kunde empfing, brach er zusammen; als er sich aus der ersten Betäubung erholt hatte, glaubte er einen furchtbaren Traum gehabt zu haben; die Wirklichkeit trat aber unversöhnlich vor ihn hin; jetzt erst fühlte er, was er verloren hatte, wie ein geistiger Theil seines eigenen Daseins plötzlich von seinem innersten Leben abgerissen sei. Er fühlte aber auch, daß mit dem Tode seiner Freundin und Beschützerin alle Verknüpfungen mit Hannover aufgehört hatten. Er wollte sich das lebendige Bild der theuren Geistesgenossin nicht durch den Anblick ihrer kalten Todesmiene trüben, er wollte sich dem qualvollen Gefühle nicht preisgeben, daß er, der Nächste und Berechtigtste, vom Hofe kalt abgewiesen würde von ihrem Sarge; er fühlte ein Grauen vor Hannover und der Pflicht, dem Kurfürsten allein unterworfen zu sein; er blieb in Berlin und eilte bald nach Wien, um sich hier zu sammeln, um sich in der Beantwortung der vielen Fragen, die ihn hier über die Hingeschiedene erwarteten, seine eigene Liebe und seinen Schmerz durch Erzählen von ihr auszusprechen; er ergoß seine

Trauer in einem poetischen Nachrufe an sie, die ihm nicht nur Freundin, sondern auch Vertraute seiner höchsten Gedanken war. „O!“ sang er, wie ein Pindar die Geister seiner Helden feiert, „sie hat sich schon in dieser Welt himmelan geschwungen, ohne Falsch geliebt, dem Nächsten wohlgethan, im Unglück nie verzagt, im Glücke sich nie erhoben, Alles als Gabe von Oben angesehen! So konnte sie ohne alle Vorbereitung beherzt in das Jenseits schreiten!“

Sophia's sterbliche Reste wurden indessen in der Gruft der Schloßkirche beigesetzt; ihr Geist schien am Hofe mit ihr begraben, sie hatte ihn keinem Erben vermacht. Zwei Monate war sie zu früh gestorben, sie hätte sonst den letzten Wunsch ihres Alters erfüllt gesehen.

Leibnitz dachte nicht daran, nach Hannover zurückzukehren, obgleich, bald nach der Beerdigung der Kurfürstin, der Minister Bernstorf auf sein formelles Condolenzschreiben an den Kurfürsten ihm antwortete: „Seine kurfürstliche Durchlaucht fängt an, über Ihr Ausbleiben ungeduldig zu werden und Sie thäten wohl, ihn zufrieden zu stellen.“

Inzwischen standen die englischen Verhältnisse unter Bolingbroke's Leitung auf dem Punkte, die Krone Anna's auf das Haupt des jüngeren Stuart zu übertragen. Königin und Ministerium der Torries vernahmen Sophia's Tod mit Befriedigung und hofften

mit Georg von Hannover schon fertig zu werden, da man hinlänglich seine Natur kannte, und er gründlich gehaßt wurde. Auch in Hannover wußte man recht gut, daß Georg lieber in seiner Behaglichkeit blieb, die Geschäfte dem Bernstorf überließ, sich von seinen beiden Hauptfavoritinnen, der Gräfin Kielmannsegge und dem Fräulein von Schulenburg gängeln ließ und das englische Volk und den Kampf um eine ihm mißgönnte Krone fürchtete. Er verhielt sich denn wirklich ganz gleichgültig gegen die englischen Intriguen und gerieth sogar in eine verdrießliche Unruhe, als bald nach der Kurfürstin Tode die Kunde eintraf, daß die Königin Anna schwer erkrankt sei, und die Whigpartei von Neuem ihr Haupt zum Kampfe gegen die Torries erhebe.

Am ersten Tage des August begegnete der Herr von Bothmer, früher kurhannöverscher Gesandter in England, in einer Entree des Schlosses zu Herrenhausen dem Minister Bernstorf, der in Begleitung des Legationsrathes und Faktotums Robethon, mit eiliger Miene aus den Gemächern des Kurfürsten kam.

„Haben Sie Nachrichten aus England?" fragte Bothmer.

„Die schlimmsten für die Königin und den Kurfürsten," erwiderte Bernstorf etwas verdrießlich.

„Ja, die günstigsten für die Whigs und die Krone," setzte Robethon hinzu, „und doch lassen sie den Kur-

fürsten gleichgültig. Wenn wir nicht für ihn handelten, würde er nie das Erbtheil erlangen. Aber die beiden Damen sind an der Furcht des Kurfürsten vor der Last der englischen Krone ebenso schuld, wie die Natur des Serenissimus, sie haben ihm erklärt, daß sie lieber in Hannover blieben und nicht mit ihm nach England ziehen würden. So müssen wir für einen Theilnahmlosen um den köstlichsten Schatz Europa's uns abmühen."

„Leider," sagte Bothmer, „die Nachricht von dem Tode Anna's und dem Siege der Whigs wird den Kurfürsten eher in Verzweiflung, als Freude versetzen. Seine Bequemlichkeit ist mächtiger als sein Ehrgeiz geworden. Nicht einmal die englische Sprache hat er lernen wollen. Die Kurfürstin Sophia fehlt uns jetzt. Mit Bagatellen amüsirt er sich, während wir für seine Ehre und Größe streiten."

„Lassen wir das," fiel Bernstorf ein, „nehmen wir die Person so wie sie ist, und suchen wir in Georg's Namen zu handeln und zu siegen. Er hat alle Eigenschaften eines Edelmanns, wenn auch nicht diejenigen, welche einen Souverain bilden. Es ist bei ihm mehr eine Furcht des schwachen Selbstgefühls und des Ehrgeizes; er fühlt, daß der kleine, deutsche Fürst gegen die klugen Herzöge, Lords und reichen Geldaristokraten der Gentry nicht mächtig genug seine Rolle spielen werde. Er ist an Absolutismus gewöhnt,

und soll dort die Herrschaft mit dem Volke theilen. Das drückt ihn."

„Nun, dafür sind wir da," fiel Robethon ein, „was ihm fehlt, müssen wir ergänzen. Die letzte Nachricht aus England stellt den Zustand der Königin als hoffnungslos dar; sie ist in Folge eines zugeheilten Fußgeschwürs in Betäubung gefallen; die Aerzte haben Lebensgefahr verkündigt."

„Und unsere Partei? Wacht sie, ist sie rührig?"

„Sie ist fest und entschlossen," antwortete Bernstorf. „Bolingbroke hat im Nebenzimmer des Krankengemaches seinen permamenten Cabinetsausschuß versammelt, um für den möglichen Fall schnelle Verfügungen zu treffen. Unsere Whigpartei, die Georg sehr unpolitisch die „Königsmörder" nennt, hat aber im Parlamente und Cabinette tüchtig gewühlt und durch Majorität den Beschluß durchgesetzt, sofort die Premierstelle des Lordschatzmeisters durch den Whig Charles Talbot, den Herzog von Shrewsbury zu besetzen. Das Cabinet sandte sogleich eine Deputation an das Bett der Königin, und diese nickte in halber Ohnmacht ihr Jawort."

„So haben wir ja gesiegt."

„Bolingbroke war natürlich über diese plötzliche Wendung wie vom Donner getroffen; er konnte nichts erwidern. Der neue Lordschatzmeister hat sogleich für die protestantische Krone Hannovers und zur Ver-

hütung eines Aufstandsversuches der Torries die schleunigsten Vorkehrungen getroffen. Vor einer Stunde traf ein Courier hier beim englischen Gesandten ein, um uns auf den möglichen Fall vorzubereiten; ein anderer Courier ist an den Gesandten in Holland geschickt, damit er den Generalstaaten die übernommene Bürgschaft der protestantischen Erbfolge in Erinnerung bringe, und der Gesandte in Hannover ist aufgefordert, gleich beim Ableben Anna's nach Holland zu eilen, um die dort liegende englische Flotte unter einen sicheren Führer zu stellen. Shrewsbury hat Alles vorbereitet, Truppen nach London gezogen, aus Flandern zehn Bataillone aus Marlborough's besten Soldaten zurückgerufen, allen Schiffen das Auslaufen verboten, den Grafen von Berkeley mit einer Flotte ausgerüstet, um die Küsten zu bewachen, Leibgarden und Wappenherolde in Bereitschaft gestellt, um mit dem letzten Athemzuge der Königin den Kurfürsten Georg als rechtmäßigen Thronfolger ausrufen zu lassen."

„Und das Alles läßt den Kurfürsten gleichgültig?"

„Es macht ihn unbehaglich, es ist zum Verzweifeln. Er wird sich dem englischen Volke schlecht empfehlen."

„Ist der Kurfürst in seinem Gemache allein? Ich muß ihn sprechen."

„Der englische Gesandte, Lord Clarendon, ist

mit Herrn von Görtz bei ihm, um sich zu beurlauben, da er alsbald nach Holland abreisen will."

Es verstrichen nach diesem Gespräche beinahe zwei Wochen. Am 13. August hielt die Gräfin Kielmannsegge auf ihrem Schlosse Fantaisie, zwischen Stadt und Herrenhausen, ein großes Souper, an dem der Kurfürst Theil nahm, und wozu, außer den Günstlingen, auch Lord Clarendon eingeladen war, der seinen Auftrag in Holland besorgt und sich nach Hannover zurückbegeben hatte. Man tafelte und discurirte hier zu Fantaisie so gemächlich, als ob die großen Ereignisse in England in gar keiner Beziehung zu Hannover ständen, und als ob Georg seine bequeme, sinnliche Ruhe durch nichts stören lassen wollte. Als Lord Clarendon, dem es mehr um die protestantische Politik der Whigs, als um die schwerfällige Person des Kurfürsten zu thun war, am Spätabend von Fantaisie nach der Stadt zurückgekehrt war, fand er in seiner Wohnung einen Courier aus England, welcher eben eingetroffen und im Begriff war, den Lord in Fantaisie aufzusuchen. Kaum hatte dieser die Depeschen erhalten, als er in große Aufregung gerieth, sogleich den Wagen bestellte und, obgleich es bereits Mitternacht war, nach Herrenhausen fuhr. Hier fand er das Schloß in tiefer Ruhe, die Dienerschaft schlief, wie der Kurfürst. Der Lord machte Lärm, trieb die Schläfer auf und forderte, daß der Kurfürst schleunigst

geweckt werde. Man wagte es nicht, denn Georg ließ sich nicht stören. Clarendon bestand darauf und der Kurfürst ertheilte ihm nach ziemlich langem Zeitverluste mit mürrischer Miene Audienz. Der Lord trat erregt ein, überreichte ihm ein Cabinetsschreiben, beugte das Knie vor ihm und sprach: „Genehmigen Eure Majestät, daß ich der erste Engländer bin, der Ihnen als Unterthan als seinem König huldigt und die hannoversche Dynastie auf dem englischen Throne begrüßt. Gestern Morgen, am 12. August um 7 Uhr, ist die Königin Anna gestorben, und einige Minuten später hat das Volk vernommen, daß Kurfürst Georg als König Georg I. öffentlich proklamirt ist. Eilen Sie über den Kanal, um Krone, Reich und Huldigung in Empfang zu nehmen."

Die neue Majestät, der die glänzende Krone Großbritanniens im Schlaf zugefallen war, empfing diese Nachricht mit verlegener Unbehaglichkeit. Das Gefühl, aus seinem gemüthlichen, sorglosen Herrenhausen herausgerissen und auf die große politische Weltbühne gerufen zu werden, kämpfte in ihm mit seinem Ehrgeize und der Vorstellung, daß die Augen Europa's sich auf ihn richteten. Mit einer Ernsthaftigkeit, die seinem Schwächegefühle, angesichts der Anforderungen der englischen Nation an seine Klugheit und Kraft, eine verschleiernde Würde borgte, empfing er die erste Huldigung des englischen Gesandten; dann schickte er

nach Bernstorf, Robethon, Bothmer und Schlitz-Görtz, seinen Staatsmännern, die für ihn denken und handeln mußten.

Einen harten Kampf hatte er aber noch mit seinen Favoritinnen zu bestehen, die ihm nach England nicht folgen wollten und sich eben so sehr vor den englischen Damen, wie er vor den Herzogen und Lords, fürchteten.

Leibnitz erfuhr in Wien Alles durch den Herrn von Braun, die Raugräfin Luise und die Kurprinzessin Caroline, die ihn sehr entbehrte. Selbst als ein Brief des Ritters Kers von Kersland aus Hannover eintraf, der ihm anzeigte, daß er hierhergekommen sei, um den neuen König zu beglückwünschen und mit Leibnitz zu verkehren, und ihn dringend ersuchte, schnell nach Hannover zurückzukehren, da er erfahren habe, daß der König und Bernstorf sehr mißgestimmt über ihn wären und es klug sei, wegen der jetzigen Beziehungen zu England, es nicht mit dem Hofe zu verderben, konnte sich Leibnitz nicht überwinden, nach Hannover zu reisen und dem Könige seine persönliche Huldigung darzubringen. Die Kurfürstin war ja todt, und er fühlte sich in Hannover verwais't, ohne ein Verständniß, einen geistigen Anziehungspunkt. Die Furcht, daß einige exaltirte Whigs und Anhänger Newton's auf Bernstorf einen schlimmen Einfluß ausüben könnten, und Leibnitz durch

seine Gegenwart dem zuvorkommen möge, blieb auf Leibnitz wirkungslos.

Unterdessen drängten die Engländer den neuen König, seine Reise anzutreten; dieser aber zögerte und wurde von den Einflüsterungen seiner Schwäche, seiner Weiber und dem behaglichen Anhänglichkeitsgefühle an Herrenhausen gefesselt. So verging der August und fast der halbe September; endlich aber konnte er nicht länger der Ehre und der politischen Gewalt widerstehen, sollte die Krone nicht für Hannover verloren gehen; am 11. September endlich trat er mit seinem Sohne und dessen Gemahlin Caroline, begleitet von Bernstorf, Schlitz-Görtz, Robethon, dem Kriegsrathe von Hattorf, dem Hofmarschall von Hardenberg, dem Oberkammerherrn Platen, dem Sohne des indessen verstorbenen, ehemaligen ersten Ministers, dem Oberstallmeister von Kielmannsegge, getrenntem Gemahl der Favoritin, dem Oberforstmeister von Oeynhausen, Schwager der anderen Favoritin, und vielen anderen, an hundert Köpfe starken Hofleuten, die gefürchtete Reise an. Mit dem Ausrufe: „Adieu, du lieber Ort, wo ich so viele vergnügte und ruhige Stunden verlebt habe, ich gehe von dir, doch nicht auf ewig, ich hoffe dich öfters wieder zu sehen!" verließ er Herrenhausen und fuhr als Herrscher eines Volkes aus, dessen Sprache er weder schrieb noch sprach, und dessen Politik ihm

fremd war. „Ich verlasse mich auf Bernstorf und Robethon und die Königsmörder!“ sagte er, als er vertraulich darauf angeredet wurde, wie er die Engländer zu regieren gedenke.

Ende September, als Georg fort war, traf Leibnitz in Hannover ein. Er beschränkte sich ganz auf sein stilles Haus auf der Schmiedestraße, feierte ein einsames Trauerandenken an seine geschiedene Kurfürstin und verkehrte, da auch Ritter Kersland im Gefolge des Königs abgereis't war, ausschließlich mit dem Abte Molanus und dem getreuen Ekkard, der aus Helmstedt herübergekommen war, um Leibnitzen anzuzeigen, daß ihn Bernstorf vor seiner Abreise beauftragt habe, die Geschichte des braunschweigischen Hauses zu vollenden, da Leibnitz dieselbe versäume. Der Philosoph fühlte sich sehr beklommen in Hannover. Sein Versuch, sich eine politische Stellung zu verschaffen, wurde schnöde und vornehm zurückgewiesen, die stereotype Antwort blieb: „Thuen Sie Ihre Arbeit, wozu Sie engagirt sind.“

Jetzt erwachte in Leibnitz die alte Sehnsucht wieder, in London leben zu können, dort mit Burnet und Geistern seiner Art zu verkehren; er bedurfte der Anfrischung, sollte das monotone Arbeiten im Archiv und der Schmerz um Sophia ihn nicht ganz erschlaffen. London, die große Welt der Wissenschaft und Politik erschien ihm das Klima, wo er gesunden und sich

heimisch fühlen konnte, denn er war aus Wien nicht freudig und hoffnungsvoll geschieden. Die Jesuiten hatten dort das Uebergewicht auf den Hof gewonnen und ihn, den Protestanten, zu verdrängen gesucht. Die Aussicht auf eine Akademie erschien getrübt, und auch der russische Czar ließ nichts von sich hören, da er in seinem Lande und mit dem Könige von Schweden genug zu thun hatte. In dieser Lage und Stimmung that Leibnitz den schweren Schritt, in einem bittenden Schreiben den am 4. Oktober in London eingezogenen König Georg anzugehen, ihn nach London kommen zu lassen und zu gestatten, die noch in Hannover zurückgebliebenen Kinder der Prinzessin Caroline, die im Oktober nachfolgen sollten, dorthin begleiten zu dürfen. Am 11. November, als die Kinder bereits abgeholt waren, erhielt Leibnitz einen Brief Bernstorf's des Inhaltes: „Sie sollten nachgerade Ihre Wanderlust aufgeben; Sie thun wohl, mein Herr, in Hannover zu bleiben, um Ihre Arbeiten wieder vorzunehmen. Sie werden dabei das Kapitel von der Völkerwanderung nicht vergessen; Sie können durch nichts Ihren Hof günstiger stimmen, oder die frühere Abwesenheit besser rechtfertigen, als wenn Sie Seiner Majestät in Hannover einst einen guten Theil der erwarteten Arbeiten vorlegen."

„Ach!" rief Leibnitz aus, als Ekkard ihn trösten wollte. „Ancillon hat Recht, wenn er sagt: Le roi

ne vous paie point, pour faire des livres! Man betrachtet die Studien gewöhnlich als eine Sache, die man des Lohnes wegen treibt und als eine Leiter, die man wegstößt, sobald man nicht mehr darauf zu steigen braucht."

Aber im Gefühle der Kränkung antwortete er dem Minister Bernstorf: „Ich wüßte nicht, was mich so verwundert hätte, als zu sehen, daß Europa mir Gerechtigkeit widerfahren läßt, und man es in Hannover nicht thut, wo ich das meiste Recht hätte, es zu erwarten."

Leibnitz blieb still in seiner Studirstube und arbeitete, um seinen Unmuth zu dämpfen, mit Eckard an den Annales imperii occidentis Brunsvicensis. Darüber wurde es Winter. Nebenbei dachte er aber an eine ernstliche Entfernung aus Hannover und eine amtliche Stellung in Wien. Er schrieb an den Kaiser, seine Freunde, den Prinzen Eugen; aber auch von hier aus liefen im Februar 1715 düstere Nachrichten ein. Die Jesuiten hatten gegen ihn und die projectirte Akademie eine kluge Intrigue gespielt; es wurde ihm officiell der vertrauliche Bescheid, daß er andere Zeiten abwarten möge; der kaiserliche Hof finde Bedenken und Scheu, sich mit einem Protestanten in eine enge Verbindung einzulassen.

So war auch diese Hoffnung zertrümmert. In einer gewissen Verzweiflung wandte er sich an den

Pater Tournemine in Versailles, welcher großen Einfluß auf den altgewordenen achtundsiebenzigjährigen König Ludwig XIV. hatte, und durch seine Schrift über den Ursprung der Franken mit Leibnitz in einen gelehrten Briefwechsel getreten war. Neue Hoffnungen dämmerten für den einsamen Philosophen im öden Hannover auf. König Ludwig hatte Leibnitzens frühere Ausfälle gegen die Bourbonen in der Vertheidigung der Rechte Karl's auf die spanische Krone vergessen, und sandte ihm eine, in seine Pläne eingehende, anerkennende Antwort; doch schnell hinterher traf die Kunde ein, daß Ludwig gestorben sei. Frankreich unter der Vormundschaft des sechsjährigen Dauphin, im Innern zerrüttet und durch Kriege verarmt, konnte Leibnitz jetzt nicht mehr locken. So sah sich denn der neunundsechszigjährige Mann genöthigt, da auch Berlin für ihn durch die Wachtparaden- und Soldatenwirthschaft des Königs verloren gegangen war, sich in Hannover einzurichten und an sein eigenes Ende zu denken; er litt jetzt häufiger an Gichtanfällen und verließ fast gar nicht mehr sein Haus. Mit dem getreuen Eckard arbeitete er still in Archiv und Bibliothek.

Aber noch einmal sollte er dem Hofe dienen, der ihn bisher nur als gelegentliches Werkzeug seiner Interessen benutzt hatte. Zu einer politischen Thä-

tigkeit wurde er im Laufe des Jahres 1715 aufgerufen und zwar durch Bernstorf selbst.

Als nämlich Georg im September vorigen Jahres mit seinem Gefolge abgereis't war, hatte er seinen Weg nach dem Haag genommen, wo die englische Flotte unter Admiral Barkeley, aus 22 Kriegsschiffen, 4 Fregatten und 7 Yachten bestehend, ihn erwartete. Die Favoritinnen, die sich geweigert hatten, dem Könige nach England zu folgen, waren doch anderes Sinnes geworden; im Haag traf plötzlich die Gräfin Kielmannsegge, geborene Platen, zu ihm, und man sagte, daß sie verkleidet aus Hannover entflohen sei, da ihre Gläubiger sich ihrer Abreise widersetzt hätten. Kaum hatte die Schulenburg die heimliche Abreise der Nebenbuhlerin erfahren, als sie, von Eifersucht getrieben, sich ebenfalls auf den Weg nach England machte.

Am Abend des 29. Septembers war Georg zu Greenwich gelandet und vom Erzbischofe von Canterbury, dem Primas von England, ceremoniell bewillkommnet worden. Am 4. Oktober hatte er in einer achtspännigen, vergoldeten Staatskutsche seinen feierlichen Einzug in London und den St. Jamespalast gehalten. Am 31. Oktober war die Krönung gewesen. Die Anhänger des jüngeren Stuart Jakob II. verhielten sich einstweilen still, denn sie hofften, daß die Persönlichkeit des neuen Königs auch die Whigs bald

enttäuschen würde, denn das in der Sitte strenge Volk erschrak nicht wenig über den Harem, den der König mitbrachte und über seine Verachtung der englischen Gebräuche und Sprache. Anfangs beschränkte sich der Kampf beider Parteien auf einen Federkrieg, worin es gegenseitig zu heftigen Schimpfreden und Anschuldigungen kam, und drängte zeitweise den gelehrten Streit in den Hintergrund, den die Anhänger Newton's mit Leibnitz und seinen deutschen Freunden über die Autorschaft der Differential-Rechnung führten, woran auch das englische Volk sich betheiligte, da es sich den nationalen Ruhm des Newton nicht rauben lassen wollte. In dem politischen Kampfe erschienen Schriften und Carricaturen; die Torries bezeichneten die Whigs als Königsmörder, die Whigs titulirten die Torries und Jakobiten als „Canaillen der hohen Kirche" und behaupteten, daß Jakob ein eingeschobenes Kind der Marie von Modena, eines Windmüllers Sohn, sei. Bald kam es aber zu Straßenkämpfen zwischen jakobinischem Pöbel und den Freiwilligencorps der Whigs; es wurden Kapellen demolirt, spöttische Prozessionen veranstaltet, die Papst, Bolingbroke und Jakob III. verhöhnten, es wurde die Aufruhr-Akte decretirt, Bolingbroke des Hochverrathes angeklagt und zur Flucht nach Frankreich veranlaßt. Während Bernstorf als hannöverscher Minister in England blieb und der eigentliche Rathgeber des Königs war,

wurde Robert Walpole erster englischer Minister, dem Georg die Regierung gänzlich überließ. Indessen war während dieser Unruhen auch von Seiten der Torries eine Schrift: „Nachricht an die englischen Grundbesitzer" erschienen, die den König persönlich betraf, indem sie seine Partei beschuldigten, den Handel auf Kosten des Grundbesitzes zu begünstigen und den König tadelten, daß er gegen die Sitten Englands mit Verachtung erfüllt sei. Bernstorf hielt es für rathsam, durch einen Mann von Ruf und Ansehen diese Beschuldigungen widerlegen zu lassen und beauftragte Leibnitz damit.

Dieser, mit Eckard still an der Vollendung seiner braunschweigischen Geschichte arbeitend und sich vergessen glaubend, ergriff den Auftrag mit Eifer und Bereitwilligkeit, denn es knüpfte sich die Hoffnung daran, daß aus Anerkennung seines guten Willens, der König-Kurfürst ihm seinen Wunsch gewähren und ihn nach London kommen lassen werde. Er schrieb eine Schrift: „Anti-Jacobite," worin er die Anklagen der torristischen Grundbesitzer widerlegte und Georg rechtfertigte, und sandte dieselbe an Bernstorf, mit der Bitte, ihn nach London zu berufen, wo seine Gegenwart im Streite mit Newton nöthig sei; er erhielt aber keine Antwort auf seine Schrift und seinen Wunsch. Hätte er in London eine politische Partei für sich gehabt, so wäre es ihm ohne Zweifel nicht weniger schwer

als dem Componisten Händel geworden, die Abneigung des Landesherrn gegen sich in eine erzwungene Gunst zu verwandeln, aber er hatte in England nur gelehrte Freunde und obenein die Anhänger Newton's gegen sich.

Händel war damals, als er in Hannover die Bestallung eines Kapellmeisters angenommen, von England nicht wieder zurückgekehrt, hatte, ohne Entschuldigung gegen Georg, sich in London engagiren lassen und war schnell ein Liebling der Aristokratie geworden. Als Georg im vorigen Herbst dort als König eintraf, und dem Händel zuerst begegnete, hatte er ihn mit Zorn und Geringschätzung behandelt und ihm den Zutritt am Hofe verboten, ihm auch untersagt, die Concerte und Opern ferner zu leiten. Als aber Händel mit seiner Entfernung aus England drohte, erhob sich die gesammte vornehme Welt für ihn, Walpole führte ihn dem Könige zu und dieser sah sich gezwungen, seinen kurfürstlichen Despotismus gewohnter deutscher Willkür zu beugen, dem Künstler zu verzeihen und ihm seine Gunst wieder zu schenken.

Leibnitz blieb von seinem Könige-Kurfürsten vergessen und verachtet, da Bernstorf nicht gesonnen war, es dem Walpole nachzuthun. Der angestrengte Fleiß, welchen Leibnitz nunmehr mit Eckard auf die Vollendung der braunschweigischen Geschichte verwandte, griff seine Gesundheit an, da er sich wenig Schlaf gönnte,

manche Nacht auf seinem Arbeitsstuhle zubrachte und gar nicht mehr ausging. Die einzige Freude, die er sich schuf, waren kleine Feste, die er den Kindern gab, welche er aus bekannten Familien und Nachbarhäusern einlud und an deren unschuldigen Freunde er sich ergötzte, obgleich er auch dabei zuweilen eine Kränkung mit schmerzlichem Lächeln unterdrücken mußte, wenn Bürgerleute ihren Kindern verboten, in das Haus des „Glaubenichts" einzutreten.

Leibnitzens fleißiger Eifer, die ihm aufgetragene Geschichte, wofür er, wie ihm Bernstorf genug vorgehalten hatte, bezahlt werde, zu vollenden und damit seiner Pflicht zu genügen, war von der Absicht getrieben, nach Beendigung seiner Arbeit Hannover zu verlassen. Wohin? das wußte er noch nicht. Im Frühjahre 1716 wurde er von einem heftigen Gichtanfalle heimgesucht, der seine Arbeit unterbrach, obgleich er dem Schlusse derselben nahe war. Er genas und arbeitete fort; da hörte er, daß Peter, der Czar von Rußland, im Juli zu Pyrmont eintreffen werde; das war eine neue Hoffnung für ihn und seine Pläne. Karl XII. war nach der Niederlage bei Stralsund und dem erzwungenen Frieden mit Polen und Rußland still geworden, der Czar konnte wieder an friedliche Unternehmungen denken, und Leibnitz, dem das Schwefelbad Pyrmonts zur Nachkur dienen sollte, reiste dorthin.

Peter traf ein, Leibnitz trat zu ihm, beide tauschten sich aus und waren für einander erwärmt. Peter machte neue Versprechungen, Leibnitz lebte neu auf und gewann Lebensmuth, Geistesfrische und Humor wieder; sein Kopf füllte sich mit Plänen für Rußlands wissenschaftliche Cultur. Kaum war der Czar abgereist, als Leibnitz die Nachricht von Eckard erhielt, daß der König Georg mit Bernstorf und seinem Hofe in Herrenhausen eingetroffen sei. Die neubelebte Natur Leibnitzens war empfänglicher für neue Anknüpfungen und Zugeständnisse an das Leben geworden. Er traf im August in Hannover ein, meldete sich bei Bernstorf, der ihn mit kalter Höflichkeit empfing und die Nachricht von der Vollendung der braunschweigischen Geschichte mit einem kalten, gleichgültigen „Gut" beantwortete. Leibnitz bat um eine Audienz beim König-Kurfürsten und erst nach langem Zögern erhielt er sie in Herrenhausen, das er jetzt zum ersten Male wiedersah, und wo er beim Aufblicke nach den verhüllten Fenstern der Kurfürstin in Thränen gerieth. Georg empfing ihn mürrisch, einsylbig, ohne ein Wort des Wohlwollens; er ließ Leibnitzens Anzeige von der Vollendung der braunschweigischen Geschichte und seinen Wunsch, eine Zeit lang in London leben zu können, ohne Antwort. Mit dem Gefühle der Demüthigung, sich innerlich aufrichtend an der Persönlichkeit und der Anerkennung des Czaren, verließ Leibnitz Herrenhausen mit dem Entschlusse, es

nie wieder zu betreten. Unter den Fenstern der theuren Kurfürstin nahm er einen schmerzlichen Abschied von seiner hier verlebten Vergangenheit.

Obgeich die Anwesenheit des Hofes die Stadt in große Bewegung setzte und Festlichkeiten das Schloß und die Straßen belebte, so verließ Leibnitz doch sein Haus nicht wieder, wo er mit Eckard sich in Plänen für Rußland aussprach. Der Hof blieb noch immer und Georg schien sich von Herrenhausen nicht wieder trennen zu können. Im Anfange Novembers stellte sich bei Leibnitz die Gicht wieder ein, seine Kräfte schwanden auffallend, er selbst redete vom Tode und wollte doch dem siechen Körper nicht die Ruhe des Bettes gönnen. Gewohnt, Tage lang in seinem Lehnstuhle zu wachen und zu schlummern, verließ er ihn auch jetzt nicht; Eckard und sein treuer Diener Dinninger waren bei ihm. Er dictirte ihnen Ideen über die Organisation der Arbeit, über die Mittel zur Abhülfe öffentlicher Noth; sein Geist arbeitete rastlos und in allen Gebieten des Wissens und Lebens.

„Ruhen Sie doch," sagte Eckard, „Sie übernehmen Ihre Kräfte, Ihre geistige Unruhe macht mich ängstlich."

„Lieber, treuer Eckard," erwiderte Leibnitz, „es ist mir, als sollte ich bald zu unserer großen Kurfürstin und der theuren Charlotte treten und von ihnen erfahren, ob ich Wahrheit oder Irrthum mit ihnen ge-

redet habe. Ich fühle den Drang, alle meine Ideen noch auszusprechen, damit sie nach mir ein Anderer ausführe, denn es muß eine bessere Zeit kommen, wo man mich verstehen wird."

Am 14. November, als der Hof eben eine große Festlichkeit im Schlosse beging, wurde Leibnitz so hinfällig, daß sein Diener in der Angst seines Herzens sagte: „Ach, lieber Herr, wollen Sie nicht das heilige Abendmahl nehmen?"

Leibnitz sah den Diener mit ruhiger Klarheit an und sprach: „Wozu das? Ich habe Niemandem etwas zu Leide gethan und nichts zu beichten. Soll ich nicht ebenso sterben können, wie meine große Kurfürstin, wie meine Charlotte? Ein Priester kann mich nichts lehren."

Nach einer Weile schlief er ein; man verhielt sich ruhig, er schlief lange. Als der Diener und Eckard heranschlichen, athmete er nicht mehr, sein Gesicht lächelte selig, sein Auge war gebrochen. Er war siebenzig Jahre alt geworden.

Die Meldung von seinem Tode bei Hofe, dem Minister und den seitherigen Freunden blieb ohne Antwort. Niemand bekümmerte sich um den Gestorbenen. Eckard allein besorgte die Angelegenheiten des Begräbnisses, lud die Personen des Hofes, des Justizcollegiums, der Geistlichkeit und Nachbarschaft ein, dem Todten die letzte Ehre zu erweisen. Der Sarg stand

auf dem Hausflur, die bezahlten Leichenbitter und Träger waren da; vergebens wartete man auf eine Person des Hofes, der Regierungsbehörden, der Geistlichkeit, des Magistrats. Niemand stellte sich ein; weder Hof, noch Behörde, noch Stadt nahm Notiz von ihm.

Da stürzte ein Engländer in das Haus, knieete am Sarge nieder und rief schmerzlich: „Welt, wie viel verlierst du an diesem Manne, Himmel, wie reich wirst du durch ihn!" Es war der Ritter Kers von Kersland, der in der Nacht eingetroffen war, um mit Leibnitz zu verkehren und auf dem Wege zu ihm den Tod desselben gehört hatte. Ekkard trat zu ihm. „Wo sind die Personen des Gefolges?" fragte Kersland hastig, „wo die Equipagen des Hofes? Wo die Geistlichen und Beamten?"

„Niemand ist da!" erwiderte Ekkard.

„Was?" rief der Ritter entrüstet, „die Zierde dieses Landes, einen Mann wie Newton, begräbt man hier wie einen Wegelagerer? Kommen Sie, so wollen wir Beide uns selbst ehren, daß wir diesen Heroen bestatten."

Das Begräbniß begann; ein ärmlicher Leichenzug, als wäre ein Verbrecher zum stillen Verscharren verurtheilt. Der „Glaubenichts" wird begraben, flüsterte der Nachbar oder ein Vorübergehender. Es hatte dem Ekkard Mühe gekostet, ihm eine Ruhestätte

in der Neustädter Johanniskirche zu erwirken. Die Geistlichen erwähnten des Todten auf den Kanzeln mit hämischen Anspielungen auf seinen Unglauben; Hof und Stadt blieben theilnahmlos. Einige Stunden nach dem stillen Begräbnisse erschienen Justizbeamte, die Leibnitzens Papiere und Vermögen unter Siegel legten. Man fand ein baares Vermögen von 16,000 Thalern vor, das ein Schwestersohn, der Pastor Löffler zu Probstheida bei Leipzig, als rechtmäßiger Erbe abholte und dessen Frau beim Anblicke der Geldsäcke vor Freude vom Schlagflusse getödtet wurde.

Als Ekkard das fertige Manuscript der Geschichte des braunschweigischen Hauses dem Minister Bernstorf vorlegte, antwortete dieser: „Man lasse es in die Bibliothek bringen und da liegen." Es lag hier 130 Jahre unbenutzt und begraben.

Leibnitzens Tod ging spurlos vorüber. Die Akademieen zu Berlin und London ließen kein Wort über das Hinscheiden eines großen Gelehrten hören, nur Fontenelle hielt ein Jahr später in der französischen Akademie eine glänzende Rede über die Größe und Verdienste Leibnitzens und Wolf in Halle schrieb für die „Acta Eruditorum" einen rühmlichen Nachruf. Als der König Friedrich Wilhelm von Preußen erfuhr, daß Leibnitz gestorben sei, ernannte er den Hofnarren zu seinem Nachfolger in der Akademie und sagte: „Der Kerl war doch zu nichts tauglich!"

So starb ein Mann voll idealer Anschauungen, voll hoher und befruchtender Gedanken in allen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens, ausgerüstet mit einem eisernen Fleiße im Erforschen des Reiches der Geister und Körper, ein seltenes Muster idealer, philosophischer Denkkraft uud empirischer Erkenntniß. Er hatte das vollste Anrecht an das Wort des späteren Dichters:

. . . . Was dem Mann das Leben
Nur halb gewährt, soll ganz die Nachwelt geben!

Bayerische Staatsbibliothek München

Empfehlenswerthe Schriften aus dem Verlage von **Otto Janke** in **Berlin**:

George, Amara, Vor Tagesanbruch. Erzählungen und Lieder. 8 Geh. 1859. 1 Thlr.

Glaßbrenner, Adolf, Neuer Reinecke Fuchs. Dritte verbesserte Aufl. 8. Geh. 1862. 1 Thlr.

Goltz, Bogumil, Exacte Menschen-Kenntniß in Studien und Stereoscopen.

Erste Abtheilung: Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. 8. Geh. 1859. 1 Thlr.

Zweite Abtheilung: Physiognomie und Charakteristik des Volkes. 8. Geh. 1859. 1 Thlr.

Dritte Abtheilung: Die Deutschen. Ethnographische Studien. 2 Bände. 8. Geh. 1860. 2 Thlr.

Hartmann, Moritz, Bilder und Büsten. Zwei Theile in einem Bande. 8. Geh. 1860. 1 Thlr.

— — Erzählungen meiner Freunde. Geh. 1 Thlr.

Heller, Robert, Der Reichspostreiter in Ludwigsburg. Novelle auf geschichtlichem Hintergrunde. 8. Geh. 1857. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Das Geheimniß der Mutter. Novelle. 8. Geh. 1859. 1 Thlr. 20 Sgr.

Niendorf, M. Ant. Die Hegler-Mühle. Cyclus märkischer Lieder. Zweite veränderte Auflage. Mit 7 Illustrationen von A. Haun. Min.-Ausgabe in elegantem, reich vergoldeten Einband. 1 Thlr.

— — Dasselbe. Eleg. cartonnirt. 20 Sgr.

— — Das Gudrun-Lied. Zweite Auflage. Eleg. in Leinen gebunden. 15 Sgr.

— — Fürst Leopold von Anhalt-Dessau. 20 Sgr.

Fernere, sehr empfehlenswerthe Schriften von

George Hesekiel:

Aus drei Kaiserzeiten. 3 Abtheilungen.

1. Abth. Bei Kaiser Karl's Leben. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.
2. Abth. Unter Maria Theresia. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.
3. Abth. Zu Kaiser Joseph's Tagen. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.

Ein Graf von Königsmarck. 3 Bde. 8. Geh. 4 Thlr.

Lux et Umbra. Ein großer Liebeshandel im 16. Jahrhundert. 3 Bde. 8. Geh. 4 Thlr.

Fünf Bücher deutscher Gedichte. 8. Eleg. Geh. 1½ Thlr.

Schmal geweckt. Geschichten und Novellen. 2 Bde. 12. Geh. 1 Thlr.

Der Patricier und sein Haus. Eine Nürnbergische Geschichte. 3. Auflage. 3 Bde. 12. Geh. 1½ Thlr.

Die Zunftgenossen. Eine Augsburgische Geschichte. 3. Aufl. 2 Bde. Geh. 1 Thlr.

Die Stadtjunker. Eine Ulmische Geschichte. 3. Auflage. 2 Bde. 12. Geh. 1 Thlr.

Graf d'Anéthan d'Entragues. Histor. Roman. 3. Aufl. 4 Bde. Geh. 2 Thlr.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

76
17
―――
93
47

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klencke, Hermann,

Leibnitz und die beiden Kurfürstinnen historischer Roman

Bd.: 3. Band

Berlin 1863

P.o.germ. 1928 r-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10126767-8